

HEIDELBERGER  
JAHRBÜCHER  
ONLINE  
Band 10 (2025)

Gesellschaft der Freunde  
Universität Heidelberg e.V.



# Narrative und Anekdoten in der Wissenschaft

Vera Nünning & Michael Wink (Hrsg.)

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING



## **Narrative und Anekdoten in der Wissenschaft**

**Heidelberger Jahrbücher Online**

Band 10

Herausgegeben von der  
Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e. V.



# **Narrative und Anekdoten in der Wissenschaft**

Vera Nünning & Michael Wink (Hrsg.)

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING

## Redaktion

Vera Nünning & Michael Wink

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Diese Zeitschrift ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Publiziert bei Heidelberg University Publishing (heiUP), 2025

Universität Heidelberg / Universitätsbibliothek  
Heidelberg University Publishing (heiUP)  
Grabengasse 1, 69117 Heidelberg  
<https://heiup.uni-heidelberg.de>  
E-Mail: [ub@ub.uni-heidelberg.de](mailto:ub@ub.uni-heidelberg.de)

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von Heidelberg University Publishing <https://heiup.uni-heidelberg.de> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).  
doi: <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2025.1>

Text © 2025, Das Copyright der Texte liegt bei den jeweiligen Verfasser:innen.

Covergestaltung: echtweiß Kreativagentur, [www.echtweiss.de](http://www.echtweiss.de)  
Umschlagabbildung: Lascaux. Elk over a rectangle and a series of dots (Foto: Codex, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:%C3%89lan\\_aux\\_bois\\_2.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:%C3%89lan_aux_bois_2.jpg))  
Satz: text plus form, Dresden

ISSN 2509-7822  
eISSN 2509-2464

ISBN 978-3-96822-342-1 (Hardcover)  
ISBN 978-3-96822-343-8 (PDF)

# Inhaltsverzeichnis

## **Abbildungsverzeichnis** **XI**

## **Narrative und Anekdoten: Merkmale, Funktionen, kognitive Potentiale und Gefahren** **1**

Vera Nünning & Michael Wink

1	Definitionen und Merkmale von Narrativen und Anekdoten	3
2	Erzählungen als Mittel der Komplexitätsreduktion und der Sinnstiftung	8
3	Funktionen von Erzählungen in den Wissenschaften	10
4	Kognitive Potentiale, Grenzen und Gefahren von Erzählungen	13
5	Übersicht über die Beiträge des Bandes	19
6	Hinweise auf das Heidelberger Jahrbuch	22

## **Geschichten machen Geschichte. Erzählen über Herkunft in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters** **29**

Bernd Schneidmüller

1	Zum Auftakt: Geschichte und Geschichten	29
2	Herkunft erzählen im früheren Mittelalter	33
3	Schluss	52

## **Sich erzählend selbst beheimaten: Anekdotisches Erzählen in Oral-History-Interviews mit Migrant:innen** **57**

Cord Arendes & Nicholas Beckmann

1	Einführung	57
2	Anekdote und Geschichtswissenschaft: Eine Standortbestimmung	58
3	Anekdotisches Erzählen in Oral-History-Interviews	62
4	Fallbeispiel: „Türkische Migrationsgeschichte(n) in Schwetzingen“	64
5	Fazit: Anekdotisches Erzählen als Strategie der Selbstbeheimatung	74

## **„Talking Cure“: Erzählen als Therapie** **81**

Rainer Matthias Holm-Hadulla, Michael Sperth, Ann-Kathrin Günter & Frank Hagen Hofmann

1	Kulturwissenschaftliche, entwicklungspsychologische und neurowissenschaftliche Hintergründe	82
2	Goethes selbst-therapeutisches Erzählen	84
3	Die therapeutischen Erzählungen Taylor Swifts	87
4	Erzählen: Eine integrative Grundlage moderner Psychotherapie	91
5	Ausblick	95

## **Narrative aus psychologischer Sicht** **101**

Joachim Funke

1	Einführung	101
2	Narrative in der Psychotherapie	102
3	Was Narrative sind	103
4	Warum man Narrative braucht	104
5	Warum Narrative ein Problem darstellen können	105
6	Narrative in der Politik	105
7	Abschluss: Was ist zu tun?	106

## **Bedeutung von Narrativen und Anekdoten in der Biologie** **111**

Michael Wink

1	Einleitung	111
2	Schöpfungsgeschichte und Evolutionstheorie	113
3	Klassische Sagen der Antike	116
4	Traditionelle und integrative Medizin: Einsatz von Arzneipflanzen	119
5	Moderne Mythen und anekdotische Wissenschaft	123
6	Ausblick	128

## **Anekdoten und Narrative in den Wissenschaftsdisziplinen der Biologie: Die Vermenschlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der Einfluss alter Mythologien** **131**

Claudia Erbar & Peter Leins

1	Einleitung	132
2	Narrative und ihr naturwissenschaftlicher Hintergrund	134
3	Einfluss der Bibel und alter Epen auf unsere Pflanzenwahrnehmung und Sprache	149
4	Schlussbetrachtung	168

## **Dysfunktionale Narrative: Die Beispiele Afrika und Gesundheit. Oder: wie etablierte Narrative Flexibilität verhindern** **175**

Konrad Obermann & Bernd Glazinski

1	Theoretischer Rahmen: Komplexität – Narrativ – Dysfunktionalität	175
2	Narrativbeispiel 1: Afrika	177
3	Narrativbeispiel 2: Gesundheit	181
4	Zur Notwendigkeit und Veränderbarkeit von Narrativen	185
5	Schlussbemerkung	187

<b>Gibt es den Teufel im Roman? Dämonomanie und unzuverlässiges Erzählen in Thomas Manns Roman <i>Doktor Faustus</i> (1947)</b>	<b>191</b>
Barbara Beßlich	

<b>Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht</b>	<b>209</b>
Vera Nünning	

1	Einleitung	209
2	Merkmale von Erzählungen	211
3	Grade von Narrativität	221
4	Lügen und Literatur: Fiktionale vs. faktuale Erzählungen	224
5	Verschwörungstheorien	227

<b>Bekannte Narrative in der Statistik</b>	<b>235</b>
Christel Weiß	

1	Einleitung	235
2	Eine Auswahl von Narrativen aus der Statistik	237
3	Schlussfolgerungen	251

<b>Narrative moralischer Werte in der neurowissenschaftlichen Forschung</b>	<b>255</b>
Sabine C. Herpertz & Friederike Nüssel	

1	Abbildung von geschützten moralischen Werten in kollektiven Narrativen	256
2	Neurobiologische Grundlagen der Prozessierung moralischer Werte	257
3	Die ‚dunkle Triade‘ und ihre Bedeutung für moralische Entscheidungen	259
4	Experimentelle neurowissenschaftliche Untersuchung von durch Narrative aktivierten moralischen Werten	259
5	Narrative von geschützten moralischen Werten und Netzwerke der Emotionsverarbeitung	260
6	Interindividuelle Unterschiede in der Verarbeitung von moralischen Werten und assoziierten Netzwerken	262
7	Die theologische Perspektive	263

**Narrationen in der Szenarien-Arbeit****271**

Kerstin Cuhls

1	Einleitung	271
2	Szenario-Methoden	272
3	Erzählungen, Narrationen oder Narrative	275
4	Beispiele für unterschiedliche Szenarien und Narrationen	278
5	Beispiele für den Transport von Szenarien mit unterschiedlichen Geschichten	280
6	... und eine Anekdote aus der Zukunftsarbeit	281
7	Adressaten von Narrationen und Narrativen	282





# Abbildungsverzeichnis

## Narrative und Anekdoten: Merkmale, Funktionen, kognitive Potentiale und Gefahren

Abb. 1: Narrative und Anekdoten im Spannungsfeld zwischen Faktizität und Fiktionalität

## Geschichten machen Geschichte: Erzählen über Herkunft in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters (Bernd Schneidmüller)

Abb. 1: Aneas flieht aus Troja (Handschrift 15. Jh.). Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 403, fol. 4r

Abb. 2: Die Tonsurierung des Merowingerkönigs Childerich III. in der Imagination des 19. Jahrhundert. Gemälde von Évariste-Vital Luminais, Le dernier des Mérovingiens, Carcassonne, Musée des Beaux-Arts

Abb. 3: Die Abstammung Karls des Großen von den Merowingern (Text 800–814. Handschrift 11. Jh.). Paris, Bibliothèque Nationale de France, Ms. lat. 11749, fol. 78v

Abb. 4: Stammbaumdarstellung mit der Abstammung der Karolinger von den Merowingern (Handschrift 14. Jh.). Paris, Bibliothèque Nationale de France, Ms. n. a. l. 779, fol. 170r

Abb. 5: Alexander der Große als erster in der Bildnisreihe der sächsischen Herrscher. Sächsisches Stammbuch (16. Jh.). Dresden, Sächsische Landesbibliothek. Staats- und Universitätsbibliothek, Mscr. Dresd. R.3, fol. 4v

Abb. 6: Ein Sachse überlistet einen Thüringer: Gold gab er für Erde (Inkunabel 1492). Cronecken der Sassen, Mainz: Peter Schöffer, fol. 8v

## Bedeutung von Narrativen und Anekdoten in der Biologie (Michael Wink)

Abb. 1: Wichtige Personen, die sich mit der Frage beschäftigten, wie die Lebewesen auf der Erde entstanden

Abb. 2: A. Büste von Homer; B. Polyphem; C. Schaf mit Stirnauge; D. Weißer Germer

Abb. 3: Das Schöllkraut (*Chelidonium majus*)

Abb. 4: A. Rinde des Chinarindenbaums; B. Einjähriger Beifuß

Abb. 5: Sozial monogame Singvögel, bei denen Seitensprünge regelmäßig nachgewiesen wurden.

### **Anekdoten und Narrative in den Wissenschaftsdisziplinen der Biologie: Die Vermenschlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der Einfluss alter Mythologien (Claudia Erbar & Peter Leins)**

Abb. 1: Bildliche Umsetzung des Narrativs von Linné (1745)

Abb. 2: Vereinfachte Darstellung eines Ökosystems

Abb. 3: Caatinga (Dornbuschsavanne) in Pernambuco (NO-Brasilien)

Abb. 4: Immergrüne tropische Regenwälder

Abb. 5: Mitteleuropäische Wälder

Abb. 6: Tierische reine Pflanzenfresser

Abb. 7: Pflanzliche Pflanzenfresser

Abb. 8: Reine Fleischfresser

Abb. 9: Allesfresser

Abb. 10: Tote Ausscheidungen in Form von Kot

Abb. 11: Totholz-Verzehrer (Pilze) im nördlichen Schwarzwald (Murgtal bei Schwarzenberg)

Abb. 12: Wolfsmilch- (*Euphorbia*-) Arten

Abb. 13: Weibliche Symbolik für Fruchtbarkeit

Abb. 14: Mythische Äpfel

Abb. 15: Zitrusfrüchte

Abb. 16: Mythologisierung der Zitrusfrüchte

Abb. 17: Äpfel

Abb. 18: Nachtschattengewächse (Solanaceae) mit Bewusstsein beeinflussenden Tropanalkaloiden

Abb. 19: Das „Homerische Moly“

Abb. 20: Großes Hexenkraut (*Circaea lutetiana*, Onagraceae)

### **Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht (Vera Nünning)**

Abb. 1: Modell der Erzählebenen eines Erzähltextes

Abb. 2: Erzählerfunktionen

Abb. 3: Unterschiedliche Grade der Fiktionalisierung

## **Bekannte Narrative in der Statistik (Christel Weiß)**

Abb. 1: Winston Churchill

Abb. 2: Eingipfelige Verteilungen

Abb. 3: Vergleich Mittelwert, Median und Modus

Abb. 4: Zusammenwirken von Exposition, Krankheit und Confounder

## **Narrative moralischer Werte in der neurowissenschaftlichen Forschung (Herpertz & Nüssel)**

Abb. 1: Statistischer Kontrast der BOLD-Antwort während der Werteskriptphase in der Gesamtstichprobe

Abb. 2: Statistischer Kontrast der BOLD-Antwort während der Entscheidungsphase

## **Narrationen in der Szenarien-Arbeit (Kerstin Cuhls)**

Abb. 1: 4 von 6 Beispielen der FOSTER-Szenarien



# Narrative und Anekdoten: Merkmale, Funktionen, kognitive Potentiale und Gefahren

Vera Nünning & Michael Wink

„Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles.“  
(Bernard von Brentano)

Erzählungen sind aus unserer Gesellschaft nicht wegzudenken. In unserem Alltag sind sie allgegenwärtig. Sie begegnen uns in Form von Erklärungen, Entschuldigungen, Alltagsgeschichten, Klatsch, Selbstgesprächen, Filmen, Netflix-Serien, Theaterstücken, Märchen, Mythen, Narrativen, Anekdoten, Verschwörungstheorien, und vielem mehr. Um unser Erleben für uns selbst und andere verständlich zu machen, um uns an Vergangenes zu erinnern und Zukünftiges zu planen, verwenden wir Erzählungen, die uns sogar nachts nicht loslassen: oft träumen wir in – wenngleich teils bizarren, inkohärenten oder fantastischen – Erzählungen. Evolutionsbiolog:innen erachten Narrationen<sup>1</sup> als einen zentralen Aspekt menschlichen Lebens, der schon in frühesten Zeugnissen in unterschiedlichen Regionen Spuren hinterließ. Bereits frühe Höhlenmalereien stellen Jagdszenen dar und implizieren damit narrative Strukturen, mit einem Anfang, einem spannenden mittleren Teil, und einem (je nach Perspektive) glücklichen oder unglücklichem Ende. Insbesondere in Gemeinschaften von Jägern und Sammlern waren Erzählungen ein effizientes Mittel der Kommunikation: ‚learning by doing‘ barg viele Gefahren, während Wissen über Jagdtechniken, Nahrung, und andere Überlebensnotwendigkeiten leicht in Form von Erzählungen vermittelt werden konnten (vgl. Boyd 2009; Boyd 2008, 138–143).<sup>2</sup>

Welche Regeln beim Erzählen beachtet werden müssen, lernen schon kleine Kinder, denen zunächst einmal mit lebenswürdiger Beharrlichkeit gesagt werden

- 1 Im Folgenden verwenden wir ‚Narrationen‘, ‚Geschichten‘ und ‚Erzählungen‘ synonym, unterscheiden jedoch zwischen Erzählung/Narration/Geschichte auf der einen und Subgenres wie Anekdoten, Narrativen, Biographien, Romanen etc. auf der anderen Seite.
- 2 S. auch Sugiyama 2001, 233–250.

muss, wie das geht: der Reihe nach, und nicht alles durcheinander! Es ist gar nicht so leicht, aus den ersten kindlichen Versuchen, Erzählungen zu machen, die es einem ermöglichen, Ereignisse und Charaktere auseinander zu halten, und dennoch alles so zu verknüpfen, dass es Sinn macht. Die meisten Erwachsenen haben die Regeln für das Verfassen von Erzählungen so verinnerlicht, dass diese als ‚natürliches‘ Mittel der Kommunikation erscheinen, über deren Bedeutung, Funktionsweisen, Potentiale, Gefahren und Grenzen man sich ebenso wenig Gedanken macht wie über die Rolle, die die beiden Subgattungen Narrative und Anekdoten in den Wissenschaften spielen – ganz zu schweigen von den Unterschieden in den Arten und Funktionen von Erzählungen.

Die Bedeutung von Erzählungen schlägt sich auch in den Wissenschaften nieder. „Narrative is a boom industry“, so stellte der amerikanische Jurist David A. Hyman bereits 1998 fest (Hyman 1998, 798), und in den letzten Jahren ist das Interesse an Erzählungen noch weiter gewachsen. Neben vielen anderen ‚Wenden‘ spricht man mittlerweile auch von einem ‚narrative turn‘, und in vielen Disziplinen lässt sich eine Renaissance der Erzählforschung beobachten. Damit ist das Erzählen zu einer Schlüsselkategorie geworden, die Brücken zwischen unterschiedlichen Disziplinen schlagen könnte: Philosophie, Geschichtswissenschaft, Psychologie – in der sich die ‚narrative Psychologie‘ mittlerweile als eigener Zweig etabliert hat – Soziologie, Theologie, Anthropologie, Politikwissenschaften, Linguistik, Literaturwissenschaft und zunehmend auch die Rechtswissenschaft sowie die Medizin befassen sich mit der Bedeutung von Erzählungen. Der Konjunktiv ‚schlagen könnte‘ ist hier leider bewusst gewählt, denn obgleich Erzählungen in vielen Wissenschaften präsent sind, haben fast alle Disziplinen ein unterschiedliches Verständnis davon, was eine Erzählung ist; sie bearbeiten unterschiedliche Aspekte und Konsequenzen von Narrationen und Narrativen, ohne sich der Forschung in den anderen Disziplinen bewusst zu sein. Mit diesem Band möchten wir daher ein Angebot dazu machen, über den Tellerrand zu schauen, und sich der (wissenschaftlichen) Potentiale von Erzählungen bewusst zu werden.

Im Folgenden werden wir zunächst eine kurze Einführung in einige grundlegende Merkmale von Narrativen und Anekdoten liefern, um so eine Grundlage für die differenzierteren Überlegungen in den einzelnen Kapiteln bereit zu stellen. In einem zweiten Schritt möchten wir knapp auf zwei wichtige Funktionen von Erzählungen hinweisen. Danach werden wir uns auf die Rolle von Narrationen in den Wissenschaften konzentrieren. In einem weiteren Abschnitt werden die kognitiven Potentiale sowie die Grenzen und Gefahren von Narrationen kurz erörtert. Abschließend geben wir einen Überblick über die Beiträge in diesem Band.

# 1 Definitionen und Merkmale von Narrativen und Anekdoten

In vielen Kontexten wird der Terminus ‚Narrativ‘ synonym verwendet mit ‚Erzählung‘. In der Soziologie und in einigen Bereichen der Kulturwissenschaften unterscheidet man jedoch zwischen beiden. Die Erzählung kann als Oberbegriff verstanden werden, der unterschiedliche Subgenres – unter anderem Narrative und Anekdoten, auch Biographien und Memoiren, sowie literarische Formate wie Abenteuergeschichten, Bildungsromane, Krimis, etc. – einschließt. Im Gegensatz zu anderen ‚Makrogenres‘ wie Beschreibungen oder Erklärungen zeichnen sich Erzählungen vor allem dadurch aus, dass in ihnen etwas passiert. Sie erschaffen eine erzählte Welt, in der sich Veränderungen vollziehen, die von Menschen oder menschenähnlichen Wesen intentional vorangetrieben (oder verhindert) werden. Zudem sind Geschichten grundsätzlich aus einer bestimmten Perspektive erzählt – Objektivität sucht man in ihnen vergeblich.<sup>3</sup> Erzählungen sind ein zentrales Mittel zwischenmenschlicher Kommunikation; wichtige Funktionen von allen Geschichten sind die Komplexitätsreduktion, die Herstellung von Zusammenhängen zwischen teils disparaten Intentionen, Handlungen und Ereignissen, und die Sinnstiftung. Das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen wird maßgeblich von Erzählungen geprägt, die unter anderem wichtig für unser Selbstverständnis und unsere Identitätskonstruktion sind. Erzählungen können faktual oder fiktional sein; unterschiedliche Arten lassen sich auf einer Skala von ‚Faktizität‘ und ‚Fiktivität‘ einordnen:<sup>4</sup>

Erzählungen				
Blogs	Reiseberichte	historische Romane	Fantastische Geschichten	
Zeitschriftenartikel	<b>Narrative</b>	Mythen	Hagiographien	Utopien
Biographien	Memoiren	<b>Anekdoten</b>	Docu-Drama	Sagen
Faktizität		Märchen		
				Fiktivität

**Abbildung 1:** Narrative und Anekdoten im Spannungsfeld zwischen Faktizität und Fiktionalität

- 3 Zu einer genaueren Erörterung der Merkmale von Erzählungen vgl. den Beitrag von Vera Nünning in diesem Band.
- 4 Dieses Modell ist von uns erstellt; es ist relativ simpel; zu einer etwas präziseren Darstellung vgl. Abbildung 4 in dem Beitrag zu Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht. Zudem hängt die präzise Einordnung jeweils vom einzelnen Text ab; einige historische Romane beruhen auf präziser Analyse der historischen Verhältnisse, andere (z. B. Mantel- und Degenromane) sind von jeder Sachkenntnis ungetrübt. Dies gilt auch für Narrative und Anekdoten. Mythen sind hier relativ mittig angeordnet, was sich daraus ergibt, dass sie in früheren Zeiten bzw. von einigen Gruppen als faktual erachtet wurden.

Schaut man sich an, was – auch in diesem Band – unter einer spezifischen Art der Erzählung, unter Narrativen, verstanden wird, so lässt sich als gemeinsamer Nenner herausarbeiten, dass Narrative von einer (größeren) Gruppe als gültig und wichtig verstanden werden, dass sie bestimmten Ereignissen oder Sachverhalten einen Sinn zuweisen, der von anderen Gruppen oft als ‚ideologisch‘ eingestuft wird, und dass sie unser Denken und Handeln prägen. Im Gegensatz zu Erzählungen, die anscheinend als harmlos gelten, wird bei Narrativen häufig darauf hingewiesen, dass sie kritisch hinterfragt werden müssen.<sup>5</sup> Während Erzählungen sich mit großen und kleinen Geschichten befassen können, mit Individuen ebenso wie mit Gruppen, so geht es bei Narrativen oft um größere Zusammenhänge.

Auch ‚master narratives‘ (Meistererzählungen) zählen zu Narrativen.<sup>6</sup> Dieser Begriff bezeichnet eine spezifische Art von Erzählungen, die sich auf ein Kollektiv bezieht – sei es eine Nation, ein Staatenverbund, eine Kultur – und von deren Angehörigen für ein Verständnis (ihrer Stellung in) der Welt verwendet werden. Solche etablierten Narrative, die in einer Gemeinschaft als gültig und legitim angesehen werden, prägen das kollektive Selbstbild und nehmen Einfluss auf die Art und Weise, wie die Umwelt wahrgenommen wird. Die ‚master narrative‘ vom ‚American Dream‘ bezieht sich etwa auf den Traum vom Aufstieg, vom besseren Leben, vor allem in Form der Anhäufung von Besitz; sie liefert ein allgemeines Muster, das für die Konstruktion von individuellen Lebensgeschichten genutzt werden kann.<sup>7</sup> In ähnlicher Weise werden Narrative teilweise als eine Art kognitiver Rahmen verstanden, der mit

5 In unserem Band etwa von J. Funke und M. Wink und Obermann und Glazinski.

6 Dies gilt für den deutschen Sprachgebrauch. Im Englischen wird der Begriff ‚narrative‘ für alle Erzählungen verwendet; unterschieden wird daher zwischen ‚narrative‘ und anderen Subgattungen wie ‚master narratives‘ oder Romanen, etc.

7 So ermöglicht es der ‚American Dream‘, die eigene Lebensgeschichte im Kontext von beruflichem und finanziellem Erfolg zu verstehen. Zentrale Werte dieser Lebensgeschichten sind Autonomie, Freiheit und sozialer Aufstieg, wobei Erfolg durch den Gebrauch von Luxusgütern demonstriert wird. Viele US-Amerikaner favorisieren eine Art ‚redemption story‘, d.h. eine Geschichte, die zeigt, wie selbstbestimmte Individuen erfolgreich gegen Schwierigkeiten ankämpfen und Hindernisse meistern; ihre Bemühungen werden schließlich vom Erfolg gekrönt. Wie der Psychologe Dan McAdams (2013 [2005]) zeigen konnte, korreliert die Anwendung des Plotmusters der ‚redemption‘ auf das eigene Leben nicht nur mit Zufriedenheit und Glück, sondern auch mit Altruismus. Gleichzeitig erkennt McAdams persönliche und kulturelle Vielfalt an, indem er auch auf Individuen hinweist, die ganz ähnlichen Erfahrungen in Form von ‚contamination stories‘ Sinn verliehen, die darlegen, inwiefern große Hindernisse ihr Leben zerstörten. Die Erfahrungen beider Gruppen waren grundsätzlich die gleichen, aber es macht einen großen Unterschied, welche Plotmuster verwendet werden, um ihnen Sinn zu verleihen. Master narratives stellen daher Rahmen und (Plot)Muster für die Deutung der eigenen Erfahrungen bereit, und beeinflussen so das Verständnis der nationalen Geschichte ebenso wie der eigenen Identität.



Inhalten über einen bestimmten Sachverhalt und den Weisen, wie man mit diesem umgehen kann, gefüllt wird.<sup>8</sup>

Einer relativ engen Definition zufolge beziehen sich Narrative auf die Entstehungsgeschichte einer bestimmten Gruppe, deren Selbstbild sie dadurch konstituiert und bestätigt, dass sie ihre Vergangenheit in einer bestimmten Weise deutet.<sup>9</sup> Solche Gründungsgeschichten vermitteln zentrale Werte, konturieren kollektive Identitäten, und haben oft einen hohen affektiven Gehalt. Wie das Gedächtnis (s. Schacter et al. 2007) ist ein Narrativ dabei zugleich zukunftsorientiert: Narrative interpretieren die Vergangenheit, erklären dadurch die Gegenwart und projizieren eine bestimmte Zukunft, die den Zielen und Werten der Gruppe entspricht. Gerade in ungewissen, von Krisen bestimmten Zeiten bieten sie Gruppenmitgliedern nicht nur Orientierung, sondern verheißen auch eine bestimmte (meist positive) Zukunft. Sie verankern „ein kollektives Selbstbild über Werte und Gefühle [...verinnerlichen] Haltungen und Überzeugungen“ und stützen gemeinsame Ziele (A. Assmann 2023, 95). Häufig sind sie stark von der Ablehnung der Werte und Ziele als rivalisierend empfundener Gruppen geprägt: Das Selbstbild wird entwickelt in Abgrenzung zu Feindbildern, auf die die eigenen negativen, nicht wahrgenommenen bzw. unterdrückten Eigenschaften und Wünsche projiziert werden. Innerhalb einer Gesellschaft machen Narrative daher die tieferen Konfliktlinien sichtbar (vgl. *ibid.*).

In einem weiteren Sinne des Begriffs beziehen sich Narrative auf konkrete Ereignisse und werden in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen verwendet. Insbesondere in der Politik wird von verschiedenen Parteien aus versucht, ‚ein Narrativ zu setzen‘, d. h. Erzählungen zu verbreiten, die die Ereignisse in einer Weise deuten, die der eigenen Ideologie entspricht.<sup>10</sup> Solche Erzählungen enthalten Identifizierungen von und Lösungsvorschläge für Probleme(n), die dem Parteiprogramm entsprechen; darüber hinaus ermöglichen sie potentiellen Wähler:innen, sich mit den dort angebotenen Werten und Überzeugungen zu identifizieren, und zur durch das Narrativ

8 Diese Begriffsbestimmung verwenden etwa Obermann und Glazinski in ihrem sehr interessanten Beitrag in diesem Band. Wissenschaftliche Literatur zu dieser Definition haben wir nicht finden können. Tatsächlich lassen sich – angesichts der Verbreitung und Bedeutung des Begriffs ‚Narrativ‘ – nur sehr wenige wissenschaftlich begründete Definitionen finden.

9 Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf A. Assmann 2023, vor allem S. 94–95. Folgt man dieser Definition, so sind jedoch eine Reihe von ‚grand narratives‘ aus dieser Bestimmung ausgeschlossen: etwa das im Kontext von Narrativen oft eingeführte ‚Narrativ‘ von der europäischen Aufklärung, sowie alle in der Geschichtswissenschaft im Nachhinein konstruierten Narrative etwa von der Industrialisierung, dem ‚Rise of the Middling Ranks‘ oder dem ‚Aufstieg des Romans‘. Der aktuelle Gebrauch der Termini ‚Narrativ‘ erlaubt es nicht, sich auf eine Definition zu beschränken.

10 Dies versuchte etwa die FDP im Herbst 2024, als versucht wurde, ein Narrativ zu setzen, dass ihren Austritt aus der rot-gelb-grünen Koalition in für sie positiver Weise deutete.

konstruierten Gruppenidentität zu gehören. Auch in der Wirtschaft wird versucht, Theorien, Institutionen und Produkten mit Narrativen zum Erfolg zu verhelfen.

Wie für alle Erzählungen gilt auch für Narrative, dass ihr Erfolg nicht davon abhängt, ob die darin enthaltenen Fakten und Ereignisse der Wahrheit entsprechen; maßgeblich für die Wirkung sind vielmehr vor allem die Anschlussfähigkeit an die Überzeugungen sowie das Wissen der Rezipient:innen und die Persuasivität der Erzählung. Narrative sind dann erfolgreich, wenn sie von bestimmten Gruppen verinnerlicht werden, deren Überzeugungen und Werten Ausdruck verleihen, deren Emotionen wecken, und die (Um)Welt auf für die Mitglieder schlüssige Weise erklären. Narrative bieten daher verschiedene Lebensbereiche übergreifende Formen der Sinnstiftung an, die den jeweiligen Gruppenmitgliedern Halt geben und ihre Emotionen in eine spezifische Richtung lenken. Als eine Subgattung der Erzählung konstituieren auch Narrative eine auf eine Gruppe bezogene Sicht auf und Interpretation von Realität.

Auch Anekdoten sind Mittel der Sinnstiftung und der Komplexitätsreduktion.<sup>11</sup> Dieses Subgenre von Erzählungen ist als literarische Gattung seit der Spätantike belegt und findet sich in vielen unterschiedlichen Ausprägungen. Meist versteht man unter Anekdoten klar strukturierte, geistreiche Miniatur-Erzählungen, die ein aussagekräftiges Ereignis beinhalten, und wie alle Erzählungen in drei Teile gegliedert werden können: in eine anfängliche Situation, einen zentralen Wandel, und ein Ende, das in der Anekdote in der Regel eine Pointe enthält (vgl. Gossman 2003, 149). Anekdoten schildern ein Ereignis in verdichteter Form; sie sind knapp und komprimiert, und streichen das Wesentliche einer Begebenheit hervor (vgl. Grandl und Möller 2021, 4, 6). Sie erzählen in der Regel ein als seltsam bzw. merkwürdig empfundenes Ereignis, das auf die Essenz reduziert wird, und etwas Charakteristisches über eine Person bzw. einen Sachverhalt aussagt.

In ihrer schriftlichen Form dienten Anekdoten häufig dazu, ein zentrales Merkmal einer bedeutenden Person in pointierter Form narrativ zu vergegenwärtigen (Grandl und Möller 2021, 5). Solche kurzen nicht-fiktionalen Erzählungen erheben den Anspruch, eine wahre Geschichte zu erzählen.<sup>12</sup> Allerdings ist es nur selten möglich, nachzuweisen, dass es sich um wahre Begebenheiten handelt. Dies liegt auch am Inhalt dieser pointierten Erzählungen, die sich insbesondere in Geschichtswerken des 18. und 19. Jahrhunderts oft mit Ereignissen befassen, die eher randständig oder mar-

11 S. auch Weber (1993, 71). Zur frühen Forschung zu Anekdoten (und ihren Funktionen in der Geschichtswissenschaft) vgl. den sehr guten Artikel von Gossman (2003). Seit 2014 finden sich vermehrt grundlegende Studien zu Anekdoten auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht; vgl. etwa Grandl und Möller 2021 und Möller und Moser 2022.

12 Das Abzielen auf die ‚Authentizität‘ und ‚Realität‘ des anekdotisch Erzählten wird häufig als ein Merkmal der Anekdote diskutiert; vgl. dazu etwa Möller und Moser 2022, 7–8, 14.

ginal sind und Merkmale betonen, die ansonsten nicht im Mittelpunkt der Geschichte stehen (Möller und Moser 2022, 5–6). Dass man ihren faktischen Wahrheitsgehalt teils aus guten Gründen bezweifeln kann, tut ihrer Wirkung jedoch keinen Abbruch; geht es doch darum, etwas Charakteristisches zu zeigen, das wahr sein kann, auch wenn sich das Ereignis nie in der erzählten Form zugetragen hat (Gossman 2003, 159). Gerade dann, wenn sie nicht der faktischen Wahrheit entsprechen, erlauben Anekdoten daher einen Einblick in die zur Entstehungszeit wichtigen Werte und Überzeugungen einer Kultur.<sup>13</sup>

Auch mündliche, im Alltag erzählte (und teilweise mündlich überlieferte) Anekdoten streichen häufig zentrale Charakteristika, Überzeugungen oder Werte ihrer Protagonisten heraus. Sie handeln meist von Erfahrungen, die die Erzähler:innen selbst gemacht haben – wobei auch andere Personen, Familienmitglieder oder Freunde, im Mittelpunkt des Ereignisses stehen können. Ebenso wie schriftlich verfasste Anekdoten sind auch solche kurzen mündlichen Erzählungen verdichtet und haben einen geringen Grad an Komplexität.<sup>14</sup> Dass die Anekdote kurz und prägnant sein soll, schließt nicht aus, dass sie – in ausgeschmückter Form – auch einige Druckseiten umfassen kann. Zumindest sind einige wenige Sätze erforderlich, denn als Subgattung der Erzählung schildert die Anekdote ein Ereignis, in dem Menschen intentional miteinander kommunizieren und handeln. Seit einigen Jahren sind Anekdoten als Mittel der Erkenntnisfindung stärker ins Interesse der Forschung gerückt; in unserem Band erörtern Cord Arendes und Nicholas Beckmann, welche Bedeutung die Analyse von Anekdoten in der Geschichtswissenschaft, und besonders in der ‚oral history‘ haben kann.<sup>15</sup>

In der Medizin und der Biologie wurden Anekdoten bis ins späte 19. Jahrhundert verwendet, um wissenschaftliche Thesen zu belegen oder bestimmte Argumentationen zu untermauern. Solche ‚anekdotische Beweisführung‘ genügt heutigen Kriterien wissenschaftlichen Arbeitens nicht, schließlich könnte es sich nur um Ausnahmen – oder auch nur einen einzigen Fall – handeln, die fälschlicherweise als charakteristisch und repräsentativ für den Zusammenhang angeführt wurden. Welche Rolle Anekdoten in der Biologie spielen, wird in unserem Band von Michael Wink ausgeführt.

13 Vgl. dazu auch Schneidmüller 2019.

14 In mündlicher Kommunikation finden sich häufig kurze Geschichten, die von der Form und der Funktion her Anekdoten gleichen (vgl. Fludernik 2015, 117). Zum geringen Grad an Komplexität vgl. Gossmann (2003, 148).

15 In diesem Beitrag findet sich zudem eine genauere Beschreibung von Anekdoten, die auf zahlreichen Belegen aus der Fachliteratur gründet.

## 2 Erzählungen als Mittel der Komplexitätsreduktion und der Sinnstiftung

Alle Erzählungen zeichnen sich durch eine Reihe von gemeinsamen Charakteristika, kognitiven Potentialen und Funktionen aus. Eine der wichtigsten Funktionen aller Erzählungen ist die der Sinnstiftung, die zunächst basiert auf Komplexitätsreduktion. Erzählungen ermöglichen es, die Fülle an Perzeptionen, die uns durch unsere Sinne zugänglich werden, zu einem verständlichen und handhabbaren Erleben zu transformieren.<sup>16</sup> Erzählungen „bieten für Menschen das zentrale Ordnungsmuster, das sie ihr Leben als ein kohärentes Ganzes erfahren lässt. Ohne eine solche Ordnung bewegten wir uns nur in einem Chaos aus Erfahrungen, – psychologisch könnten wir in einer solchen ‚bedeutungslosen‘ Welt nicht überleben“ (von Schlippe 2007, 9).<sup>17</sup>

In den Natur- und Lebenswissenschaften kann die Abfolge von Zeit in Graphiken, Listen oder Tabellen ausgedrückt und auf Nanosekunden genau bestimmt werden; mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Formeln kann die zeitliche Abfolge solcher Prozesse erklärt werden. Um Ereignisse (und damit zeitliche Abfolgen) im Alltag zu verstehen, brauchen wir jedoch Erzählungen. Erzählen ist in diesem Zusammenhang das wichtigste Mittel der Verarbeitung und Präsentation von zeitlichen Zusammenhängen und von Wandel – im Unterschied zu Beschreibungen (Deskriptionen etwa von Zuständen oder Bildern), zu Argumentationen, zu Belehrungen oder anderen ‚Makrogenres‘, die jeweils unterschiedliche Genres und unterschiedliche Diskursmodi beinhalten (Fludernik 2015, 119).<sup>18</sup>

Aus kognitiver Sicht bezeichnet der Psychologe Jacob B. Hirsh (gemeinsam mit Kollegen) es als die wichtigste Funktion von Erzählungen, dass sie als „high-level

16 Auch in Bezug auf komplexere Ereignisse ermöglichen Erzählungen, die Komplexität des Geschehens zu reduzieren, und es in zeitliche und räumliche Zusammenhänge einzuordnen, logisch erscheinende Beziehungen zwischen den Elementen zu etablieren und etwa Charaktere über längere Zeiträume hinweg zu identifizieren – auch dann, wenn sich deren Aussehen, Einstellungen, Ansichten und Gewohnheiten über Jahrzehnte hinweg auf oft fundamentale Weise verändert haben.

17 Zu den Funktionen von Erzählungen vgl. auch „die Ereignisvielfalt des Lebens [ist] überhaupt nur durch narrative Operationen zu bewältigen [...]: Die Selektion solcher Ereignisse, die sich als zusammenhängende Entwicklung wahrnehmen lassen, die Angabe kausaler Zusammenhänge zwischen ihren einzelnen Etappen, die wiedererkennbare Charakterisierung der beteiligten Personen sowie die Auswahl einer Perspektive auf die Vorgänge, die diese nachvollziehbar werden lässt, sind allesamt Techniken des Erzählens, die die Wahrnehmbarkeit der Vergangenheit allererst ermöglichen und auf diese Weise bereits das gegenwärtige Erleben selbst strukturieren“ (Pethes 2008, 124–125).

18 Erzählungen besitzen den Vorteil, andere Diskursmodi integrieren zu können; sie können Argumentationen ebenso beinhalten wie Beschreibungen oder andere Modi.

generative models [fungieren] that direct our attention and structure our expectations about unfolding events“ (2013, 216). Aufgrund ihrer Integrativität könnten narrative Repräsentation „vast domains of knowledge“ (ibid.) koordinieren, und unsere Erwartungen an zukünftige Ereignisse strukturieren. Erzählungen stellen daher „an organizing framework for interpreting incoming sensory information“ bereit (ibid., s. auch Herman 2003). Schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde gezeigt, dass Menschen dazu tendieren, auf geometrische Formen, die sich auf einem Bildschirm in willkürlicher Abfolge ‚bewegten‘, narrative Muster der Sinnstiftung zu projizieren und sie als Erzählungen zu verstehen.<sup>19</sup> Sie anthropomorphisierten die Figuren und erklärten ihre Bewegungen als intentionale Handlungen: Wie James Mancuso und Theodore Sarbin zusammenfassen: „Given two or three sensory inputs, a human being will organize them into a story, or, at least, the framework of a story“ (Mancuso und Sarbin 1986, 234).

Wie mehrfach betont wurde (etwa Carroll 2001, 126), können Erzählungen keine kausallogischen Verknüpfungen liefern; im Unterschied zu naturwissenschaftlichen Erklärungen befassen sie sich mit Einzelfällen und verweisen nicht auf allgemeine Abläufe von Prozessen, die repliziert werden können. Statt dessen liefern sie „loose link[s] between intentional states and subsequent action [...]“. What they supply instead is the basis for *interpreting* why a character acted as he or she did“ (Bruner 1991, 7).<sup>20</sup> Narrationen geben Gründe für Handlungen in spezifischen Umständen, aber diese lassen sich nicht – oder nur bedingt – verallgemeinern.

Das Problem ist, dass in der Regel so mit Erzählungen umgegangen wird, als würden sie Ereignisse kausallogisch verknüpfen. Wie der französische Philosoph Roland Barthes schon 1966 betonte, verleiten Narrationen Zuhörende und Lesende dazu, ‚post hoc‘ gleichzusetzen mit ‚propter hoc‘: „the mainspring of narrative is precisely the confusion of consecution and consequence, what comes *after* being read in narrative as what is *caused by*“ (vgl. Barthes 1977 [1966], 94, Hervorhebung im Original). Wie weit diese sinnstiftende Funktion von Erzählungen geht, lässt sich an einem sehr simplen Beispiel nahelegen. Lesen Sie die beiden folgenden Sätze mit Blick auf deren Bedeutung:

„He bought an alarm system, and his house was broken into.  
His house was broken into, and he bought an alarm system.“

19 Diese Experimente wurden häufig kurz beschrieben; s. z.B. Sarbin 1990. Das Material kann auch aus dem Internet heruntergeladen werden.

20 Vgl. Auch David Herman (2000, unp.), der betont, dass Erzählungen „uniquely instantiated causal and chronological principles“ statt allgemeingültiger Gesetze bereit stellen.

In der Regel werden diesen beiden Sätzen sehr unterschiedliche Bedeutungen zugewiesen. Was im ersten Fall als Ironie des Schicksals erscheint (da kauft er eine Alarmanlage, und es wird doch eingebrochen!), scheint im zweiten das Resultat logischen Handelns zu sein. Wenn man die Sätze nüchtern betrachtet, nach Regeln der Grammatik und Logik, so ist nichts dergleichen der Fall: Beide Sätze bedeuten exakt das Gleiche. Die Konjunktion ‚und‘ sagt nichts über kausale Beziehungen aus; sie impliziert noch nicht einmal eine zeitliche Abfolge.<sup>21</sup> Dass die meisten Lesenden den Sätzen unterschiedliche Bedeutungen zuweisen, geht auf die Anwendung narrativer Denkmuster zurück, die wir auch dann projizieren, wenn dies nicht angebracht ist. Dadurch, dass sie Rezipient:innen den Impuls geben, ein kohärentes Modell der erzählten Welt zu erzeugen und temporale und vor allem kausale Beziehungen zwischen unterschiedlichen Ereignissen zu stiften, scheinen Erzählungen auch Erklärungen zu liefern – und die sind auch in faktualen Erzählungen nicht immer korrekt.

Dennoch stellen Erzählungen Muster bereit, die uns erlauben, unser Verhalten in unterschiedlichen Interaktionen zu strukturieren und beteiligten Charakteren Intentionen zuzuweisen, auf die entsprechend reagiert werden kann. Die komplexen Beziehungen zwischen Sequenzialität, Narrativität und Explanativität können vielleicht am besten durch die scheinbar simple Aussage des Philosophen Paul Ricoeur in Worte gefasst werden: „In other words, narrative answers the question ‚Why?‘ at the same time that it answers the question ‚What?‘ To tell what has happened is to tell why it happened“ (Ricoeur 1984 [1983], 152). Durch die Erzählung werden Ereignisse nicht nur repräsentiert, sondern auch interpretiert. Erzählungen vermitteln „not just information but also understanding“ (Velleman 2003, 1).

### 3 Funktionen von Erzählungen in den Wissenschaften

Grundsätzlich sind Erzählungen in unterschiedlichen Wissenschaften auf drei Weisen relevant: als Gegenstand der Forschung, als Mittel der Generierung von Wissen, sowie als Modus der Kommunikation und Archivierung von Wissen.<sup>22</sup> Als Gegenstand der Forschung werden Erzählungen auf ihren Bedeutungsgehalt hin befragt. Dies geschieht zum Beispiel in der Geschichtswissenschaft (die in der ‚oral history‘ freilich auch Zeitzeugen hinzuzieht), in der Religionswissenschaft oder in der Literaturwis-

21 Dieses Beispiel verdanken wir David Herman (2003, 176).

22 Die sehr renommierte Wirtschaftswissenschaftlerin Deirdre McCloskey konzipiert sogar die gesamte Wirtschaftswissenschaft als eine Art Erzählung, und erklärt so u. a. auch die Unterschiede zwischen unterschiedlichen Schulen; vgl. McCloskey 1990. Einen guten Überblick über die Differenzen zwischen Narrativen in unterschiedlichen Disziplinen gibt Balz Engler (2009).

senschaft. Obgleich nicht alle literarischen Texte Geschichten erzählen – Ausnahmen bilden etwa lyrische Gedichte – so bilden Erzählungen in Form von Romanen, Novellen, Kurzgeschichten oder Dramen einen wichtigen Gegenstand der Literaturwissenschaft, die mit der Narratologie auch eine Theorie von und Analysekategorien für Erzählungen entwickelt hat.

In einigen Wissenschaften werden Erzählungen als Gegenstand der Forschung zunächst generiert. So geben Informant:innen ihr Wissen über die eigene Kultur in anthropologischen Forschungen oft in Form von Erzählungen weiter. Diese Geschichten sind häufig nicht nur deshalb sehr schwer zu deuten, weil einzelne Worte nicht adäquat in die jeweilige Wissenschaftssprache (sei es Deutsch oder Englisch) übersetzt werden können, sondern auch deshalb, weil sie narrative Verknüpfungsmuster aufweisen, die sich von denen der Anthropolog:innen unterscheiden. Dies liegt u.a. daran, dass Erzählungen immer situationsgebunden sind; sie werden in einem spezifischen zeitlichen und räumlichen Umfeld für einen ‚receiver‘ verfasst, und sind damit notwendig kulturspezifisch. Was in einer Kultur als wichtiges Ereignis erscheint – sei es das Heilen durch einen Schamanen, die Verkündung durch einen Propheten, oder der Umgang mit Geburt und Tod – ist teilweise nur schwer in die Erzählmuster anderer Kulturen zu übertragen. Dennoch dient die Verschriftlichung von Erzählungen von Informant:innen als ein wichtiges Mittel der Sicherung von Wissen.

Erzählungen von Personen, die in Interviews über bestimmte Sachverhalte Auskunft geben, gehören auch in anderen Wissenschaften wie der ‚oral history‘, der Soziologie, der Politikwissenschaft, der Psychologie oder der Medizin zu wichtigen Forschungsgegenständen. Einige dieser Wissenschaften (etwa Soziologie, Psychologie) haben auch Theorien über diese Arten von Erzählungen und ein spezifisches methodisches Wissen über die Durchführung von qualitativen Interviews und deren Auswertung entwickelt.

Eine besondere Rolle spielen (Lebens)Geschichten in der Psychotherapie, in der es darum geht, im Gespräch mit Patient:innen eine neue Perspektive auf das Geschehen zu gewinnen, und eine Geschichte zu konstruieren, mit der die Betroffenen (besser) leben können (vgl. etwa White und Epston 1990). Lebensgeschichten, die narrative Kohärenz (in temporaler, kausaler und thematischer Hinsicht) aufweisen, korrelieren mit mentaler Gesundheit; wobei ‚Agency‘, das Bewusstsein, selbst gestaltend auf die Verhältnisse und die eigene Geschichte einzuwirken und Dinge zumindest teilweise unter Kontrolle zu haben, eine zentrale Bedeutung zukommt. Wie Jonathan Adler resümiert, ziehen Änderungen in der Erzählung des eigenen Lebens, die einen höheren Grad an ‚Agency‘ aufweisen, positive Veränderungen in der mentalen Gesundheit der Betroffenen nach sich: „In other words, the results indicate that individuals begin to tell new stories and then live their way into them“ (2012, 385). Erzäh-

lungen können nicht nur neues Wissen über die eigene Person generieren, sondern auch die mentale Gesundheit beeinflussen.

Obgleich die meisten Erzählungen in den Wissenschaften in verbaler Form schriftlich vermittelt werden, sind auch Erzählungen in anderen Medien (etwa im Film, im Rundfunk, im Theater) ein relevanter Gegenstand der Analyse. Erzählt wird auch in der Musik (in einigen Liedern, bzw. Opern, Musicals), im Film, in Videos oder in Comics. Sehr wichtig sind zudem Erzählungen in Bildern. So können einzelne Gemälde (auch in Form von Kirchenfenstern) auf eine bekannte Geschichte verweisen. Beliebte Sujets sind religiöser Natur – von (den Geschichten von) einzelnen Heiligen bis zum jüngsten Gericht – oder bekannte historische Ereignisse bzw. Sagen und Mythen. In der Kunstwissenschaft spielen Anekdoten und Erzählungen in Bildern eine große Rolle. Auch Bildzyklen erzählen von bzw. verweisen auf Erzählungen. So wurde die Geschichte der Liebesbeziehung zwischen dem Hindu-Gott Krishna und der menschlichen Radha, die erstmals im 12. Jahrhundert im Sanskrit-Gedicht *Gita Govinda* des Poeten Jayadeva präsentiert wurde, in den 1770er Jahren in der Pahari-Region in Indien in einer Serie von Gemälden erzählt, die der Geschichte eine zusätzliche Bedeutung verleihen.

In vielen Geistes- und Kulturwissenschaften dienen Erzählungen dadurch der Generierung von Wissen, dass sie erlauben, einzelne Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang zu integrieren und ihnen dadurch (neuen) Sinn zuzuweisen. In der Geschichtswissenschaft etwa ist die Erzählung, die nach Möglichkeit alle relevanten Geschichten und Forschungsergebnisse einbindet, die dominante Form der Generierung und Kommunikation von Wissen.<sup>23</sup> Gleiches gilt für das Verfassen von Geschichten eines Forschungsgegenstandes (etwa des Romans des 18. Jahrhunderts) oder des eigenen Fachs (etwa der Medizingeschichte).

Bei diesen Arten der Wissensgenerierung wird die sinnstiftende Funktion von Erzählungen wirksam: Erzählungen sind nie neutral oder gar objektiv; sie sind keine substanzlose Form, in die das Geschehen gegossen werden kann, ohne ihm einen bestimmten Sinn zu verleihen. Welche narrativen Muster verwendet werden, auf welche Weise Verknüpfungen zwischen welchen Inhalten, Intentionen, Charakteren gestaltet werden, was ausgewählt wird, welche Perspektive auf das Erzählte eingenommen wird – all dies wirkt sinnstiftend. Um ein krudes literarisches Beispiel für die Bedeu-

23 Daher kann etwa ein Geschichtswerk auch dann innovativ sein, wenn alle Texte, auf die es sich bezieht, vorher bereits bekannt und in anderen Werken verwendet worden waren. Man könnte einwenden, dass diese Generierung von Wissen vor dem Niederschreiben stattfindet; auch dann geschieht dies jedoch vermutlich in Form von Erzählungen. Zudem entspricht die Erfahrung des bloßen ‚Aufschreibens‘ von Dingen, die im Kopf vollständig formuliert und perfekt präsent sind, eher nicht der Praxis in den Geistes- und Kulturwissenschaften.



tung von Perspektivierung zu wählen: Die Geschichte von Robinson Crusoe wäre in jeder Hinsicht anders (in Bezug auf Wahl des Anfangs; Selektion und Interpretation der Ereignisse; Stil; inhärente Werte, etc.) wenn sie aus der Perspektive von Freitag wiedergegeben würde.

Natürlich ist die Form der narrativen Sinnstiftung in den historisch arbeitenden Wissenschaften wesentlich komplexer; dennoch besteht das Problem, dass Erzählungen das Geschehen in einer bestimmten Weise darstellen; sie vermitteln, wie Velleman betonte, „not just information but also understanding“ (2003, 1). Sie verleihen einer bestimmten Sicht auf das Ereignis Ausdruck, und sie prägen diese Deutung durch die verwendeten narrativen Muster und Konventionen mit. In der Geschichtswissenschaft wurde schon früh eine Weise des Erzählens verwendet, die auch Romanciers benutzten, und in der Literaturwissenschaft als ‚auktoriales Erzählen‘ bezeichnet wird, in dem die ‚allwissende‘ Erzählinstanz nicht in den Plot eingebunden ist, sondern das Wichtigste auswählt, in der bestmöglichen Reihenfolge darlegt sowie mit Erläuterungen und Kommentaren versieht. Diese Erzählweise besitzt und verleiht Autorität, sie ist aber ebenfalls darauf angewiesen, bestimmte Perspektiven von Figuren zu privilegieren, und in Bezug mit anderen zu setzen. Dabei konstruieren sie nicht nur Sequenzierungen (post hoc und propter hoc), sondern wählen auch rhetorische Mittel aus, etwa Metaphern oder Metonymien. Auch die Wahl der Perspektive eines ‚allwissenden Erzählers‘ resultiert in einer subjektiven Sinnstiftung und kann Objektivität bestenfalls vorspiegeln.

## 4 Kognitive Potentiale, Grenzen und Gefahren von Erzählungen

Zwei wichtige kognitive Potentiale von Erzählungen sind oben bereits deutlich geworden. Im ersten Abschnitt wurde dargelegt, inwiefern Narrationen als Mittel der Sinnstiftung dienen, die mithilfe narrativer Konventionen zeitliche und als kausallogisch empfundene Zusammenhänge herstellen und Ereignisse in einer bestimmten Weise sequenzieren, perspektivieren und deuten. In der kurzen Erörterung der Funktionen von Erzählungen in den Wissenschaften wurde deutlich, dass diese zudem als Mittel der Kommunikation und Archivierung von Wissen dienen. Wissenschaftlich ist oft das Wissen relevant, das *in* Erzählungen zu finden ist und durch die schriftliche oder elektronische Archivierung an dritte kommuniziert werden kann.

Zusätzlich kann man *durch* Erzählungen nicht-propositionales Wissen erwerben, dass sich durch den Mit-Vollzug von Erzählungen (sei es durch Lektüre oder Zuhören bzw. Zuschauen) erschließt. So zeichnen sich Narrationen durch ‚experientiality‘ aus, durch Erfahrungshaftigkeit. Sie vermitteln Lesenden, welche Gedanken

und Gefühle die Charaktere haben, wie sie ihre Umwelt erleben. Dies kann durch die explizite Benennung von Gedanken und Gefühlen erfolgen und relativ allgemein und abstrakt bleiben. Charakteristisch für Erzählungen ist jedoch, dass das Erleben der Figuren evoziert und von Zuhörenden durch sogenannte ‚inferences‘ erschlossen wird, ohne explizit genannt zu werden. Der Schriftsteller Ernest Hemingway ist etwa bekannt dafür, dass er die Gefühle seiner Figuren vermittelt, ohne expliziten Einblick in ihr Bewusstsein und ihre Emotionen zu geben. Seine Sprache konzentriert sich oft rein auf die Wiedergabe des äußeren Geschehens; dennoch fiebern viele Lesende mit den Figuren mit und empfinden besonders die Kurzgeschichten als sehr spannend.

Der Psychologe Keith Oatley verweist auf ein weiteres kognitives Potential von (faktualen wie fiktionalen) Erzählungen: Sie fördern sowohl die Empathie der Lesenden als auch ihre ‚theory of mind‘.<sup>24</sup> Verschiedene Studien (von ihm selbst und einer Fülle anderer) haben über zwei Jahrzehnte hinweg gezeigt, dass die Lektüre von (insbesondere fiktionalen) Erzählungen die kognitiven Fähigkeiten von Lesenden verbessert. So verfügen Lesende über mehr Empathie als die jeweiligen Kontrollgruppen. Neben ihrer Fähigkeit, die Gefühle anderer besser nachvollziehen und mitempfinden zu können, waren Teilnehmende von Experimenten, die häufig Geschichten lasen, auch besser dazu in der Lage, die Gedanken von anderen adäquat zu erkennen und wiederzugeben. Zudem schnitten Probanden nach der Lektüre von Erzählungen in Tests für Empathie und ‚theory of mind‘ besser ab als die jeweiligen Kontrollgruppen.<sup>25</sup> Die Lektüre von Erzählungen erfordert und fördert die Perspektivenübernahme. Bei Kindern wird zudem darauf hingewiesen, dass insbesondere das Zuhören von fiktionalen Erzählungen zusätzlich die verbalen Kompetenzen der Kinder verbesserte und ihren Wortschatz vergrößerte (Mar und Rain 2015).<sup>26</sup>

24 Zu einer kurzen Zusammenfassung über einige wichtige Studien vgl. Oatley (2016, 621); dort auch weitere Belege.

25 Dies kann auf verschiedene Merkmale von Erzählungen zurückgeführt werden: Sie generieren und verbreiten Wissen über Emotionen und deren Nuancen (die man im eigenen Erleben entweder nicht differenziert wahrnimmt, oder rasch vergisst); sie vermitteln Einsichten in die Zusammenhänge zwischen Bewusstseinsvorgängen, Bedürfnissen und Zielen auf der einen Seite, und den Handlungen, zu denen sie führen, auf der anderen Seite. Sie vermitteln Einsicht in Perspektivität, und in Zusammenhänge zwischen Handlungen und Handelnden. Damit sind sie eine wichtige Quelle für den Aufbau von (impliziten) Persönlichkeitstheorien. Fiktionale Erzählungen sind insofern besonders einflussreich, als sie die Emotionen von Leser:innen engagieren und einen ‚safe space‘ darstellen, in dem neue Ansichten und Erfahrungen gefahrlos ausprobiert werden können – denn der persuasiven Wirkung von Erzählungen sind sich die meisten nicht bewusst.

26 Völlig unabhängig von diesen psychologischen Studien stelle Daniel Hutto die ‚Narrative Practice Hypothesis‘ auf. Ihm zufolge erlernen Kinder Wissen über Emotionen, Gründe, Intentionen und Wünsche aus einfachen Geschichten (wie Märchen). Diese Erzäh-

Die Philosophin Catherine Elgin weist auf einen weiteren Vorzug von Erzählungen und betont, dass literarische Narrationen als Gedankenexperiment dienen können. Im Unterschied zu philosophischen Gedankenexperimenten, in denen versucht wird, jegliche Perspektivität auszuschalten, um objektive und verallgemeinerbare Ergebnisse zu erlangen, befassen sich Erzählungen mit konkreten Einzelfällen und sind geprägt von Perspektivität. Sie ermöglichen uns, die Umwelt aus der Sicht von anderen Charakteren zu sehen, von Charakteren, die häufig sehr anders sind als wir selbst, und deren Sichtweise wir in der Realität nur äußerst selten – und nicht auf diese intensive Weise – erleben könnten. Durch Erzählungen können wir erfahren, wie sich das Geschehen für eine bestimmte Figur darstellt. Deren Eindrücke mögen faktisch falsch sein, aber „adopting an alien perspective can be epistemically rewarding even if the adopted perspective is not accurate“ (Elgin 2007, 52). Eine Figur mag etwa fälschlicher Weise annehmen, ein Auto sei grau; aber dennoch ist es von Vorteil, die Perspektive von Charakteren übernehmen zu können, die ‚farbenblind‘ sind, und zu verstehen, dass man dieselbe Angelegenheit nicht nur unterschiedlich bewerten, sondern auch unterschiedlich erleben kann. Erzählungen ermöglichen ‚spontaneous perspective taking‘ und die Erfahrung von Subjektivität und Perspektivität (Johnson et al. 2013, 593). Dies ist relevant, denn wichtige Merkmale eines Phänomens sind häufig „the ones the view from some other perspective encloses“ (Elgin 2007, 52).

Weitere kognitive Potentiale von Erzählungen seien hier nur kurz aufgelistet. So sind Erzählungen ein wichtiges Mittel für die Konstruktion persönlicher Identität, die auch als „narrative identity“ bezeichnet wird (McAdams und Lean 2013). Eine ebenso große Rolle spielen sie für die Schaffung kollektiver Identitäten. Sie verbreiten Wissen über (die heldenhafte) eigene Vergangenheit und stellen narrative Muster für ein Verständnis der eigenen Gruppe bereit, sie archivieren und kommunizieren Wissen, und sie dienen dem sozialen Zusammenhalt (zumindest in der Gruppe, in der sie als legitim anerkannt werden). Sogar dem Klatsch lässt sich unter kulturwissenschaftlicher Perspektive etwas abgewinnen, dient er doch u. a. der Etablierung eines Interpretationsrahmens für ein Verständnis von Handlungen. Zugleich werden gemeinsame Evaluationsmaßstäbe aktiviert und ggf. geändert, wenn etwa extravagantes Verhalten als bewundernswert, tolerierbar, oder nicht akzeptabel gedeutet wird.

Erzählungen sind über die Jahrhunderte hinweg zu einem sehr flexiblen und tragfähigen Mittel der Kommunikation und dem Ermitteln sowie Lösen von Proble-

lungen sind deshalb wichtig, weil sie von konkreten Erfahrungen handeln: Sie „display possible reasons for action *in situ*; against appropriate backdrops and settings“ (Hutto 2016, 298, original emphasis), und zeigen das „reasons [for actions] can be influenced by such things as their character, history, current circumstances and larger projects“ (Hutto 2007, 53).

men geworden.<sup>27</sup> Einerseits haben sich im Zuge einschneidender Änderungen neue Erzählweisen entwickelt. So haben sich mit der Erfindung des Buchdrucks neue Subgenres von Erzählungen verbreitet, die hochkomplexe Bewusstseins- und Kommunikationsprozesse modellieren können. Insgesamt wurden (weit über Narrative und Anekdoten hinaus) zahlreiche Subgenres der Erzählung erschaffen, die unterschiedliche Bedürfnisse abdecken. Denken Sie nur an ihre Erfahrungen beim Zappen durch die Fernsehsender; sie brauchen nur 1–2 Sekunden, um festzustellen, um welches Genre es sich handelt, und ob es für sie erträglich ist oder nicht.<sup>28</sup>

Gleichzeitig wäre es natürlich Unsinn, Erzählungen einseitig als ideales Mittel von Wissenstransfer oder Wissensgenerierung zu betrachten. Vielmehr gibt es zahlreiche Nachteile. Narrative stärken etwa den Gruppenzusammenhalt, dienen aber auch der Abgrenzung von (und nicht selten dem Hass auf) anderen Gruppen. Auch der Hinweis auf Verschwörungstheorien hat bereits gezeigt, dass Narrationen gefährlich sein können. Solche Erzählungen enthalten ‚interessante‘, ungewöhnliche Inhalte; sie sprechen die Emotionen an und besitzen persuasives Potential – und sind u. a. deshalb höchst problematisch. Die Grenzen und Gefahren von Erzählungen werden daher im Folgenden kurz thematisiert.

Erzählungen sind nicht dazu in der Lage, Prozesse auf einer Mikro- bzw. Makro-Ebene wieder zu geben (vgl. Herman 2018, 249–294). Lediglich für die Meso-Ebene der zwischenmenschlichen Kommunikation sind sie sehr gut geeignet. Erzählungen taugen weder dazu, Prozesse zu repräsentieren, die sich innerhalb eines Organismus vollziehen, noch können sie zum Verständnis von komplexen Interaktionen beitragen, die sich über große Zeiträume und Entfernungen vollziehen. Generell sind Veränderungen, die sich sehr langsam entwickeln oder nur marginal auf menschliche Akteure zurück gehen, mit Hilfe traditioneller narrativer Konventionen kaum erzählbar. Das gilt etwa für ‚Hyperobjects‘ (Timothy Morton) wie den Klimawandel oder das Artensterben, die durch Erzählungen nur sehr unzulänglich bzw. mit großen Einschränkungen wiedergegeben können. In neueren fiktionalen Werken werden zwar einige narrative Verfahren angewendet, die es besser ermöglichen, Entwicklungen zu verstehen, die sich sehr langsam vollziehen (s. Caracciolo 2022), aber am generellen Fazit ändert dies nichts.

Darüber hinaus haben Erzählungen oft bestehende Machtverhältnisse gestützt, die marginalisierte Gruppen diskriminieren. Häufig bestätigen populäre Erzählungen bestehende Werte und Normen und festigen damit Muster des sozialen Umgangs mit-

27 Auch Pläne für die Zukunft haben die Form von Erzählungen.

28 In letzter Zeit scheint die Tendenz zur Hybridisierung immer stärker zu werden. Zum einen wird die Struktur des Krimis sehr häufig für den Transport unterschiedlicher Inhalte verwendet, zum anderen enthalten viele Filme oder Serien sowohl spannende wie komische und hoch emotionale („Drama“) Elemente.

einander. Bis heute sind etwa homosexuelle Beziehungen in vielen Romanen negativ konnotiert (sie bringen den Beteiligten vor allem Leid – und am Ende wird das Problem oft dadurch gelöst, dass die Betroffenen auf irgendeine Weise aus dem Verkehr gezogen werden).<sup>29</sup> In prototypischen heroischen Erzählformen, die in mehreren Kontinenten populär waren und sind, werden die ursprünglichen Zustände, die vor einem zentralen Wandel gegeben waren, oft wieder hergestellt bzw. bestehende Machtverhältnisse gefestigt oder vertieft. Wie Patrick C. Hogan betont, führt eine Verletzung der sozialen Hierarchie häufig zu massivem Leid, und „[i]n heroic works, the dispossession of the hero is typically a case of the disruption of the hierarchy“ (230). Die Helden, die in heroischen Plots ausziehen, um ihr Land zu verteidigen oder eine Schmach zu sühnen, stammen in der Regel aus der Oberschicht; sie stehen im Mittelpunkt der Erzählung, während den anderen, die als Widersacher aus dem Weg geräumt werden, keine Aufmerksamkeit geschenkt wird; am Ende steht typischerweise die Bestätigung und „intensification of social structure“ (vgl. Hogan 2003, 230, 259).

Zudem hat das narrative Potential zur Sinnstiftung dann negative Konsequenzen, wenn Geschehen wiedergegeben werden, die sich durch Fluidität und Offenheit auszeichnen. So betonte Wolfgang Müller-Funk die „ideologischen Aspekte narrativer Sinnggebung [...]: ihren prekären Hang zur Verminderung von Kontingenz und Sinnlosigkeit, ihre Binarität, ihren teleologischen Charakter“ (2008 [2002], 53). Gerade die Tatsache, dass Erzählungen auch große Brüche bzw. Widersprüche und Spannungen innerhalb von Lebensgeschichten in eine kohärente sinnvolle Geschichte integrieren können, wird innerhalb der Queer Studies, in denen die Fluidität von Identitäten betont und Binaritäten abgelehnt werden, scharf kritisiert. So resümiert Valery Rohy, „it is narrative that turns queerness into LGBT identity, normalising deviance into a difference that makes no difference and domesticating sexuality into the marriage plot“ (2018, 177–178).<sup>30</sup> Obgleich es durchaus Erzählungen gibt, die ein offenes Ende haben und das Bedürfnis nach ‚cognitive closure‘ nicht erfüllen, so sind konventionelle Erzählungen doch häufig von wenig differenzierten narrativen Mustern und einer Tendenz zur Teleologie, zu einer sich logisch vollziehenden Entwicklung hin zu einem geschlossenen Ende, geprägt.

Ähnlich ambivalent stellt sich ein weiteres Merkmal von Erzählungen dar: ihre Überzeugungskraft. Seit Ende der 1990er Jahre haben viele empirische Studien gezeigt, dass – fiktionale und faktuale – Erzählungen die Überzeugungen von Lesenden beeinflussen, und in Geschichten kennengelernte ‚Fakten‘ bzw. Wissensbestände in ihr mentales Lexikon integriert werden. Dieser Einfluss war selbst dann zu spüren,

29 Vgl. etwa Sullivan (2003, 18–19), Rohy (2018, 171).

30 Zur Ablehnung von Erzählungen in den Queer Studies – und zu Gegenargumenten – vgl. Vera Nünning und Corinna Assmann (2025).

wenn die Probanden darüber informiert wurden, dass eine Erzählung ‚false facts‘ enthielt; zudem war der Effekt nach einem Zeitraum von zwei Wochen signifikanter als unmittelbar nach der Lektüre.<sup>31</sup> Welche Erzählungen zu welchem Zeitpunkt besonders überzeugend wirken, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Besonders wichtig scheint der Grad der ‚Transportation‘ bzw. ‚Immersion‘ in eine Erzählung zu sein: Wie intensiv man sich in einen Text hinein versetzt und die Umwelt bei der Lektüre vergisst, korreliert wiederum mit Merkmalen wie dem ‚perceived realism‘ eines Textes.<sup>32</sup>

Erzählungen, Narrative und Anekdoten können daher Sinn stiften, und sie können auch Rezipient:innen davon überzeugen, dass diese Bedeutungszuweisung der Wahrheit entspricht. Da die Sinnstiftung unabhängig vom Wahrheitsgehalt der Erzählungen ist, können Narrationen Leser auch für blanken Unsinn gewinnen. Aus diesem Grund argumentiert der oben bereits zitierte Jurist David Hyman in seinem Artikel „Lies, Damned Lies and Narrative“ (1998) vehement gegen den Gebrauch von Erzählungen, die vor Gericht und in den Händen von geschickten Anwälten eine große Gefahr bilden. Denn wie überzeugend eine Erzählung wirkt, hängt in erster Linie ab von den Dispositionen, den Werten und dem Wissen der Lesenden sowie von der individuellen Erzählung, von deren Gehalt und der stilistischen Weise, in der dieser vermittelt wird, nicht aber von deren Übereinstimmung mit den Fakten. Angesichts des persuasiven und kognitiven Potentials von Erzählungen für die Erhöhung von Empathie und Perspektivenübernahme spricht andererseits vieles dafür, Narrationen als Mittel der Bildung und der Belehrung zu nutzen. Es kommt ganz darauf an, um welche Geschichten es sich handelt. Bernadine Evaristos wunderbarer Roman *Girl, Woman, Other* (2019) etwa präsentiert individuelle und merkwürdige Figuren und Ereignisse, die viele Stereotype auf interessante Weise unterlaufen, auf eine Weise, die zu Empathie und Perspektivenübernahme einlädt – wobei allein schon die komplexen Verknüpfungen zwischen mehr als 20 wichtigen Figuren das Gedächtnis von Lesenden ebenso beansprucht wie ihre Fähigkeit zur Verarbeitung von Komplexität. Zugleich dienen viele andere Geschichten vor allem der Verfestigung von Stereotypen und reduktiven Denkmustern. Das trifft vor allem für Verschwörungstheorien zu, die im Beitrag zu Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht kurz erörtert werden.

31 Dies wird u. a. dadurch begründet, dass man sich nach zwei Wochen nicht mehr genau daran erinnern kann, aus welcher Quelle man das jeweilige Faktum bezogen hat. Vgl. Appel und Richter 2007. Zu einer ausgewogenen Zusammenfassung des Forschungsstands zur Persuasivität von Erzählungen vgl. Green und Dill 2013. Zur Persistenz der Überzeugungen selbst nach der Information, dass der Text falsche Fakten enthält, vgl. Green und Donahue 2011.

32 Zu Textmerkmalen vgl. etwa Green und Dill 2013, Green 2004 sowie Nünning (2014, Kapitel 5.2.) Zusätzlich spielen psychologische Aspekte eine Rolle, die sehr gut untersucht wurden.

## 5 Übersicht über die Beiträge des Bandes

Die Beiträge dieses Bandes nähern sich Erzählungen, Narrativen und Anekdoten aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln.

Die lang anhaltende Bedeutung auch von Erzählungen, die nicht den Fakten entsprechen, wird in dem grundlegenden Beitrag von Bernd Schneidmüller dazu, wie Geschichten Geschichte machen, sehr deutlich. Während die frühere Geschichtswissenschaft Erzählungen, die nicht der Realität entsprachen, säuberlich von vermeintlich zuverlässigen ‚Überrests-Quellen‘ trennte, und andere Erzähltraditionen als fiktiv und wenig aussagekräftig erachtete, wird heute – wie Bernd Schneidmüller sowohl in theoretischer Hinsicht als auch anhand einer Reihe von Ursprungsgeschichten zeigt – auch Erzählungen, die Sagen und Legenden enthalten, große Bedeutung beigemessen. Anhand von sechs kurzen mediaevistischen Ursprungserzählungen aus unterschiedlichen Jahrhunderten macht er deutlich, welchen Aufschluss die Einfügung von fiktiven Geschichten auf soziale Verhältnisse (etwa die mangelnde Legitimität bzw. Akzeptanz eines Herrschergeschlechts) sowie auf Werte und Einstellungen der Verfasser und Verfasserinnen der Werke geben kann. Einblick in die Geschehnisse, die sich in der Vergangenheit vollzogen, kann daher durch fiktive ebenso wie faktuale Erzählungen ermöglicht werden.

In ihrem Beitrag zu anekdotischem Erzählen in ‚oral history‘-Interviews zeigen Cord Arendes und Nicholas Beckmann, inwiefern Anekdoten sowohl das Alltagswissen als auch Wissen um geschichtliche Zusammenhänge vergrößern können. Die Verfasser liefern nicht nur eine differenzierte Definition von Anekdoten, sondern beziehen diese auch auf die ‚oral history‘, in der Interviews von Zeitzeugen analysiert werden, sowie auf allgemeine Merkmale von Erzählungen. So arbeiten sie die Funktionen heraus, die das Erzählen von Anekdoten in Interviews von türkischen Migrantinnen hat. Sie betonen besonders die Vergegenwärtigung zentraler Erfahrungen, den Beitrag zur Konstruktion einer (hybriden) Identität, und die ‚Selbstbeheimatung‘, die durch Anekdoten möglich wird und einen differenzierten Eindruck davon geben kann, was die Interviewten unter dem Begriff ‚Heimat‘ verstehen.

Auch Rainer Holm-Hadulla, Michael Sperth, Ann-Kathrin Günter, Frank Hagen Hofmann betonen, dass das Erzählen einen Oikos bereit stellt, „in dem wir uns auf heilsame Weise beheimatet fühlen können“ (S. 95). Die heilsame Funktion von Erzählungen zeigen sie zunächst anhand von zwei Analysen von Biographien, wobei zwei sehr kreative Persönlichkeiten ausgewählt werden, denen es gelang und gelingt, aus ihren negativen Erfahrungen und Gefühlen künstlerische Werke zu schaffen, die ein breites Publikum begeistern: Johann Wolfgang von Goethe und Taylor Swift. Im Anschluss daran erfolgt eine konzise Darlegung der Art und Weise, wie Erzählungen in verschiedenen (sowohl psychodynamischen als auch verhaltenstherapeutischen)

Therapieschulen eingesetzt werden. Ein inspirierender Ausblick weist auf eine Fülle von Funktionen von Erzählungen hin, und betont, dass diese in Therapiegesprächen nie im Sinne einer Nacherzählung zu verstehen sind, sondern eine wichtige gestaltgebende Funktion erfüllen.

Der Psychologe Joachim Funke behandelt Narrative als zentrale Elemente unserer Kultur, die in vielen Bereichen von der Psychotherapie bis zur Politik Denken und Handeln bestimmen können. Für Identitätsbildung und bei der Verarbeitung von Erlebnissen spielen Narrative in der Psychotherapie eine große Rolle, in dem sie emotionale und kognitive Veränderungen beeinflussen können. Narrative sind auch gesellschaftlich wichtig, da sie als übergeordnete Deutungsmuster gesellschaftliche Vorstellungen widerspiegeln, indem sie Erfahrungen strukturieren und die Verarbeitung von Informationen ermöglichen. Narrative können aber auch manipulativ verwendet werden, wie man in den Medien und in der Politik täglich erfahren kann. In dem Beitrag wird analysiert, wie man solche Narrative widerlegen kann.

Der Biologe Michael Wink erörtert Anekdoten und Narrative, die wir Menschen genutzt haben, um komplexe Vorgänge in unserer Umwelt und unserem Leben zu beschreiben und zu verstehen. Viele alte Anekdoten und Narrative wurden von Wissenschaftlern genutzt, um neue Hypothesen aufzustellen und mit wissenschaftlicher Methodik zu prüfen. In diesem Kapitel werden bekannte Narrative, wie Schöpfungsgeschichte und die Odyssee von Homer gewählt, um zu zeigen, wie die alten Narrative heute wissenschaftlich erklärt werden können. Als Beispiele für weitere alte Narrative werden die Medizinsysteme der Antike, in Asien und Europa erörtert und gezeigt, dass die darin eingesetzten Arzneipflanzen wirken und auf rationalen Wirkmechanismen beruhen. In dem Kapitel wird auch darauf hingewiesen, dass Anekdoten, die in Biologie und Medizin verbreitet sind, zu falschen Verallgemeinerungen führen können. Hier hat die Wissenschaft die Aufgabe zu prüfen, ob Anekdoten und Narrative einen typischen Sachverhalt widerspiegeln oder eher auf Zufall beruhen.

Die Biologen Claudia Erbar und Peter Leins<sup>33</sup> behandeln ebenfalls unterschiedliche Narrative in der Biologie – in der Geschichte und heute. Sie erörtern Pflanzen, die in den antiken Mythen eine Rolle spielten, z.B. der verführerische Apfel der Eva, der Zankapfel der Eris, der goldene Apfel des Paris oder die goldenen Äpfel der Hesperiden. Die Autoren gehen auch auf die Odyssee Homers ein und analysieren die Rauschpflanzen, welche die sagenhafte Zauberin Kirke eingesetzt hatte um Männer in Schweine zu verwandeln und wie Odysseus sich vor dem Zauber schützte.

Konrad Obermann und Bernd Glazinski erörtern die Entwicklungszusammenarbeit in Afrika und das deutsche Gesundheitswesen als Beispiele dafür, wie Narra-

33 Peter Leins verstarb nach kurzer schwerer Krankheit am 18. 2. 2025; bis zuletzt hat er am Manuskript des Kapitels gearbeitet, das von Claudia Erbar fertiggestellt wurde.



tive dazu führen, dass in Krisen alte und oft dysfunktionale Lösungsvorschläge verfolgt werden. Dies ist überraschend, weil es viele ökonomische und soziokulturelle Hinweise gibt, wie man die Narrative besser formulieren könnte. Dieses Kapitel reflektiert Kontext, Ursachen und Wirkstrukturen und versucht Wege zur Neuformulierung bestehender Narrative aufzuzeigen.

Der Frage der Macht von Erzählungen, Leser an etwas glauben lassen zu können, was nicht der Wahrheit entspricht, nähert sich Barbara Beßlich anhand des ebenso komplexen wie faszinierenden Themas des unzuverlässigen Erzählens, dessen Bedeutung sie in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947) untersucht. Während in vielen Kapiteln dieses Bandes deutlich wird, dass die Trennung in ‚fiktional‘ und ‚der Wahrheit entsprechend‘ nicht so einfach ist, wie man es gern hätte, so ist die Sache beim fiktionalen unzuverlässigen Erzählen noch etwas komplizierter, wie Barbara Beßlich anhand der Frage zeigt, ob es in Thomas Manns Roman nun einen Teufel gibt oder nicht. Der Roman wird von Serenus Zeitblom erzählt, der glaubt, dass die Schilderung des Protagonisten, er habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der (fiktionalen) Wahrheit entspricht. Um dem Erzähler auf die Schliche zu kommen, bezieht sich Beßlich auf eine Fülle von textinternen und textexternen Faktoren (die von Gattungsfragen bis hin zu Thomas Manns Einstellung zur Verantwortlichkeit der Deutschen für den Sieg des Nationalsozialismus reichen), und kommt so nicht nur zu einem begründeten Urteil über die Präsenz des Teufels im Roman, sondern zeigt auch exemplarisch die Vielschichtigkeit literaturwissenschaftlicher Interpretationen.

Während Beßlich eine faszinierende Weise des Erzählens in einem kanonischen Werk untersucht, fragt Vera Nünning aus literaturwissenschaftlicher Sicht danach, was eine gute Erzählung ausmacht, und warum es sich lohnt, etwas über dieses Thema zu wissen. Nach einer Definition von Erzählungen wird zunächst das Konzept der Narrativität untersucht – denn es macht Sinn, etwas differenzierter entscheiden zu können, was eine typische Erzählung ist. Auch sollte unterschieden werden zwischen faktualen, fiktiven (also nicht der Realität entsprechenden Texten, zu denen auch Lügen zählen) und fiktionalen, literarischen Erzählungen. Im Anschluss daran werden kurz Verschwörungstheorien charakterisiert, denn sie sind ein gutes Beispiel für nicht faktuale, aber ebenso wenig fiktionale Erzählungen. Abschließend werden kurz einige Gründe dafür aufgelistet, warum es sinnvoll ist, sich mit den Ergebnissen literaturwissenschaftlicher Erzählforschung zu befassen.

Einen andersartigen Ansatz zum Thema Narrative stellt die Statistikerin Christel Weiß vor. Obwohl die Statistik als eine exakte Wissenschaft gilt, gibt es vielfältige Vorurteile und Anekdoten, was Inhalt und die Persönlichkeit eines Statistikers angeht. Christel Weiß diskutiert, wie Narrative unterschiedlichster Art die Statistik als Wissenschaft und deren Ansehen in der Öffentlichkeit beeinflussen. Das Kapitel von Sabine Herpertz und Friederike Nüssel ist eines der wenigen, in denen der Wahrheits-

gehalt oder die Faktizität einer Erzählung keine Rolle spielt. Vielmehr geht es ihnen um die Erkenntnisse der Neurobiologie: Durch funktionelle Bildgebung können Neurobiologen zeigen, dass Narrative, die sich auf kulturell tief verankerte moralische Werte beziehen, bei der Auslösung altruistischen Verhaltens gegenüber anderen eine wichtige Rolle spielen. Sie scheinen stärker die zerebralen Netzwerke zu aktivieren, die an moralischen Emotionen, sozialer bzw. moralischer Kognition beteiligt sind. Die Autoren belegen in ihrem Kapitel, dass die experimentelle Neurowissenschaft in der Lage ist, die Rolle von Narrativen für moralische Entscheidungen zu ergründen und besser zu verstehen.

Unser Band beginnt mit wirkmächtigen historischen Erzählungen; enden wollen wir mit einem Blick auf die Bedeutung von Narrationen und Narrativen auf die Zukunftsforschung. Kerstin Cuhls, die neben ihrer Tätigkeit als Professorin an der Universität Heidelberg auch im Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung (ISI) arbeitet, erläutert, inwiefern unterschiedliche Arten von Erzählungen dazu dienen, die wissenschaftlich erarbeiteten möglichen Zukunftsvisionen anderen Wissenschaftler:innen, aber auch einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Narrationen (in diesem Beitrag definiert als zukunfts offene Geschichten) und Narrative (die eine größere Wirkung beanspruchen und eine bestimmte Botschaft vermitteln) machen mögliche Zukünfte nicht nur verständlich, sondern sie ermöglichen es auch, weiter mit den wissenschaftlichen Ergebnissen zu arbeiten und diese in verschiedenen Kontexten zu nutzen.

## 6 Hinweise auf das Heidelberger Jahrbuch

Das Heidelberger Jahrbuch erscheint als e-Book; es kann jedoch auch als Hardcover erworben werden<sup>34</sup>. Die „open access“ Strategie hat sich bewährt, da sie eine größere Verbreitung als die Print-Version gewährleistet.

Die ersten neun Bände (Stabilität: Wink und Funke, 2016; Citizen Science: Wink und Funke, 2017; Mobilität: Funke und Wink, 2018; Schönheit: Funke und Wink, 2019; Entwicklung: Funke und Wink, 2020; Intelligenz: Holm-Hadulla, Funke und Wink, 2021; Vier Elemente: Funke und Wink, 2022; Krieg, Konflikt, Solidarität: Funke und Wink, 2023; Prognosen in der Wissenschaft: Wink und Nünning, 2024) haben seit ihrem Erscheinen 2016 über 25 000 Downloads zu verzeichnen. Natürlich sind Download-Zahlen noch kein Indikator für breitere Wirkung, aber das waren die (deutlich

34 Leserinnen und Lesern, die ein gedrucktes Exemplar für den Bücherschrank wünschen, kann „Heidelberg University Publishing (heiUP)“ von allen Bänden eine Print-Version „on demand“ herstellen.

niedrigeren!) Verkaufszahlen der alten Print-Ausgaben auch nicht. Auch diesem nun vorliegenden zehnten Band der Heidelberger Jahrbücher Online wünschen wir daher angemessene Verbreitung und Beachtung! Wir sind gespannt, wie unser Jahrgangsthema aufgenommen wird. Feedback ist wie immer erwünscht!

Bei der Fertigstellung dieses Manuskripts wurden wir tatkräftig unterstützt von Max Cannings, Cara Vorbeck und T Klefisch: großer Dank an alle! Ebenfalls möchten wir uns bedanken für die Zusammenarbeit mit Sabine Mischner, der für uns zuständigen Lektorin von „Heidelberg University Publishing“.

Bei der Fertigstellung des Buch-Satzes und bei der Gestaltung des Covers waren Gunther Gebhard (text plus form) und Janna Marten (echtweiß Kreativagentur) eine große Hilfe. Natürlich wäre die Herausgabe des Jahrbuchs nicht ohne die finanzielle Unterstützung durch die „Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e. V.“ möglich, bei deren Mitgliedern wir uns herzlich bedanken.

Heidelberg, im Sommer 2025

Vera Nünning (Anglistik)

Michael Wink (Biologie)

## Literatur

- Adler, Jonathan.** 2012. „Living into the Story: Agency and Coherence in a Longitudinal Study of Narrative Identity Development and Mental Health Over the Course of Psychotherapy“. *Journal of Personality and Social Psychology* 102.2, 367–389.
- Appel, Markus und Tobias Richter.** 2007. „Persuasive Effects of Fictional Narratives Increase Over Time“. *Media Psychology* 10.1, 113–134.
- Assmann, Aleida.** 2023. „Was ist ein Narrativ?“. *Merkur* 77.889, 88–96.
- Barthes, Roland.** 1977 [1966]. „Introduction to the Structural Analysis of Narratives“. In: Roland Barthes (Hg.). *Image, Music, Text*. (Übers. Stephen Heath). New York, NY: Hill and Wang, 79–124.
- Boyd, Brian.** 2008. „Art as Adaption: A Challenge“. *Style* 42, 138–143.
- Boyd, Brian.** 2009. *On the Origin of Stories. Evolution, Cognition, and Fiction*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Bruner, Jerome.** 1991. „The Narrative Construction of Reality“. *Critical Inquiry* 18.1, 1–21.
- Bruner, Jerome.** 2003. *Making stories: law, literature, life*. Cambridge, Massachusetts; London, England: Harvard University Press.
- Caracciolo, Marco.** 2022. *Slow Narrative and Nonhuman Materialities*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Carroll, Noël.** 2001. „On the Narrative Connection“. In: Noël Carroll (Hg.). *Beyond Aesthetics. Philosophical Essays*. Cambridge: Cambridge University Press. 118–132.
- Elgin, Catherine Z.** 2007. „The Laboratory of the Mind“. In: John Gibson, Wolfgang Huemer und Luca Poggi (Hgg.). *A Sense of the World. Essays on Fiction, Narrative, and Knowledge*. New York, NY: Routledge, 43–54.

- Engler, Balz.** 2009. In: Balz Engler (Hg.). *Erzählen in den Wissenschaften. Positionen, Probleme, Perspektiven*. Fribourg: Academic Press.
- Evaristo, Bernadine.** 2019. *Girl, Woman, Other*. London: Hamish Hamilton.
- Fludernik, Monika.** 2015. „Narratologische Probleme des faktualen Erzählens“. In: Monika Fludernik, Nicole Falkenhayner und Julia Steiner (Hgg.). *Faktuales und fiktionales Erzählen*. Würzburg: Ergon-Verlag, 115–138.
- Gossman, Lionel.** 2003. „Anecdote and History“. *History and Theory* 42, 143–168. <https://doi.org/10.1111/1468-2303.00237>
- Grandl, Matthias und Melanie Möller.** 2021. „Epistemische Konstruktionen des (Auto) Biographischen in antiken und modernen Texten“. In: Matthias Grandl und Melanie Möller (Hgg.). *Wissen en miniature. Theorie und Epistemologie der Anekdote*. Wiesbaden: Harrassowitz, 3–30.
- Green, Melanie C.** 2004. „Transportation Into Narrative Worlds: The Role of Prior Knowledge and Perceived Realism“. *Discourse Processes* 38.2, 247–266.
- Green, Melanie C. und John K. Donahue.** 2011. „Persistence of Belief Change in the Face of Deception: The Effect of Factual Stories Revealed to Be False“. *Media Psychology* 14, 312–331.
- Green, Melanie C. und Karen E. Dill.** 2013. „Engaging with Stories and Characters: Learning, Persuasion, and Transportation into Narrative Worlds“. In: Karen E. Dill (Hg.). *The Oxford Handbook of Media Psychology*. New York, NY: Oxford University Press, 449–461.
- Herman, David.** 2000. „Narratology as a Cognitive Science“. *Image and Narrative* 1.1, 1–31. <https://www.imageandnarrative.be/inarchive/narratology/davidherman.htm>. Letzter Zugriff 15. 1. 2024.
- Herman, David.** 2003. „Stories as a Tool for Thinking“. In: David Herman (Hg.). *Narrative Theory and the Cognitive Sciences*. Stanford, CA: CSLI Publications, 163–192.
- Herman, David.** 2018. *Narratology Beyond the Human: Storytelling and Animal Life*. Oxford: Oxford University Press.
- Hirsh, Jacob B., Raymond Mar und Jordan B. Peterson.** 2013. „Personal Narratives as the Highest Level of Cognitive Integration“. *Behavioral and Brain Sciences* 36, 216–217.
- Hogan, Patrick Colm.** 2003. *The Mind and Its Stories. Narrative Universals and Human Emotion*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hutto, Daniel D.** 2007. „The Narrative Practice Hypothesis: Origins and Applications of Folk Psychology“. In: Daniel D. Hutto (Hg.). *Narrative and Understanding Persons*. Cambridge: CUP, 43–68.
- Hutto, Daniel D.** 2016. „Narrative Understanding“. In: Noël Carroll und John Gibson (Hgg.). *The Routledge Companion to Philosophy of Literature*. New York, NY: Routledge, 291–301.
- Hyman, David A.** 1998. „Lies, Damned Lies and Narrative“. *Indiana Law Journal* 73.3, 797–865.
- Johnson, Dan R., Daniel M. Jasper, Sallie Griffin und Brandie L. Huffman.** 2013. „Reading Narrative Fiction Reduces Arab-Muslim Prejudice and Offers a Safe Haven from Intergroup Anxiety“. *Social Cognition* 31, 578–598.
- Mancuso, James und Theodore Sarbin.** 1986. „The Self-Narrative in the Enactment of Roles“. In: Theodore Sarbin und Karl Scheibe (Hgg.). *Studies in Social Identity*. New York, NY: Praeger, 233–253.
- Mar, Raymond A. und Marina Rain.** 2015. „Narrative Fiction and Expository Nonfiction Differentially Predict Verbal Ability“. *Scientific Studies of Reading*, 19, 419–433.
- McAdams, Dan P.** 2013 [2005]. *The Redemptive Self: Stories Americans Live By*. New York, NY: Oxford UP.
- McAdams, Dan P. und Kate C. McLean.** 2013. „Narrative Identity“. *Current Directions in Psychological Science* 22.3, 233–238.

- McCloskey, Donald [Deirdre].** 1990. „Storytelling in Economics“. In: Christopher Nash (Hg.). *Narrative in Culture: The Uses of Storytelling in the Sciences, Philosophy and Literature*. London: Routledge, 5–22.
- Möller, Reinhard M. und Christian Moser.** 2022. „Anekdotisches Erzählen – zur Einführung“. In: Christian Moser und Reinhard Möller (Hgg.). *Anekdotisches Erzählen. Zur Geschichte und Poetik einer kleinen Form (Minima 4)*. Berlin/Boston: de Gruyter, 1–24.
- Müller-Funk, Wolfgang.** 2008 [2002]. *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien/New York, NY: Springer.
- Nünning, Vera.** 2014. *Reading Fictions, Changing Minds: The Cognitive Value of Fiction*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Nünning, Vera und Corinna Assmann.** 2025. „Introduction: Gender and Narrative Theory in Feminist, Queer, and Trans Studies“. In: Vera Nünning und Corinna Assmann (Hgg.). *Palgrave Handbook of Feminist, Queer and Trans Narrative Studies*. London: Palgrave.
- Oatley, Keith.** 2016. „Fiction: Simulation of Social Worlds“. *Trends in Cognitive Sciences* 20.8, 618–628.
- Pethes, Nicolas.** 2008. *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Ricœur, Paul.** 1984 [1983]. *Time and Narrative*. Vol. 1. Chicago: University of Chicago Press.
- Rohy, Valerie.** 2018. „Queer Narrative Theory“. In: Matthew Garrett (Hg.). *The Cambridge Companion to Narrative Theory*. Cambridge: Cambridge University Press, 169–182.
- Sarbin, Theodore R.** 1990. „The Narrative Quality of Action“. *Theoretical & Philosophical Psychology* 10.2, 49–65. <https://doi.org/10.1037/h0091497>
- Schacter, Daniel L., Donna Rose Addis und Randy L. Buckner.** 2007. „Remembering the Past to Imagine the Future: The Prospective Brain“. *Nature Reviews: Neuroscience* 8.9, 657–661.
- Schlippe, Arist. von.** 2007. „Vorwort: Die Kraft der Geschichten“. In: Heidrun Girrulat, Elisabeth Ch. Markert, Almute Nischak, Thomas Schollas und Ruthard Stachowske (Hgg.). *Systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit*. Münster: Systemischer Verlag, 9–12.
- Schneidmüller, Bernd.** 2019. „Rudolf von Habsburg. Geschichten vom Regieren im Reich und vom Sterben in Speyer“. In: Bernd von Schneidmüller (Hg.). *König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter*. Darmstadt, 9–42.
- Sugiyama, Michelle S.** 2001. „Narrative Theory and Function: Why Evolution Matters“. *Philosophy and Literature* 25, 233–250.
- Sullivan, Nikki.** 2003. *A Critical Introduction to Queer Theory*. New York: New York University Press, 18–19.
- Velleman, J. David.** 2003. „Narrative Explanation“. *The Philosophical Review* 112.1, 1–25.
- Weber, Sandra.** 1993. „The Narrative Anecdote in Teacher Education“. *Journal of Education for Teaching* 19.1, 71–82. <https://doi.org/10.1080/0260747930190107>
- White, Michael und David Epston.** 1990. *Narrative Means to Therapeutic Ends*. New York, NY: Norton.

## Referenzen zu den Jahrbüchern

- Wink, Michael und Joachim Funke (Hgg.).**  
2016. *Stabilität im Wandel*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 1. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/hdjbo.2016.0>
- Wink, Michael und Joachim Funke (Hgg.).**  
2017. *Wissenschaft für alle: Citizen Science*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 2. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2017.0>
- Funke, Joachim und Michael Wink (Hgg.).**  
2018. *Perspektiven der Mobilität*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 3. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2018.0>
- Funke, Joachim und Michael Wink (Hgg.).**  
2019. *Schönheit: Die Sicht der Wissenschaft*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 4. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2019.0>
- Funke, Joachim und Michael Wink (Hgg.).**  
2020. *Entwicklung – Wie aus Prozessen Strukturen werden*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 5. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2020.0>
- Holm-Hadulla, Rainer M., Joachim Funke und Michael Wink (Hgg.).** 2021. *Intelligenz – Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 6. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2021.1>
- Funke, Joachim und Michael Wink (Hgg.).**  
2022. *Die vier Elemente*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 7. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2022.1>
- Funke, Joachim und Michael Wink (Hgg.).**  
2023. *Krieg, Konflikt, Solidarität*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 8. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2023.1>
- Wink, Michael und Vera Nünning (Hgg.).**  
2024. *Prognosen in der Wissenschaft*. Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 9. Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2024.1>

## Über die Autoren

**Vera Nünning** ist Professorin für anglistische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Heidelberg, wo sie auch Prorektorin für internationale Beziehungen war (2006–2009). Ihre Dissertation, die sie an der Universität zu Köln verfasste, befasst sich mit der Ästhetik von Virginia Woolf; ihre Habilitation mit der kulturgeschichtlichen Relevanz von Catharine Macaulay. Vera Nünning veröffentlichte Monographien zur britischen Literatur des 18., 19., und 20. Jahrhunderts, und wirkte als (Mit)Herausgeberin für insgesamt 28 Bände, vor allem zu zeitgenössischer britischer Literatur und Erzähltheorie. Ihre Artikel befassen sich mit Erzähltheorie, Gender Studies, Kulturwissenschaften und britischen Romanen vom 18. bis zum 21. Jahrhun-

dert. Ihr Buch *Reading Fictions, Changing Minds: The Cognitive Value of Fiction* vereint Einsichten aus der Psychologie und Narratologie. Sie war ‚Fellow‘ an zwei ‚Institutes of Advanced Studies‘ und Gastprofessorin in Helsinki, Lissabon und Bergamo. Sie gibt drei Buchreihen mit heraus und arbeitet im Moment mit Corinna Assmann an der Herausgabe von *The Palgrave Handbook of Feminist, Queer and Trans Narrative Studies* (2025).

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Vera Nünning  
Kettengasse 12  
69117 Heidelberg  
vera.nuenning@as.uni-heidelberg.de

**Michael Wink** ist Ordinarius für Pharmazeutische Biologie an der Universität Heidelberg, wo er seit 1989 die Abteilung Biologie am Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie leitete. Seit seiner Pensionierung arbeitet er seit dem 1.10.2019 dort als Seniorprofessor. Nach dem Studium der Biologie an der Universität Bonn forschte er in Braunschweig, Köln, München und Mainz. Seine Arbeitsgebiete reichen von Phytochemie, Arznei- und Giftpflanzen, Ornithologie und Naturschutz bis zur Systematik, Phylogenie und Evolutionsbiologie. Er ist Autor/Co-Autor von mehr als 40 Büchern und über 1000 Originalarbeiten. Er ist Gastprofessor an Universitäten in China und Mexiko, außerdem Mitglied diverser Wissenschaftlicher Beiräte, Ko-Herausgeber des Heidelberger Jahrbuchs, Herausgeber einiger Zeitschriften und Empfänger mehrerer Auszeichnungen.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Michael Wink  
Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie, Universität Heidelberg  
D-69120 Heidelberg  
wink@uni-heidelberg.de





# Geschichten machen Geschichte

## Erzählen über Herkunft in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters

Bernd Schneidmüller

Historisches Seminar, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Dieser Essay gilt der Kraft des Erzählens in der frühmittelalterlichen Geschichtsschreibung. Die Herkunftsgeschichten der Franken von den Trojanern oder der Sachsen von den Griechen sind nach den kritischen Maßstäben der Moderne nicht wahr, wurden aber im mittelalterlichen Jahrtausend als lebendige Vergangenheit geglaubt. Damals ließen Geschichten noch Geschichte entstehen. In prägnanten Worten und Wortbildern speisten die Autoren ihre Sehnsüchte aus vornehmen Traditionen der Weltgeschichte. Aus der Fülle solcher Konstrukte werden hier sechs bedeutende Erzählstränge über die Abstammung frühmittelalterlicher Völker und Dynastien ausgewählt und kommentiert.

### 1 Zum Auftakt: Geschichte und Geschichten

Was ist Geschichte?<sup>1</sup> Über diese Frage wurde in den Kulturen der Welt seit vier oder fünf Jahrtausenden immer wieder nachgedacht. Dass die Antwort nicht leicht ist, zeigt die umständliche Eingangsdefinition im deutschen Wikipedia-Artikel: „Unter Geschichte versteht man im Allgemeinen diejenigen Aspekte der Vergangenheit, derer Menschen gedenken und die sie deuten, um sich über den Charakter zeitlichen Wandels und dessen Auswirkungen auf die eigene Gegenwart und Zukunft zu orientieren.“<sup>2</sup> In einfacher Sprache für Kinder erklärt Klexikon.de den Begriff Geschichte so: „Zur Geschichte gehört alles, was früher passiert ist. Das Wort ist verwandt mit ‚geschehen‘, wie in ‚es ist etwas geschehen‘. Diese Geschichte ist aber etwas anderes

1 Klassisch Carr 1961.

2 [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte#cite\\_ref-1](https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte#cite_ref-1) (12. 02. 2025).

als eine Geschichte, die jemand erzählt, um die anderen zu unterhalten. Denn ein Bericht über Geschichte soll möglichst genau wiedergeben, was früher geschehen ist.“<sup>3</sup>

In diesen Definitionen stehen ‚Gedenken – Deuten – Orientieren‘ neben der ‚Gesamtheit des früher Passierten in Abgrenzung zur erzählten Unterhaltung‘. Leicht fällt die Erklärung von Geschichte also nicht. Immerhin hängen Geschichte und Erzählen zusammen. Das Erinnernte wird im Erzählen erst strukturiert, beständig verändert und damit individuell wie kollektiv weitergegeben. So lassen sich Formen des kulturellen Gedächtnisses beschreiben. Geschichte kann erzählt, strukturiert, theoretisiert und vergessen werden.<sup>4</sup> Die moderne Geschichtswissenschaft distanziert sich durch Kontextualisierung und Schärfung von Methode wie Theorie deutlicher als ältere Geschichtsschreiber vom bloßen Erzählen als dem Aufzählen des Geschehenen. Dabei bietet das Erzählen von Geschichten einen ersten Zugang zur Geschichte – in der Aneinanderreihung von Geschichten entsteht überhaupt erst Geschichte.

Für die Akademisierung des Fachs Geschichte war die Überwindung antiquarischen Sammeleifers von großer Wichtigkeit. Bloßes Erzählen von Geschichten macht noch keine Geschichte. Doch der Verzicht aufs Erzählen vernichtet Geschichte. Bis heute hat die Geschichtswissenschaft ihre akademische Spezialisierung des 19. Jahrhunderts als Beschäftigung mit schriftlichen Quellen der Vergangenheit noch nicht gänzlich aufgearbeitet. Im differenzierenden Wissenschaftsverständnis des 19. Jahrhunderts sollte die Geschichte nämlich frühere Wirklichkeiten als historische Wahrheit rekonstruieren, während die Literaturwissenschaft deren fiktionale Gestaltungen studierte. Eigentlich gehörte das Erzählen zu beiden Formen der Annäherung an Vergangenheit, wurde aber als Modus mündlicher wie schriftlicher Kommunikation mehr und mehr in den Bereich des Fiktionalen oder des Unterhaltens abgedrängt.<sup>5</sup> Man schrieb Geschichte, und man erzählte Geschichten. Aus bloßem Storytelling entstanden noch keine vergangenen Wirklichkeiten. Und gerade dieser Referenzrahmen des wirklich Geschehenen schuf der akademischen Geschichtswissenschaft lange eine Aura der Gelehrsamkeit. Als Kehrseite erwies sich dann der Vorwurf des Staubtrockenen und Langweiligen jenseits aller Unterhaltung.

Dabei konnten gerade die Wissenschaften vom Mittelalter viel erzählen vom Umschlag des Mündlichen ins Schriftliche. In den letzten Jahrzehnten fand die Mediaevistik Anschluss an wissenschaftliche Diskussionen um die Typik oraler Gesellschaften und damit an die Kulturen des Erzählens.<sup>6</sup> Die großen Debatten um die Kraft langer mündlicher Traditionen und ihres Umschlagens in fixierende Schriftlichkeit

3 <https://klexikon.zum.de/wiki/Geschichte> (12. 02. 2025).

4 Assmann 2018; Fried 2012.

5 Handbuch Historische Narratologie 2019.

6 Vollrath 1981. Vgl. Andere Ästhetik (2022); Schein (2023).

wie deren Verformungen im jahrhundertelangen Abschreibeverhalten wurden zuerst in den Altertumswissenschaften oder in den volkssprachlichen Philologien geführt. Lange verharnte die mediaevistische Editionstechnik im naiven Vertrauen des 19. Jahrhunderts auf einen einzigen eindeutigen Urtext und begab sich auf die Wahrheitssuche nach den Worten des Autors. Dieser Urtext blieb als  $\alpha$  in Handschriftenstemma eine Leitikone neuzeitlicher Textphilologie. Das Erzählen, das Weiter-Erzählen, das Abschwefen, also das Aushalten vielfältiger Erzähl- wie Texttraditionen fanden erst in neuester Zeit zunehmende Aufmerksamkeit von Editorinnen und Editoren, die massenhaft überlieferte Texte des Spätmittelalters irgendwie in den Griff bekommen wollten.<sup>7</sup> Erzählte Pluralität oder die Suche nach dem einzigen und eindeutigen Urtext  $\alpha$  – solche Debatten machen die Wissenschaften vom Mittelalter derzeit wieder interessant.

Der Charme des Erzählten, das aus vielen Geschichten Geschichte werden ließ, wurde in der mediaevistischen Geschichtswissenschaft zunächst in einer dezidierten Quellenkritik eingedämmt. Lange galt die maßgeblich von Johann Gustav Droysen (1808–1884) geprägte methodische Unterscheidung zwischen ‚Überresten‘, die aus der Vergangenheit gleichsam authentisch und ‚absichtslos‘ auf uns gekommen seien (Urkunden, archäologische Funde, ‚Denkmäler‘), und den ‚Traditionen‘ (‚Quellen‘), die auf die Zukunft wirken wollten und vergangene Wirklichkeiten durch spätere Perspektivierungen verformten; dazu zählte insbesondere die interessegeleitete Geschichtsschreibung des Mittelalters.<sup>8</sup> In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschwammen die einstigen Gegensätze. Zuerst wurde der ‚Überrestcharakter‘ der mittelalterlichen Historiographie als Quelle für die Ideen- oder Wahrnehmungsgeschichte entdeckt. Dann erkannte man traditionsbildende Absichten der sogenannten ‚Überreste‘ mit ihren dezidierten Botschaften an die Zukunft. In der bewussten Akzeptanz epistemischer Prägungen verlor sich das Vertrauen auf ‚Befunde an sich‘ und damit auch in eine wertfreie Geschichte, wie es wirklich einmal gewesen war.

Solche Methoden- und Theorieschübe, gemehrt durch Einbeziehung neuer Quellengattungen in eine lange nur auf schriftliche Quellen der Haupt- und Staatsaktionen fixierte historische Wissenschaft, verändern jetzt die mediaevistische Geschichtswissenschaft fundamental. Es wäre interessant, die Curricula von Proseminaren zur mittelalterlichen Geschichte in Zeitschnitten für 2025, 2000, 1975, 1950 oder 1925 einmal zu vergleichen. Ein vorrangiges Interesse am Erzählen von Geschichte oder am Verhältnis von Geschichten und Geschichte kann ich freilich immer noch nicht als Leitbild der Historie entdecken.

<sup>7</sup> Exemplarisch Burkhardt 2020.

<sup>8</sup> Definitionen bei Droysen 1868, S. 13–22; klassische Einführung von Brandt 2012.

Immerhin wirkte das kulturwissenschaftliche Paradigma der ‚dichten Beschreibung‘ auch fruchtbar auf die Geschichtswissenschaft, ohne dass dort der Bezug zwischen dem viel beschworenen ‚dichten Beschreiben‘<sup>9</sup> und einem ebenso ‚dichten‘ wie ‚breiten‘ Erzählen theoretisch vertieft worden wäre. Allzu oft fällt unterhaltsam Erzähltes in der Historie unter das Verdikt des Anekdotischen. Dabei wurde wiederholt exemplarisch gezeigt, wie gut sich aus Anekdoten historische Werte-, Wahrnehmungs- und Erinnerungswelten erschließen lassen<sup>10</sup> oder wie uns Dinge Geschichte erzählen.<sup>11</sup>

Einen großen Erkenntnissschub brachte zuletzt die Erforschung der spätmittelalterlichen Exempelliteratur. Die umfangreichen und philosophisch nicht eben tiefdringenden Beispielsammlungen dienten vor allem der religiösen Unterweisung und moralischen Selbstvergewisserung in klerikalen Gemeinschaften. Die schriftlichen Aneinanderreihungen von Geschichten aus dem prallen Leben, bisweilen versehen mit einem frommen ‚Merke‘ (lateinisch *nota*), boten praktische Handreichungen für die Predigtstätigkeit und erhöhten die Aufmerksamkeit der Hörenden. Christliche Unterweisung erwuchs aus lebensnahen Geschichten. Die Grenzen zu den vielfältigen anderen Formen der Didaxe blieben fließend.<sup>12</sup>

Eine vergleichbare Funktion besaß das Einfügen von Begebenheiten in historische Chroniken oder Lebensbeschreibungen. Die Quellengruppe der *res gestae* (geschehene Dinge) stellte im wörtlichen Sinn historische Taten (*gesta*) zusammen. Die traditionelle Quellenkunde sprach im Blick auf die mittelalterliche Historiografie deshalb von „erzählenden Quellen“ und scheute die Charakterisierung von Geschichtsentwürfen als „Erzähltes“ im Sinne des Wahrhaftigen (und eben nicht Fiktionalen) nicht.

Exemplarisch sollen in der Folge einige berühmte Geschichten aus dem früheren Mittelalter mit großer Wirksamkeit und auf ihre Funktion im Erzählgeschehen der lateinischen Geschichtsschreibung befragt werden.<sup>13</sup> Leitende Hypothese ist der Gedanke, dass eine kleine Geschichte – unterhaltend und verblüffend – komplexe Sachverhalte in wenigen Worten einfangen kann und ohne weitschweifige Erläuterungen rasches Begreifen und langes Erinnern ermöglicht. Herkunftsgeschichten lassen uns am immensen Interesse des Mittelalters an Vergangenheiten teilhaben, die nach modernen Maßstäben zwar fiktiv oder ‚falsch‘ sind, gleichwohl aber wichtige Einsichten in das historische Wissen und Begreifen vergangener Gesellschaften bieten.

9 Anstöße von Geertz 1973.

10 Kortüm 1997; Schneidmüller 2019b.

11 Das Opernglas der Herzogin 2019.

12 Schürer 2005.

13 Rüsen 1982; The Encyclopedia 2010; Handbuch Chroniken 2016.

Deshalb werden den hier vom Lateinischen ins Deutsche übersetzten Geschichten einige Gedanken zum Zweck und zur Botschaft des Erzählens folgen. Der Respekt vor der Komplexität historischer Narrationen zwingt von vornherein zum Eingeständnis, dass die knappen Einordnungen nicht die nötige quellenkritische oder bedeutungsgeschichtliche Analysetiefe erlangen werden. Hier wird also nur ein kleiner Essay über vergangenes Erzählen von Herkunft geboten.

## 2 Herkunft erzählen im früheren Mittelalter

### 2.1 Die Franken als Trojaner, die Merowinger und das Meer

**Text 1:** „Über die Frankenkönige, die schon vor Zeiten waren, schrieb der heilige Hieronymus, was vorher die Geschichte des Dichters Vergil berichtet (*narrat storia*): Ihr erster König sei Priamus gewesen. Als Troja durch die List des Odysseus erobert wurde, seien sie von dort fortgezogen; dann hätten sie Friga als König gehabt. Sie hätten sich zweigeteilt; ein Teil von ihnen sei nach Mazedonien gezogen, die anderen – als Frigier bezeichnet – hätten mit Friga Asien durchzogen und sich am Ufer der Donau und am Ozean niedergelassen. Dann hätten sie sich nochmals zweigeteilt; der eine Teil von ihnen sei mit ihrem König Francio nach Europa gezogen. Sie durchwanderten Europa und besetzten mit ihren Frauen und Kindern das Ufer des Rheins; nicht weit vom Rhein versuchten sie, eine Stadt nach Art des Namens Troja zu erbauen. Das Werk wurde zwar begonnen, aber nicht vollendet. Der zurückgelassene Teil, der am Ufer der Donau geblieben war, erwählte sich Torcoth zum König, nach dem sie dort Türken (*Turchi*) genannt wurden. Und die anderen wurden nach Francio als Franken (*Franci*) bezeichnet. [...]“<sup>14</sup>

**Text 2:** „Die Franken wählten nach sorgfältigen Überlegungen einen König, der so wie früher langhaarig war (*regi, sicut prius fuerat, crinitum*), aus dem Geschlecht von Priamus, Friga und Francio mit Namen Theudomer, Sohn des Richimer. [...] Ihm folgte im Königtum sein Sohn Chlodio, der brauchbarste Mann in seinem Volk, der in der Festung Esbargium im Gebiet der Thoringer residierte. Auch die Burgunder, welche in der Cisalpina wohnten, hingen der Irrlehre der Arianer an. Chlodio sandte Späher nach Cambrai, die alles auskundschafteten, dann folgte er selbst, vernichtete die Römer, eroberte die Stadt und besetzte das Land bis zur Somme. Dieses Geschlecht wur-

14 Edition des lateinischen Texts: Fredegar 1888, III 2, S. 93. Zweisprachige Ausgabe lateinisch-deutsch, hier mit eigenen Modifikationen von Bernd Schneidmüller: Quellen 1982, S. 84/85. Das merowingische Latein des 7./8. Jahrhunderts folgt nicht den geläufigen grammatischen Formen des klassischen Lateins.



Abbildung 1: Aneas flieht aus Troja (Handschrift 15. Jh.). Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 403, fol. 4r

de durch heidnische Gebräuche verehrt (*fanaticis usibus culta*). Man erzählt, Chlodio habe einmal im Sommer mit seiner Gattin am Strand des Meeres gegessen. Als seine Gemahlin mittags ins Meer watete, habe sie ein Meerestier, das wie Minotaurus (?) aussah (*bistea Neptuni Quinotauri similis*), begehrt. Ob sie daraufhin von dem Tier oder von ihrem Mann schwanger wurde – sie gebar jedenfalls einen Sohn mit dem Namen Meroveus, nach dem später die Könige der Franken Merowinger (*Merovingii*) genannt wurden.“<sup>15</sup>

Diese beiden Passagen stehen in einer Chronik, die von der Erschaffung der Welt bis zum Jahr 642 reicht und als wichtigste Quelle zur fränkischen Geschichte des 7. Jahrhunderts gilt. Ihr Autor wurde erst in der Frühen Neuzeit Fredegar genannt, wobei die Mittelalterforschung kontrovers diskutiert, ob es sich um einen oder um drei Verfasser handelt.<sup>16</sup> In den beiden Geschichten wird erstmals von der fränkischen Überzeugung einer trojanischen Herkunft und von der rätselhaften Abstammung der merowingischen Frankenkönige erzählt.

Die Trojanergeschichte wurde im Lauf des Mittelalters immer weiter ausgestaltet und garantierte in unzähligen Texten wie Bildern neben den Franken auch anderen Völkern, Städten und Familien ihren Stolz auf uralte Herkunft.<sup>17</sup> Neuzeitliche Nüchternheit dekonstruierte diese ebenso bunten wie nützlichen Erzählstränge zur bloßen Fabel. Sie trage nichts zur historischen Wirklichkeit bei, sondern lasse allenfalls mittelalterliche Sehnsuchtpotenziale erkennen. Das erste Auftauchen dieser Trojaabstammung in der hier erzählten Fredegar-Chronik steht für den Emanzipationswillen der erfolgreichen Franken, in den einstigen Rang des Römerreichs einzurücken. Auch die Römer hatten sich nämlich auf ihre trojanische Herkunft berufen. Der auch im Mittelalter vielgelesene Dichter Vergil (gest. 19 v. Chr.) propagierte in seiner ‚Aeneis‘ den Mythos von flüchtenden trojanischen Seefahrern, die dann in Rom das Fundament für das Erblühen des antiken Imperium Romanum schufen.

Die Imitation dieser Abstammungs- und Aufstiegsgeschichte im merowingischen Frankenreich ist offensichtlich. Die fränkische Variante wich aber den bei Vergil ausgeschmückten Seewegen des Aeneas aus und entwarf eine von Troja ausgehende nordwestliche Wanderung: Makedonien, Asien, Schwarzes Meer, Ufer der Donau, Ufer des Rheins. Bemerkenswert sind die doppelten Völkerteilungen mit der Benennung nach Königen wie Friga, Francio oder Torcoth. Dass die Franken und die Türken

15 Edition des lateinischen Texts: Fredegar 1888, III 9, S. 94 f. Zweisprachige Ausgabe lateinisch-deutsch, hier mit eigenen Modifikationen von Bernd Schneidmüller: Quellen 1982, S. 88–91.

16 <https://geschichtsquellen.de/werk/2355> (17.02.2025).

17 Troia 2001; Nonn 2010. Siehe Abb. 1.

dabei als zwei Brudervölker genannt sind, beschäftigte noch spätere mittelalterliche Jahrhunderte im Zeitalter der Kreuzzüge und der osmanischen Herrschaftsbildung. Eine Chance zur Verständigung von Ost und West wollte man am Ende des Mittelalters freilich nicht mehr erkennen. Vor dem Hintergrund der osmanischen Eroberung Konstantinopels bestritt Aeneas Silvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II. (gest. 1464), die trojanische Herkunft der Türken. Vielmehr seien diese asiatischen Barbaren, „verhurt in allen Sitten der Unzucht“, Nachfahren der Skythen.<sup>18</sup>

Der Bruch zwischen der Fredegar-Chronik des 7. Jahrhunderts und der Polemik des 15. Jahrhunderts zeigt uns an, wie mittelalterliche Herkunftsgeschichten aus aktuellen und sich wandelnden Sehnsüchten entstanden. Das erklärt die große Beliebtheit dieser Ursprungserzählungen mittelalterlicher Völker (*origines gentium*) und Herrschergeschlechter, in die sich die fränkische Trojanerabstammung seit dem 7. Jahrhundert einreihete.<sup>19</sup> Die Fredegar-Chronik hatte die Herkunft der Franken (*origo Francorum*) aus Troja und ihre Wandergeschichten bereits vorher mit eigenen Worten in historische Exzerpte zur Eroberung Trojas aus spätantiken Chroniken des Eusebius-Hieronymus eingeschoben. Dort findet sich auch der stolze Zusatz, dass „kein Volk bis zum heutigen Tag die Franken überwinden konnte.“<sup>20</sup> Diese Collage-Technik von zumeist nicht eigens nachgewiesenen Exzerpten aus anderen Quellen und eigenen Zusätzen, die heutzutage keine Plagiatskontrolle überstehen würde, sorgte im frühen Mittelalter für besondere Authentizität. Dem entspricht der beliebte Kunstgriff in der Fredegar-Chronik, für die tatsächlich neu erfundene Trojanerherkunft zwei illustre antike Autoritäten ins Feld zu führen. Der Autor nennt ausdrücklich den Dichter Vergil und die Chronik des Kirchenvaters Hieronymus als Quellen für seine Behauptung. Beides ist falsch, denn weder Vergil noch Hieronymus konnten etwas von der trojanischen Vergangenheit der Franken wissen. Es klingt aber gut und haucht der fiktionalen Geschichte den Anschein von verbürgter Wahrheit ein.

Verblüffend wirkt die zweite Erzählung der Chronik über die ungewisse Zeugung jenes Meroveus, von dem die Frankenkönige ihren Namen ableiteten. War das Meerestier, welches die Königin beim Baden anging, oder der Ehemann sein Vater? Handelte es sich einfach um ein Meerestier, oder war es gar eine Bestie? Beides lässt die Übersetzung des lateinischen Worts *bistea* zu. Die behauptete Ähnlichkeit mit ‚Quinotaurus‘ sollte wohl auf die griechische Mythologie und auf Minotaurus deuten. Dieses schreckliche Mischwesen mit menschlichem Körper und Stierkopf war einst – alles eine Strafe des Meeresgotts Poseidon – aus dem sexuellen Begehren seiner Mutter nach Begattung durch einen Stier geboren worden.

18 Hirschi 2009, S. 49.

19 Plassmann 2006; Meanings of Community 2016; Kersken 1995; Schneidmüller 2019a.

20 Fredegar 1888, II 4–6, S. 45 f.



Für einen Frankenkönig war diese Ambivalenz seiner Herkunft wunderbar. Es gibt deshalb viele Vorschläge, wie man die Geschichte des Fredegar übersetzen und deuten sollte. Einigen Charme schrieb man der Interpretation zu, der Autor wollte damit einen Reflex auf die mythische Herkunft germanischer Könige aufs Pergament bringen. Tatsächlich war im Satz zuvor von einer Verehrung der Königsfamilie „durch heidnische Gebräuche“ die Rede. Gregor von Tours, der erste große Geschichtsschreiber im Merowingerreich, hatte dieses Heidentum der Franken vor ihrer Christianisierung ausführlich beschrieben. Als die Fredegar-Chronik entstand, folgten die Franken freilich schon seit eineinhalb Jahrhunderten dem christlichen Glauben. In diesem kulturellen Kontext wirkt die Begattung einer Königin durch ein Mischwesen aus dem Meer als Herkunftserzählung der Herrscherdynastie rätselhaft. Die Chronik relativiert das Ganze zwar mit dem lateinischen Wort *fertur* („man erzählt“) und schließt die legitime Vaterschaft König Chlodios nicht aus. Aber was will der Autor, bei dem die Geschichte vom Meerestier erstmals – und ganz ohne Not – vorkommt, uns wirklich erzählen?

Die Liebhaber des „germanischen Sakralkönigtums“, welches in der von der Germanischen Altertumskunde des 19./20. Jahrhunderts erdachten Form wohl nie existierte,<sup>21</sup> fügten die Fredegar-Stelle mit anderen erstaunlich anmutenden Quellsplittern zusammen: mit Stierhäuptern als Grabbeigaben oder mit der Persiflage eines angeblichen Fruchtbarkeitszaubers der Merowingerkönige, den Einhart im 9. Jahrhundert in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen lächerlich machte.

Die Chronik legt noch eine andere Fährte zu einem historischen Zauber, der nicht unmittelbar verständlich ist. Die Merowinger strahlten nämlich als Könige mit langen Haaren (lateinisch *reges criniti*) aus der fränkischen Allgemeinheit heraus. In solchen langen Haaren lag offensichtlich eine magische Befähigung zur Herrscherpersönlichkeit. Wollte man einen Merowinger regierungsunfähig machen, dann schnitt man ihm die Haare ab und nahm ihn, wenn man ihn nicht sogleich tötete, in Klosterhaft. Das regelmäßige Tonsurieren der Mönche in Klöstern sorgte dafür, dass dort keine Haare nachwuchsen.<sup>22</sup> Jedenfalls machten die langen Haare der merowingischen Königsdynastie den entscheidenden Unterschied aus und könnten vielleicht als vor- oder außerchristliches Symbol von Fruchtbarkeit und Manneskraft gedeutet werden.

Wie die besondere Legitimation – ob Mythos oder Aura – eines vorchristlichen Königtums freilich beschaffen war, lässt sich aus den Überlieferungssplittern nicht wirklich ergründen. Auch ethnologische Vergleiche mit der Herleitung von Herrschaft in außereuropäischen Kulturen regen allenfalls die kreative Fantasie der Me-

21 Anton 2004.

22 Diesenberger 2003; Bloch 1983. Siehe Abb. 2.



**Abbildung 2:** Die Tonsurierung des Merowingerkönigs Childerich III. in der Imagination des 19. Jahrhunderts. Gemälde von Évariste-Vital Luminais, *Le dernier des Mérovingiens*, Carcassonne, Musée des Beaux-Arts

diaevistik an. Zudem macht es einen erheblichen Unterschied, ob sich eine archaisch anmutende Monarchie aus der göttlichen Sphäre (wie die gotischen Amaler) oder von einem sagenhaften Meerestier (wie die Merowinger) herleitete.

Die Linie zur griechischen Minotaurus-Sage transportierte vielleicht eine andere Botschaft, nämlich die doppelte Verankerung des fränkischen Aufsteigervolks in der römisch-griechischen Antike. In der trojanischen Herkunft verbanden sich die Franken mit den antiken Römern. Und durch die ambivalente Geburtsgeschichte des namensgebenden Königs Meroveus fügten sich die Franken in die antike Welt der griechischen Mythologie ein. Danach hätten die beiden originellen Erzählungen der Fredegar-Chronik den doppelten Nutzen einer zweifachen fränkischen Integrationsleistung eröffnet.

## 2.2 Karolinger als Kerle, eine Königstochter und ein Hirtenmädchen

**Text 3:** „Erwähnung der Abstammung des Herrn Karl, des glorreichsten Kaisers Anspert war aus dem Senatorenstand, ein berühmter und edler Mann, mächtig in vielen Reichtümern. Zur Frau erhielt er eine Tochter Chlothars, des Königs der Franken [Chlothar I., reg. 511–561], namens Blithilt und hatte von ihr drei Söhne und eine Tochter. Sein Erstgeborener hieß Arnoldus, der zweite Feriolus, der dritte Modericus und seine Tochter Tarsicia. Feriolus wurde Bischof in der Stadt Uzès und mit dem Martyrium gekrönt; er ruht dort in Frieden. Modericus wurde zum Bischof in Alès<sup>23</sup> bestellt und ruht dort als Bekenner Christi in Frieden, wo Gott wegen seiner Verdienste viele Wunder geschehen ließ. Tarsicia, die Jungfrau Christi, bewahrte ihre Jungfräulichkeit und ruht in der Stadt Rodez. Wegen ihrer Verdienste wird dort täglich die Macht Christi erwiesen. Es wird berichtet, dass sie als Tote auch Tote auferweckt habe. Arnoldus, sein Erstgeborener, zeugte den Herrn Arnulfus [Bischof von Metz, gest. 629]. Herr Arnulfus zeugte den Flodoulfus und Anschises. Flodoulfus wurde durch Gottes wohlwollende Gnade zum Bischof bestellt. Anschises zeugte Pippin. Pippin zeugte Karl. Karl aber zeugte den Herrn König Pippin. Der Herr Pippin zeugte den glorreichen Kaiser und edelsten Fürsten Karl.“<sup>24</sup>

23 Lateinisch *Harisidum/Arisitum*. Dazu Kaiser 1990, S. 25–28.

24 Edition des lateinischen Texts: Commemoratio 1881. Die deutsche Übersetzung stammt von Bernd Schneidmüller. Siehe Abb. 3.

et laeta quae uenerat tristis et contraria;  
 Per idem namque tempus hominulus uis fuit  
 nomine cluro nequiter pedibus contraxit;  
 quicquidque lacere auxilium abut baculis fere  
 pede tantum. et cum ingena muria callem  
 inebatur coningere; Hic cum ero cussus  
 adurnam scilicet semetipsum sanandum mo  
 rationem profrauit; Sicutque resoluos  
 neruorum contraxitibus; Surrexit liuius  
 et laetus acque ad domicilium suum pedibus  
 propriis reuertitur; quia dñm sepulcrum  
 fustibus susten tacuissent ut sanaretur;  
 Haec nos pauci de plurimis in uisum miraculis  
 uel operibus bonis ut ualimus scriptis inchi  
 dimus; Caeterum si non a bona gente stolo  
 prosequentes in ebram inferere fauimus in  
 motu uoluntatem et magnam legentibus

**C**ad fuisse.  
 OMNIMEMORATIO SENEALOEAE DOO  
 ni arnulfi epi et confessoris epi. Anspertus  
 qui fuit ex genere senarum pelarus uir  
 atque nobilissimus et diuicijs pollens acce  
 pit filiam blochari regis francorum in con  
 iugem nomine blithild. et habuit ex ea  
 filios tres et filium unum. Primogenitus  
 ipsius arnoldus nominatus est. secundus  
 feriolus. tertius modericus. et filia ipsius  
 carisia. Feriolus quidem episcopus effectus in  
 uicecia ciuitate martario coronatus est.  
 ibique requiescit in pace. Modericus uero  
 rommarchido episcopus ordinatus ibique con  
 fessor xpi requiescit in pace. ab idisperus  
 meritis multa miracula operatur. Car  
 isia uirgo xpi multitudine sua perseue  
 rans. in uirginitate requiescit pcul  
 meritis. Ibidem xpi uirginitate cotidie ofren  
 ditur. Quae etiam fecit mortuam or

tuum suscitasse; Arnoldus primogenitus  
 ipsius genuit dominum arnulfum Dominus  
 arnulfus genuit Rodulfum. et ansehim.  
 Rodulfus diuina annuente gratia episcopus  
 ordinatus. Ansehilus genuit pipinum.

Ipse genuit carolum. Carolus uero genuit  
 dominum regem pipinum. Dominus pipin  
 genuit caesarem gloriosum ac principem  
 nobilissimum CAROLUM.

**VITA** **Sci SIMEONIS**  
**MONACHI** **CVI** **IN**  
**COLVOPIA** **STETIT**

Abbildung 3: Die Abstammung Karls des Großen von den Merowingern (Text 800–814. Handschrift 11. Jh.). Paris, Bibliothèque Nationale de France, Ms. lat. 11749, fol. 78v

**Text 4:** „Bis hierher regierten die Könige ohne königliche Salbung in Neustrien, das heißt in Gallien, und in Austrasien, das ist Germanien, und alles [geschah] durch die Hausmeier unter ihnen. Pippin [II. der Mittlere, Hausmeier 769–714] zeugte aus einer anderen Frau Karl und Campio. Denn als er bei einer Jagd im Ardennerwald nachts zu einem königlichen Hof kam, begehrte er nach dem Mahl irgendeine Tochter derjenigen, die in diesem Hof die königlichen Kühe hütete, zum Beischlaf. Diese wurde schwanger und gebar einen Jungen. Als dem Pippin bei einem Mahl das Neugeborene gemeldet wurde, fragte er, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei. Ihm antwortete der Bote, der aufgrund der Anwesenheit von Plektrudis [Pippins Gemahlin] vage blieb und nicht von einem Jungen sprechen wollte, dass ‚Karl‘ geboren sei. Plektrudis, die aufmerksam zuhörte und dies mit feinem Ohr wahrnahm, sagte mit Spott: ‚*Gualige then Karl*‘, was auf Latein bedeutet: ‚*Euge illum baronem vel virum*‘ [deutsch: ‚Bravo, ein Kerl oder Mann‘]. Denn Karl, so sagt man, kann in der Sprache der Franken sowohl Mann als auch männlich bezeichnen, nicht aus der Bedeutung des Worts, sondern aus der Umschreibung des Sinns, so wie man gemeinhin einen, den man wegen seiner Ehren, seiner Stärke oder seiner Kraft lobt, als Mann zu bezeichnen pflegt. Pippin kümmerte sich nicht um das, was Plektrudis gesagt hatte, und sagte: ‚So soll er diesen Namen haben‘; und von da an wurde er Karl genannt. Dieser Pippin hatte die Herrschaft 27 Jahre lang inne. Karl [Karl Martell, Hausmeier, gest. 741] war der Erste, der Bischofswürden im Reich der Franken an Laien und Grafen gab, so dass er den Bischöfen keinerlei Macht in kirchlichen Dingen erlaubte. Er erhob viele Zinspflichtige zu Ehren. Dies las Herr Abt Wibald [von Stablo, gest. 1158] in Hautvillers.“<sup>25</sup>

Diese beiden Texte entstanden im frühen 9. und im mittleren 12. Jahrhundert, also in großem zeitlichem Abstand voneinander und auch lange nach den Ereignissen, über die sie berichten. Auf zweierlei Weise erzählen sie über die Herkunft und den Aufstieg der Karolinger. Diese erlangten durch einen Putsch Pippins (751–768) gegen den letzten Merowingerkönig 751 das Königtum im Frankenreich und erneuerten in der nächsten Generation unter Karl dem Großen (768–814) das weströmische Kaisertum.

Die ‚Erwähnung der Abstammung Kaiser Karls des Großen‘ erzählt ausführlich von den beiden ersten Generationen der Familie. Dann eilt sie – beginnend mit Bischof Arnulf von Metz – in kargen Worten zügig durch zwei Jahrhunderte und nennt für sechs Generationen nur noch Väter und Söhne. Zum Ziel dieses raschen Durchgangs wird Karl der Große, der glorreiche Kaiser und edelste Fürst. Kernbotschaft der Geschichte ist die Nennung von Karls Stammeltern und deren Kindern.

25 *Historiae Francorum Steinveldenses* 1881, S. 727f. Die deutsche Übersetzung stammt von Bernd Schneidmüller. Handschrift: London, The British Library, Ms. Add. 21109, fol. 183v; Abbildung der Textseite bei Hoffmann 2007, Tafel 11. Vgl. Greer 2020.

Ein aus vornehmerem römischem Senatorenadel stammender Anspert habe mit Blithilt eine merowingische Königstochter geheiratet und mit ihr vier Kinder gezeugt. Zwei Söhne als Bischöfe und eine Tochter als Jungfrau glänzten durch gottgeweihtes Leben und erstrahlten als Heilige, der Erstgeborene sorgte für dynastische Zukunft.

Für diesen grandiosen Eintritt der Karolinger in die Geschichte gibt es allerdings keinerlei Belege aus dem 6. und 7. Jahrhundert. Die Abstammung der Karolinger von den Merowingern sowie ihr initialer Auftritt als eine Familie von Heiligen – all das scheint nach der Kaiserkrönung im Jahr 800 gut erfunden zu sein. Zeitgenössische Quellen kennen als ersten aus der Familie zum Jahr 613 Arnulf (von Metz).

Um dem Zweck dieser historischen Konstruktion auf die Schliche zu kommen, lohnt ein Blick auf die Entstehungszeit der kleinen Geschichte. Sie wurde zwischen 800 und 814 in Metz verfasst, der Heimat der Vorfahren Karls des Großen. Dieser hatte im Jahr 800 den Gipfel seiner Karriere erreicht und vom Papst in Rom die Kaiserkrone empfangen. Damit ging der skandalträchtige Aufstieg seines Vaters König Pippin langsam vergessen, der 751 durch einen Putsch den letzten Merowingerkönig Childerich III. (reg. 743–751) absetzte und ihn seiner langen Haare beraubte sowie in der Klosterhaft verkommen ließ. Es sollte Jahrzehnte dauern, bis diese gewaltige Zäsur in der fränkischen Geschichte bewältigt schien. Indiz für die endgültige Durchsetzung des neuen Königtums war die Namensgebung in der Königsfamilie. Die Söhne König Pippins hießen Karl (der Große) und Karlmann. Der große Karl griff bei der Benennung seiner Söhne zuerst auch auf die Namen seiner Familie zurück: Pippin, Karl und Karlmann. Die in den späten 770er Jahren geborenen weiteren Söhne hießen dann aber Ludwig und Lothar, so wie die Merowingerkönige früherer Jahrhunderte, die als Chlodwig und Chlothar regiert hatten. Erst als die Merowinger endgültig vernichtet waren, durfte sich der Aufsteigerkönig wieder ihrer Namen bedienen. In diesen Prozess der merowingischen Vereinnahmung gehört die Konstruktion einer karolingischen Herkunft über die erfundene Blithilt als Tochter König Chlothars I. (gest. 561). Mit der ‚Erwähnung der Abstammung des Herrn Karl, des glorreichsten Kaisers‘, geschrieben in den Jahren seiner Kaiserherrschaft, erschien der Karolinger auch als Merowinger – der dynastische Bruch von 751 war geheilt. Das ‚Ausblühen‘ der Karolinger aus dem Merowingerstammbaum wurde in den folgenden Jahrhunderten immer weiter ausgestaltet, so dass sich die fränkischen Könige schließlich als eine einzige Familie präsentierten.<sup>26</sup>

Kontinuität oder Diskontinuität in der Namensgebung leiten uns zur zweiten Geschichte. Sie stammt erst aus dem mittleren 12. Jahrhundert, lange nach dem Ende der Karolingerzeit. Anlass für die fröhlich daherkommende Erzählung dürfte die Irritation über den im Fränkischen ungewöhnlichen Namen Karl gewesen sein. Immerhin

26 Schieffer 2006, S. 11–14; Oexle 1967. Siehe Abb. 4.





wurden Karl Martell und sein Enkel Karl der Große dann zu den prägenden Helden ihres Geschlechts, das seit dem 10. Jahrhundert auch als ‚Karle‘ oder als ‚Karolinger‘ bezeichnet wurde. Karl fiel indes aus der gebräuchlichen Zweigliedrigkeit frühmittelalterlicher Personennamen ein wenig heraus und erstaunte auch die neuzeitliche Namenforschung nicht wenig. Was heißt schon Karl ? War das bloß ein Kerl? Oder was bedeutet es sonst?<sup>27</sup>

Die hier zitierte Geschichte aus dem hochmittelalterlichen Stablo verdichtet die Herausforderung, dass ein Kerl als Karl benannt wurde, zur Anekdote. Wir können den Witz, den geistliche Leser empfunden haben mögen, heute nicht mehr angemessen nachvollziehen. Für unser Denken verlangt die vom adligen Herrn aus plötzlichem Begehren geschwängerte und namenlos bleibende Tochter einer Kuhhirtin eher nach Solidarität. Pippins eifersüchtige Gemahlin Plektrudis verdient heute mehr als nur den Spott der Betrogenen. Die wertenden Adjektive und der Plot der Namensgebung von Karl Martell mochten der schenkelklopfenden Fantasie männlicher Schreiber und Leser entsprungen sein.

Gleichwohl transportiert die Geschichte interessante Botschaften zu einem Missverständnis im hochmittelalterlichen Begreifen frühmittelalterlicher Geschehnisse. Es ging hier vermutlich nicht mehr um einen illegitimen ‚Seitensprung‘ des Hausmeiers Pippin, sondern um mehrere gleichzeitige und durchaus als legitim erachtete Verbindungen eines Manns.

Die neuere Forschung zum Eherecht zieht zu Recht die spätere strikte Trennung in eine kirchlich allein anerkannte Einehe, von der Konkubinate oder ‚Friedelehen‘ abgegrenzt waren, für das 8. Jahrhundert in Zweifel.<sup>28</sup> Erst die kirchliche Dogmatik des 9. Jahrhunderts unterwarf auch die karolingischen Könige dem mittelalterlichen Verbot mehrerer gleichberechtigter Verbindungen. Dann erst entstand die Moral der exklusiven Einehe. Unserer Geschichte deutet die späteren massiven Kämpfe der Plektrudis gegen ihren Stiefsohn Karl Martell, den Sohn ihres Gemahls mit einem Hirtenmädchen aus den Ardennen, aus dem viel späteren Eherecht des Hochmittelalters, das zwischen legitimer oder ‚unehelicher‘ Geburt trennte. Tatsächlich ging es im frühen 8. Jahrhundert um Verdrängungskämpfe innerhalb der offeneren adligen Familie.

27 Zusammenstellung der Wortbedeutung von Kerl/Karl: <https://de.wikipedia.org/wiki/Karl> (26.02.2025); <https://awb.saw-leipzig.de/?sigle=AWB&lemid=Koo226> (26.02.2025). Historische Belege zu „Kerl“ <https://www.dwds.de/wb/Kerl> (26.02.2025); Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digital: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=Ko3693> (26.02.2025); dort auch die Belege zu „Karl“: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=Ko1875> (26.02.2025).

28 Joch 1999; Hartmann 2009.



Als Sieger gingen nicht die Kinder aus der Verbindung der Plektrudis mit Pippin dem Mittleren hervor. Die Zukunft gehörte Karl Martell aus Pippins Verbindung mit einer unbekannten Mutter. Dafür taugt der Gegensatz von ‚rechtmäßig‘ oder ‚unrechtmäßig‘ nicht. Die Geschichte vom Hirtenmädchen aus dem Ardennerwald macht die angebliche Illegitimität Karl Martells geistlichen Lesern einer späteren Epoche begreiflich und erzählt von der List des Vaters beim missgünstigen Spott seiner Ehefrau über den ‚Seitensprung‘. Aus dem Ausruf ‚dieser Kerl‘ entstand der Name Karl.

Die Konsequenzen wurden in der Quelle des 12. Jahrhunderts nicht erörtert, sollen hier aber in ihrer Brisanz deutlich benannt werden. Hatte die Commemoratio des frühen 9. Jahrhunderts noch die Abstammung des glorreichen Kaisers aus dem Königsgeschlecht der Merowinger erfunden, so machte die in Stablo aufgezeichnete Geschichte des 12. Jahrhunderts die Urgroßmutter des großen Karl zu einem namenlosen Hirtenmädchen und zu einem Objekt plötzlicher sexueller Begierde Pippins auf einem Jagdausflug. Königstochter und Hirtenmädchen – beide waren in unseren beiden Geschichten Vorfahren der karolingischen Kaiser. Und beide Ahnmütter schaden Karls dem Großen nicht, weder die konstruierte Abstammung von den Königen des Frühmittelalters noch die Herkunft aus der einfachen Bevölkerung des Ardennerwalds. Das frühere Mittelalter kannte die im Spätmittelalter entwickelte Ahnenprobe noch nicht, die für bedeutende Ämter ausschließlich adlige Vorfahren über mehrere Generationen verlangte. Karl der Große hätte sie nicht bestanden. Dafür war er erfolgreicher. Zwischenfazit: Näher an der Wirklichkeit könnte die Hirtentochter gewesen sein. Vornehmer auf dem Pergament erschien die vermutlich erfundene merowingische Königstochter.

### 2.3 Die Sachsen als Griechen oder Nordmänner, List und Mord

**Text 5:** „So werde ich zunächst einiges wenige über Ursprung und Zustand des Volks vorausschicken, worin ich fast ausschließlich der Sage folge, da die allzu ferne Zeit fast jede Gewissheit verdunkelt. Denn die diesbezüglichen Meinungen sind verschieden, zumal die einen glauben, die Sachsen stammten von den Dänen und Normannen ab, andere aber deren Herkunft von den Griechen behaupten, wie ich selbst als Jugendlicher jemanden rühmen hörte, dass die Griechen selbst angeben, die Sachsen seien die Reste des makedonischen Heeres gewesen, das Alexander dem Großen gefolgt und nach seinem zu frühen Tod über die ganze Erde zerstreut worden sei. Im Übrigen besteht kein Zweifel, dass es ein altes und edles Volk gewesen ist. Sie werden nämlich in der Rede des Agrippa an die Juden bei Josephus erwähnt, und auch ein Ausspruch des Dichters Lukan wird dafür geltend gemacht. – Sicher aber wissen wir, dass die

Sachsen mit Schiffen in diese Gegenden gekommen und zuerst an dem Ort gelandet sind, der bis heute Hadeln genannt wird.“<sup>29</sup>

**Text 6:** „Aber die Einwohner, angeblich Thüringer, ließen sich ihre Ankunft nicht gefallen und erhoben ihre Waffen gegen sie. Die Sachsen hingegen leisteten kräftigen Widerstand und behaupteten den Hafen. Als sie nun lange gegeneinander gekämpft hatten und viele hier und dort gefallen waren, beschlossen beide Seiten, Friedensverhandlungen einzuleiten und einen Vertrag zu schließen. Der Vertrag wurde unter der Bedingung geschlossen, dass die Sachsen kaufen und verkaufen dürften, sich jedoch der Ländereien enthalten und von Mord und Räubereien absehen sollten. Dieser Vertrag bestand viele Tage hindurch unverletzt. Als aber den Sachsen das Geld ausging und sie nichts mehr zu kaufen und zu verkaufen hatten, meinten sie, der Friede sei nutzlos für sie.

Nun verließ damals ein junger Mann, beladen mit viel Gold, einer goldenen Kette und goldenen Spangen, die Schiffe. Ihm begegnete ein Thüringer und sagte: ‚Wozu hast du eine solche Menge Gold um deinen abgezehrten Hals?‘ – ‚Ich suche einen Käufer‘, erwiderte jener, ‚zu keinem anderen Zweck trage ich dieses Gold; denn wie soll ich mich, während ich vor Hunger sterbe, am Gold erfreuen?‘ Darauf fragte der andere, was und wie hoch der Preis sei. ‚Der Preis‘, sagte der Sachse, ‚kümmert mich nicht. Was du geben willst, nehme ich dankbar an.‘ – ‚Wie ist es‘, sagte jener höhnisch zu dem jungen Mann, ‚wenn ich mit diesem Staub dein Kleid fülle?‘ Gerade an dieser Stelle lag nämlich ein großer Erdhaufen ausgehoben. Sogleich öffnete der Sachse sein Gewand, erhielt die Erde und übergab auf der Stelle dem Thüringer das Gold. Beide eilten fröhlich zu ihren Leuten zurück. Die Thüringer erhoben den Thüringer mit Lobsprüchen in den Himmel, dass er den Sachsen mit einer so edlen Gaunerei betrogen habe und wie glücklich er vor allen Sterblichen sei, da er für einen Spottpreis in den Besitz einer solchen Menge Gold gekommen sei. Ihres Sieges im Übrigen gewiss, triumphierten sie sozusagen schon über die Sachsen. Mittlerweile näherte sich der Sachse ohne sein Gold, jedoch schwer mit Erde beladen, den Schiffen. Als ihm seine Gefährten nun entgegenkamen und sich wunderten, was er denn mache, fing ein Teil seiner Freunde an, ihn auszulachen; andere machten ihm Vorwürfe, alle aber stimmten überein, dass er verrückt sei. Doch dieser forderte Ruhe und sagte: ‚Folgt mir, meine guten Sachsen, und ihr werdet euch überzeugen, dass meine Verrücktheit euch von Nutzen ist.‘ Sie waren zwar ungläubig, doch folgten ihm nach. Er aber nahm die Erde, streute sie so dünn wie möglich über die benachbarten Felder aus und besetzte einen Lagerplatz.

29 Edition des lateinischen Texts: Widukind 1935, I 2–3, S. 4 f. Deutsche Übersetzung: Widukind 2022, S. 13. Zur Quelle <https://geschichtsquellen.de/werk/4719> (26.02.2025).

Als aber die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, fanden sie diese Tatsache unerträglich. Sie schickten Gesandte und beschwerten sich, dass von den Sachsen der Friede gebrochen und der Vertrag verletzt worden sei. Die Sachsen antworteten, sie hätten bisher den Vertrag unverbrüchlich eingehalten. Das für ihr eigenes Gold erworbene Land wollten sie in Frieden behaupten oder aber auf jeden Fall mit den Waffen verteidigen. Hierauf verwünschten die Anwohner das sächsische Gold und erklärten denjenigen, den sie kurz vorher glücklich gepriesen hatten, zum Urheber des Unheils für sie und ihr Land. Dann stürmten sie zornentbrannt und voll blinder Wut ohne Ordnung und Plan auf das Lager los. Die Sachsen hingegen empfingen die Feinde gut vorbereitet, warfen sie nieder und nahmen nach glücklichem Kampfausgang nach Kriegerrecht von der nächsten Umgebung Besitz. Als nun beiderseits sehr lange gekämpft worden war und die Thüringer erkannten, dass die Sachsen ihnen überlegen waren, forderten sie durch Unterhändler, dass beide Teile unbewaffnet zusammenkommen und erneut über den Frieden verhandeln sollten; und sie bestimmten Ort und Tag. Die Sachsen antworteten, sie würden dem Wunsch nachkommen. Nun waren damals bei den Sachsen große Messer üblich, wie sie die Angeln nach altem Brauch des Volks bis heute tragen. Damit unter den Kleidern bewaffnet, zogen die Sachsen aus ihrem Lager und gingen den Thüringern zum festgesetzten Ort entgegen. Da sie sahen, dass die Feinde unbewaffnet und alle Fürsten der Thüringer anwesend waren, hielten sie den Zeitpunkt für günstig, sich der ganzen Gegend zu bemächtigen, zogen ihre Messer hervor, stürzten sich auf die Wehrlosen und Überraschten und stießen alle nieder, so dass nicht einer von ihnen überlebte. Damit fingen die Sachsen an, bekannt zu werden und den benachbarten Völkern einen gewaltigen Schrecken einzujagen. – Einige aber behaupteten auch, dass sie von dieser Tat ihren Namen bekommen hätten, denn Messer heißen in unserer Sprache Sachs. Sie seien darum Sachsen genannt worden, weil sie mit ihren Messern eine solche Menge Menschen niedergehauen hätten.“<sup>30</sup>

Diese Geschichten über die Herkunft der Sachsen und über ihre Landerobung in Norddeutschland stehen im Anfangsteil der Sachsengeschichte, die der Mönch Widukind um 970 im Kloster Corvey an der Weser (heute Stadtteil von Höxter) verfasste. Sie ist eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des ostfränkischen Reichs im 10. Jahrhundert und zum Aufstieg des ottonischen Herrschergeschlechts bis zum König- und Kaisertum unter König Heinrich I. (919–936) und Kaiser Otto I. dem Großen (936–973). Voller Stolz feiert Widukind sein sächsisches Volk, das für ihn nach Unterwerfung und Zwangschristianisierung unter Karl dem Großen mittlerweile

30 Edition des lateinischen Texts: Widukind 1935, I 4–7, S. 5–7. Deutsche Übersetzung: Widukind 2022, S. 15–19.

zur „Herrin der Völker“ aufgestiegen war. Nachdem für andere bedeutende Völker des früheren Mittelalters wie die Franken, Angeln oder Langobarden längst große lateinische Geschichtswerke vorlagen, musste Widukind dies für seine Sachsen noch nachholen. Deshalb beginnt er sein Werk mit der Herkunft der Sachsen und ihrer Landnahme im früheren Mittelalter. Selbstbewusst stellt er seine lateinische Gelehrsamkeit heraus.

Ihr besonderes Gepräge erhält die Sachsengeschichte aber durch eine Kombination von historischen Ereignissen, von (erfundenen) Reden großer Männer sowie von Sagen und Anekdoten. Deshalb gilt Widukind als ein Musterbeispiel für einen Autor, der aus Geschichten Geschichte werden lässt. Wegen seiner ausgeprägten Vorliebe für Sagen und mündliche Traditionen wurde er von neuzeitlichen Gelehrten als „Spielmann in der Kutte“ angesprochen, ein Erzähler bunter Volksgeschichte im gelehrten Latein.<sup>31</sup> Die beiden Textabschnitte aus den Anfangskapiteln seines ersten Buchs sind dafür ein gutes Beispiel. Inhalte und Darstellungskunst sind in der Mittelalterforschung berühmt, weil Widukind seinen Leserinnen und Lesern ganz bewusst eine Mischung von Geschichte und Sage vorlegt. Ohne langatmige Erläuterungen fangen seine Anekdoten mit kurzen Strichen eine ganze historische Welt ein.

Widukinds Worte über die Anfänge der Sachsen stehen für das Selbstbewusstsein eines mittelalterlichen Geschichtsschreibers. Er weiß zum einen zwischen Sage (*fama*) und Gewissheit (*certitudo*) zu unterscheiden. Und er wägt zum anderen unterschiedliche Meinungen gegeneinander ab, um zur historischen Wahrheit zu gelangen. Beide Fähigkeiten gehören bis heute zu den Grundprinzipien der kritischen Geschichtswissenschaft. Unser Chronist räumt ein, sich im langen historischen Abstand zur Vorzeit eher der Sage anzuvertrauen. Der Meinung einer Herkunft der Sachsen von Dänen und Nordmännern stellt er die Erzählung entgegen, die Sachsen seien Reste des Heeres Alexanders des Großen (gest. 323 v. Chr.), der einst fast die Welt erobert hatte. Hier steht eine frühe imperiale Sendung im Raum. Widukind beruft sich dafür auf Gehörtes aus seiner Jugendzeit. „Lagerfeuergeschichten“ möchte man das heute nennen.

Die Geschichte von Alexander dem Großen als einem Ahnherrn der Sachsen wurde auf der Grundlage des Widukindtexts über das ganze Mittelalter weiterentwickelt. Mit Alexander begann noch im 16. Jahrhundert das im Umfeld der wettinischen Kurfürsten von Sachsen entstandene sächsische Stammbuch die Bildnisreihe sächsischer Herrscher.<sup>32</sup>

Nach so vielen Hypothesen schreibt Widukind dann endlich als Gewissheit, dass die Sachsen ein altes und edles Volk seien. Die angeführten historischen Belege

31 Beumann 1950; Althoff 1993.

32 Siehe Abb. 5.



Abbildung 5: Alexander der Große als erster in der Bildnisreihe der sächsischen Herrscher. Sächsisches Stammbuch (16. Jh.). Dresden, Sächsische Landesbibliothek. Staats- und Universitätsbibliothek, Mscr. Dresd. R.3, fol. 4v

aus der jüdisch-römischen Antike sind indes frei erfunden und gaukeln historische Gewissheit lediglich vor. Leserinnen und Leser gehen dem mit historischer Quellenkenntnis prahlenden Gelehrten auf den Leim.

Und dann wieder eine scheinbare Sicherheit: Mit Schiffen seien die Sachsen nach Norddeutschland gekommen und in Hadeln (Landkreis Cuxhaven/Niedersachsen) gelandet: eine Migration übers Meer. Auch diese wird auf der Grundlage von Widukinds Erzählung in der spätmittelalterlichen Chronistik breit ausgeschmückt.<sup>33</sup> Die moderne Mittelalterforschung beschreibt die Entstehung des sächsischen Volks heute anders.<sup>34</sup>

Widukinds Botschaften wirken präzise: keine eindeutige Sicherheit, Ankunft auf Schiffen übers Meer, vielleicht Dänen und Normannen, vielleicht Alexander der Große und Griechenland, auf jeden Fall edel und alt. Über das ganze Mittelalter freuten sich sächsische Geschichtsschreiber über solche imperialen Wurzeln aus der Antike. Sie ließen die Sachsen im Rang neben die römischen oder fränkischen Erben der antiken Trojaner rücken. Dass der Antikenbezug auf Alexander den Großen erstmals kurz nach der römischen Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 aufs Pergament geschrieben wurde, war kaum Zufall. Ein Vergleich mit der Trojanergeschichte der Fredegar-Chronik drängt sich auf.

Dagegen wirkt die Geschichte von der sächsischen Landnahme für moderne Leserinnen und Leser eher verstörend. Auch sie steht im Kontext vergleichbarer mittelalterlicher Herkunftserzählungen. Widukind individualisiert den Landerwerb zur Anekdote von einem listigen sächsischen Migrant und der Übertölpelung eines thüringischen Ureinwohners. Deutlich entdecken wir hier den positiven historischen Glanz der List, die andere Kategorien wie Fairness oder Recht außer Kraft setzte. So mündete die List der Sieger in eine Mordaktion an den ahnungslosen Thüringern, nach den Maßstäben des Völkerrechts ein eindeutiges Verbrechen. Die Sachsen setzten alle Regeln einer im Konsens verabredeten Friedensverhandlung außer Kraft und erstachen die wehrlosen Unterhändler. Die Migration triumphierte über das Indigenat!

Folgt man Widukinds Worterklärung, so stammte der Sachsenname von diesem Messer, dem Sax oder Sachs. Die Sachsen waren also ein Volk von Messerstechern und sogar noch stolz darauf!<sup>35</sup> List und Gewalt, das erzählt uns Widukinds Geschichte, galten im 10. Jahrhundert mehr als altes Besitzrecht und Vertrauen auf Verhandlungsregeln. Über viele Jahrzehnte verstörte dieser Siegesjubiläum moderne Historikerinnen und Historiker, die in unserer Gegenwart gerade wieder erfahren, wie selbstverständlich brutale Gewaltbereitschaft zur Politik gehört.

33 Siehe Abb. 6.

34 Springer 2004; Saxones 2019.

35 Schneidmüller 2025.



de sassen grepen to den sacken dat is to den meisten vñ ock to den steynen  
 de de to latin sapa heren vnd werden sich vnd bebeden ouer dat velt vñ  
 sloegen sich van dar do repen de doringh oren schrey vnd slogedut rochte  
 kam in de lande dat de sassen sich sus gaweren hadden myt den steynen  
 vnd meste na deme dat de steyne sapa heren vnd ore meste sacken so wor  
 den se geheten de sappen. to voren heren se macedones.



En sassen scholde nemet kopen vnd vorlopen. So ginge cyn sasse  
 vp des doringes lant vñ was wol gecledet. vnd nam mit sich vel  
 goldea. so morre omme cyn doringh vnd fragde wat he mit dem du  
 ren ding wolde. de sasse sprac ick wilt vorlopen. de doringh sprac  
 wat wilstu dar vor hebben. de sasse sprac wat du wilt. De doring  
 seide ick wil dy duffer erde eyne slyppe volgen. vñ seide omme dat in spotte

Abbildung 6: Ein Sachse überlistet einen Thüringer: Gold gab er für Erde (Inkunabel 1492).  
 Cronecken der Sassen, Mainz: Peter Schöffner, fol. 8v

### 3 Schluss

Die sechs Geschichten transportieren Andersartigkeiten des früheren Mittelalters in unsere Gegenwart. Sie erzählen uns ‚Erfundenes‘ von den trojanischen Wurzeln der Franken, von der griechischen Herkunft der Sachsen oder von der Abstammung der Karolinger aus der merowingischen Königsfamilie. Längst verwarf die kritische Geschichtswissenschaft mit ihrer Unterscheidungslust von Wahrem und Falschem solche Texte als Legenden, als Konstrukte, als Machwerke. Früh wurde schon der Nutzen dieser Anekdoten erkannt: die Lust aufsteigender Reiche oder Dynastien auf alte Traditionen, die Instrumentalisierung einer vornehmen Vergangenheit, der Stolz auf die eigene Geschichte. ‚Lebendige Vergangenheit‘ – so nannte František Graus vor fünfzig Jahren sein Buch über historische Legitimationsleistungen mittelalterlichen Geschichtenerzählens.<sup>36</sup> In der deutschen Mediaevistik leitete er damals eine Abkehr vom Zwang an, alles Überlieferte als wirklich oder fiktiv zu klassifizieren. Wir gehen heute einen kleinen Schritt weiter und entdecken den Charme von Erzähltem, das mit wenigen Worten eine ganze Welt aufscheinen lässt. Ohne Fiktivem auf den Leim zu gehen oder den kritischen Sinn gegenüber ‚fake news‘ zu verlieren, lohnt sich für die Geschichtswissenschaft ein frischer Zugang zur Welt historischer Imaginationen. Die kleine Geschichte von der Namensgebung Karl Martells, 450 Jahre später aufs Pergament ‚erfunden‘, leitet uns zur historischen Wirkkraft vergangener Fantasien. Sie gehören ebenso zur Geschichte wie die Wahrheiten des Faktischen.<sup>37</sup>

36 Graus 1975.

37 Nachweise der Abbildungsvorlagen: Abb. 1: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg403/0015/image.info>. – Abb. 2: Von Didier Descouens - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=81225631>. – Abb. 3: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10550778q/f162.item>. – Abb. 4: <https://portail.biblissima.fr/en/ark:/43093/mdatabdb5fd4b50147dad8197fo4d9c946921518ce8ao>. – Abb. 5: <https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/56803/18>. – Abb. 6: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar 883. [https://api.digitale-sammlungen.de/iiif/image/v2/bsb00025661\\_00019/full/full/o/default.jpg](https://api.digitale-sammlungen.de/iiif/image/v2/bsb00025661_00019/full/full/o/default.jpg)



## Quellen und Literatur

- Althoff, Gerd** (1993), Widukind von Corvey. Kronzeuge und Herausforderung, in: *Frühmittelalterliche Studien* 27, S. 253–272.
- Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven** (2022), hg. von Annette Gerok-Reiter/Jörg Robert/Matthias Bauer/Anna Pawlak (Andere Ästhetik – Koordinaten. Schriftenreihe des SFB 1391 1), Berlin/Boston.
- Assmann, Jan** (2018), *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 8. Aufl. München.
- Anton, Hans Hubert et al.** (2004), Sakralkönigtum, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Band 26, 2. Aufl. Berlin/New York, S. 179–320.
- Beumann, Helmut** (1950), *Widukind von Korvei. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts* (Abhandlungen zur Corveyer Geschichtsschreibung 3 = Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde X 3), Weimar.
- Bloch, Marc** (1983), *Les Rois Thaumaturges. Études sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre* (Bibliothèque des Histoires), Paris [Neudruck von 1924].
- Brandt, Ahasver von** (2012), *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften* (Urban-Taschenbücher 33), 18. Aufl. Stuttgart.
- Burkhardt, Julia** (2020), *Von Bienen lernen. Das Bonum universale de apibus des Thomas von Cantimpré als Gemeinschaftsentwurf. Analyse, Edition, Übersetzung, Kommentar*, 2 Teilbände (Klöster als Innovationslabore. Studien und Texte 7/1–2), Regensburg.
- Carr, Edward Hallett** (1961), *What is History?*, London; deutsche Übersetzung: *Was ist Geschichte?* (Urban-Bücher 67), Stuttgart 1963.
- Commemoratio** (1881): *Commemoratio genealogiae domni Karoli gloriosissimi imperatoris*, hg. von Georg Waitz, in: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptores*, Band 13, Hannover 1881, S. 245 f.
- Das Opernglas der Herzogin** (2019). *Biografie in Objekten und Selbstzeugnissen*, hg. von Sandra Donner/Matthias Steinbach, Schellerten.
- Diesenberger, Maximilian** (2003), Hair, Sacrality and Symbolic Capital in the Frankish Kingdoms, in: *The construction of communities in the early middle ages. Texts, resources and artefacts*, ed. by Richard Corradini/Max Diesenberger/Helmut Reimitz (The Transformation of the Roman World 12), Leiden/Boston, S. 173–212.
- Droysen, Johann Gustav** (1868), *Grundriss der Historik*, Leipzig [danach weitere Auflagen].
- Fredegar** (1888): *Fredegarii et aliorum chronica. Vitae sanctorum*, hg. von Bruno Krusch (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Merovingicarum 2), Hannover.
- Fried, Johannes** (2012), *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München.
- Geertz, Clifford James** (1973), *Interpretation of Cultures. Selected Essays*, New York; daraus in deutscher Übersetzung: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 696), Frankfurt am Main 2022.
- Graus, František** (1975), *Lebendige Vergangenheit. Überlieferungen im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter*, Köln/Wien.

- Greer, Sarah** (2020), All in the family. Creating a Carolingian genealogy in the eleventh century, in: *Using and not using the past after the Carolingian empire, c. 900–c. 1050*, ed. by Sarah Greer/Alice Hicklin/Stefan Esders, London/New York, S. 166–188.
- Handbuch Chroniken des Mittelalters** (2016), hg. von Gerhard Wolf/Norbert H. Ott, Berlin/Boston.
- Handbuch Historische Narratologie** (2019), hg. von Eva von Contzen/Stefan Tilg, Berlin.
- Hartmann, Martina** (2009), *Die Königin im frühen Mittelalter*, Stuttgart.
- Hirschi, Caspar** (2009), Boden der Christenheit und Quelle der Männlichkeit. Humanistische Konstruktionen Europas am Beispiel von Enea Silvio Piccolomini und Sebastian Münster, in: *Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit*, hg. von Jürgen Elvert/Jürgen Nielsen-Sikora, Stuttgart, S. 46–66.
- Historiae Francorum Steinveldenses** (1881), hg. von Georg Waitz, in: *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores*, Band 13, Hannover 1881, S. 726–729.
- Hoffmann, Hartmut** (2007), Das Briefbuch Wibalds von Stablo. In: *Deutsches Archiv* 63, S. 41–69.
- Joch, Waltraud** (1999), *Legitimität und Integration. Untersuchungen zu den Anfängen Karl Martells* (Historische Studien 456), Husum.
- Kaiser, Reinhold** (1990), Bistumsgründungen im Merowingerreich im 6. Jahrhundert, in: *Beiträge zur Geschichte des regnum Francorum. Referate beim Wissenschaftlichen Colloquium zum 75. Geburtstag von Eugen Ewig am 28. Mai 1988*, hg. von Rudolf Schieffer (Beihefte zur Francia 22), Sigmaringen, S. 9–35.
- Kersken, Norbert** (1995), *Geschichtsschreibung im Europa der „nationes“. Nationalgeschichtliche Gesamtdarstellungen im Mittelalter* (Münstersche Historische Forschungen 8), Köln/Weimar/Wien.
- Kortüm, Hans-Henning** (1997), Zur Typologie der Herrscheranekdote in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 105, S. 1–29.
- Meanings of Community across Medieval Eurasia. Comparative Approaches** (2016), ed. by Eirik Hovden/Christina Lutter/Walter Pohl (Brill's Series on the Early Middle Ages 25), Leiden/Boston.
- Nonn, Ulrich** (2010), *Die Franken* (Urban-Taschenbücher 579), Stuttgart.
- Oexle, Otto Gerhard** (1967), Die Karolinger und die Stadt des heiligen Arnulf, in: *Frühmittelalterliche Studien* 1, S. 250–364.
- Plassmann, Alheydis** (2006): *Origo gentis. Identitäts- und Legitimationsstiftung in früh- und hochmittelalterlichen Herkunftserzählungen* (Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 7), Berlin.
- Quellen** (1982): *Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts. Die vier Bücher der Chroniken des sogenannten Fredegar*, hg. von Andreas Kusternig (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 4a), Darmstadt.
- Reimitz, Helmut** (2022), Wahlverwandtschaften im frühen Mittelalter. Von den merowingischen Königskatalogen zu den karolingischen Genealogien, in: *Creative Selection between Emending and Forming Medieval Memory*, ed. by Sebastian Scholz/Gerald Schwedler (Millennium-Studien 96), Berlin/Boston 2022, S. 137–151.
- Rüsen, Jörn** (1982), Die vier Typen des historischen Erzählens, in: *Formen der Geschichtsschreibung*, hg. von Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen, München, S. 514–605.
- Saxones** (2019), hg. von Babette Ludowici (Neue Studien zur Sachsenforschung 7), Darmstadt.

- Schein und Anschein. Dynamiken ästhetischer Praxis in der Vormoderne** (2023), hg. von Annette Gerok-Reiter/Martin Kovacs/Volker Leppin/Irmgard Männlein-Robert (Andere Ästhetik – Koordinaten. Schriftenreihe des SFB 1391 3), Berlin/Boston.
- Schieffer, Rudolf** (2006), *Die Karolinger* (Urban-Taschenbücher 411), 4. Aufl. Stuttgart.
- Schneidmüller, Bernd** (2019a), Medieval Concepts of Migration and Transculturality, in: *Engaging Transculturality. Concepts, Key Terms, Case Studies*, ed. by Laila Abu-Er-Rub et al., Abingdon/New York, S. 79–94.
- Schneidmüller, Bernd** (2019b), Rudolf von Habsburg. Geschichten vom Regieren im Reich und vom Sterben in Speyer, in: *König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter*, hg. von Bernd Schneidmüller, Darmstadt, S. 9–42.
- Schneidmüller, Bernd** (2025), Die lange Zeit der kurzen Messer. Der Name Sachsen in der Vormoderne, in: *Der Name Sachsen. Annäherung an ein gemeinsames Erbe*, hg. von Enno Bünz/Henning Steinführer/Christoph Volkmar (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsens-Anhalts 29), Halle/Saale, S. 22–53.
- Schürer, Markus** (2005), *Das Exemplum oder die erzählte Institution. Studien zum Beispielgebrauch bei den Dominikanern und Franziskanern des 13. Jahrhunderts* (Vita regularis. Abhandlungen 23), Berlin.
- Springer, Matthias** (2004), *Die Sachsen* (Urban-Taschenbücher 598), Stuttgart.
- The Encyclopedia of the Medieval Chronicle** (2010), 2 vol., Leiden/Boston.
- Troia** (2001). *Traum und Wirklichkeit. Katalog zur Ausstellung 2001/2002*, Stuttgart.
- Vollrath, Hanna** (1981), Das Mittelalter in der Typik oraler Gesellschaften, in: *Historische Zeitschrift* 233, S. 571–594.
- Widukind von Corvey** (1935), *Res gestae Saxonicae*, hg. von Hans-Eberhard Lohmann/Paul Hirsch (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 60), 5. Aufl. Hannover.
- Widukind von Corvey** (2022), *Res gestae Saxonicae – Die Sachsengeschichte*. Lateinisch/Deutsch, übersetzt und hg. von Ekkehart Rotter/Bernd Schneidmüller (Reclam Universal-Bibliothek 14295), Ditzingen.

## Über den Autor

**Prof. Dr. Bernd Schneidmüller**, geb. 1954, ist Seniorprofessor an der Universität Heidelberg und Ordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Nach der Promotion in Frankfurt am Main 1977 und der Habilitation in Braunschweig 1985 lehrte er als Professor für Mittelalterliche Geschichte an den Universitäten Oldenburg, Braunschweig, Bamberg und Heidelberg. Er legte zahlreiche Publikationen zur europäischen Geschichte des 8. bis 15. Jahrhunderts vor und engagiert sich in Fernseh- und Rundfunksendungen sowie in großen Ausstellungen für die Vermittlung von Geschichte an eine breitere Öffentlichkeit.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Bernd Schneidmüller  
Universität Heidelberg  
Historisches Seminar – ZEGK  
Grabengasse 3  
69117 Heidelberg  
bernd.schneidmueller@zegk.uni-heidelberg.de  
<https://www.hist.uni-heidelberg.de/de/personen/ehemalige-mitglieder/prof-dr-bernd-schneidmueller>

# Sich erzählend selbst beheimaten: Anekdotisches Erzählen in Oral-History-Interviews mit Migrant:innen<sup>1</sup>

Cord Arendes & Nicholas Beckmann

SFB 1671 „Heimat(en): Phänomene, Praktiken, Darstellungen“, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Das anekdotische Erzählen kann als Praktik der Selbstbeheimatung verstanden werden, mit der Erzählende einen Akt der Verwurzelung in Heimat(en) demonstrieren können. Dabei verstehen die Autoren dieses Artikels die Anekdote nicht als pointierte Erzählung von großen, historischen Persönlichkeiten, sondern vor dem Hintergrund der vielfältigen Begriffsauslegungen vor allem als kleine Geschichten, die zwar der Nimbus der Beiläufigkeit umgibt, die in ihrer inszenierten Nebensächlichkeit aber einer narrativen, ästhetisierten Darstellungslogik folgen: Anekdotisches Erzählen in der Oral History entsteht im performativen Umfeld des Interviews und entfaltet dort sein Potenzial als Strategie der narrativen Selbstbeheimatung. Anhand von drei ausgewählten Oral-History-Interviews mit Migrant:innen, die im Rahmen eines studentischen Lehr-/Lernprojektes erhoben wurden, zeigen die Autoren, weshalb es einer geschichtswissenschaftlichen Spurensicherung bedarf, um Strategien der sich erzählenden Beheimatung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu dechiffrieren.

## 1 Einführung

Wenn Menschen ihre Lebensgeschichte(n) in Interviews mündlich (re-)konstruieren, erzählen sie diese oft in Form von Anekdoten. Der Historiker und Kulturwissenschaftler Jörn Rüsen hat darauf verwiesen, dass im Erzählen praktisch wirksame

1 Dieser Beitrag ist im Rahmen des Heidelberger Sonderforschungsbereichs 1671 „Heimat(en): Phänomene, Praktiken, Darstellungen“ entstanden. Der SFB wird durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert.

Sinnbildung über Zeiterfahrung erzielt wird. In lebensgeschichtlichen Interviews strukturieren die Befragten ihre Erzählungen deshalb subjektiv-individuell in einzelnen narrativen Etappen. Diese stimmen wiederum nur in wenigen Fällen mit den üblichen geschichtswissenschaftlichen Periodisierungen der entsprechenden Zeiträume überein. Die Interviewten positionieren sich erzählend in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sie (re-)konstruieren und verorten ihr Selbst in der Welt, die sie umgibt – kurz: sie beheimaten sich erzählend selbst.<sup>2</sup> Anekdotisch-biografischem Erzählen kommt sowohl bei der Entstehung von Alltagswissen als auch beim Vergleich mit genuin wissenschaftlichen Narrativen ein großes historiografisches Erkenntnispotential zu. Gerade im letzteren Fall tragen Erzählungen dazu bei, wissenschaftliche Erklärungsmuster zu konturieren. Zudem helfen sie bei der Bestätigung oder Infragestellung sogenannter *Meistererzählungen*.<sup>3</sup> Im ersten Schritt werden Bedeutung und Rolle von Anekdoten in der Geschichtswissenschaft kurz skizziert (2). Im zweiten und dritten Schritt wird an einem Fallbeispiel das anekdotische Erzählen in Oral-History-Interviews mit Migrant\*innen sowohl in theoretischer (3) als auch praktischer Hinsicht (4) untersucht. Im vierten Schritt wird noch einmal zusammenfassend die Bedeutung anekdotischen Erzählens als Strategie der Selbstbeheimatung hervorgehoben (5).

## 2 Anekdote und Geschichtswissenschaft: Eine Standortbestimmung

### 2.1 Geschichtliche Anekdoten

Die Anekdote ist eine sprachliche Gestaltungsform, die vor allem in erzählerischen Werken der Geschichtswissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts, und hier namentlich der Biografie, ihr Zuhause hatte.<sup>4</sup> Anekdoten verwiesen oft auf Aspekte, die in der offiziellen Geschichtsschreibung keinen ausreichenden Platz gefunden hatten. Sie deuteten Auslassungen oder gar gezielte Unterdrückungen an bzw. griffen verborgene Erkenntnisgegenstände aus den Arkana der Politik auf.<sup>5</sup> In der traditionellen Politik-

2 Die Autoren des Beitrags bevorzugen die Begriffe „Selbstbeheimatung“ und „selbst beheimaten“ anstelle von „Beheimatung“ und „beheimaten“ sowie „heimaten“ oder „Heimatmachen“, um das aktiv-autonome Moment der jeweils Handelnden zu betonen. Vgl. Siemons, Heimat als Verb; Daum, Heimat als Ort. Egbert Daum sei an dieser Stelle ausdrücklich für den instruktiven Mailwechsel zu den Begriffen „Selbstbeheimatung“ und „Heimatmachen“ gedankt.

3 Zum Begriff vgl. Jarausch/Sabrow, Meistererzählung.

4 Vgl. Hilzinger, Anekdotisches Erzählen, S. 51–94.

5 Vgl. für das Frankreich des 18. Jahrhunderts Darnton, Anekdotomanie, S. 67f.

und Ereignisgeschichte treten Anekdoten bis heute weiterhin als „erzählerische Kompensationsform zur wissenschaftlichen Geschichtswissenschaft“<sup>6</sup> in Erscheinung. Mit ihrer Hilfe sollen Leser:innen neben den bedeutenden Beweggründen auch die eher skurrilen charakterliche Eigenarten „großer Männer“ anschaulich-unterhaltend nähergebracht werden.<sup>7</sup> Die „geschichtliche Anekdote“ bildet in älteren literaturwissenschaftlichen Überblicksdarstellungen einen eigenen Typus, der in enger Verbindung zur Geschichte steht: Diese wird „zum Anlass für die Anekdote wie die Anekdote ihrerseits die Begleiterin der Historie geworden und geblieben ist.“<sup>8</sup>

## 2.2 Kleine Formlosigkeiten

Mit der Hinwendung zu Theoriefragen und der Wiederentdeckung des eigenen narrativen Potentials kam der Anekdote ab den 1960er-Jahren in der Geschichtswissenschaft sowie später im literaturwissenschaftlichen *New Historicism* wieder eine größere Bedeutung zu.<sup>9</sup> Dieser neuen Wertschätzung steht bis heute eine Vernachlässigung der Anekdote als eigenständige Form bzw. Gattung in der allgemeinen Sprach- und Literaturwissenschaft gegenüber.<sup>10</sup> Hier zählte die Anekdote lange „nicht zu den zentralen Gegenständen“,<sup>11</sup> man schrieb ihr stattdessen zu, seit dem frühen 19. Jahrhundert „als Gattung nahezu bedeutungslos geworden“<sup>12</sup> zu sein. Als Wissensform bzw. als Medium des Wissenstransfers an den Schnittflächen von Geschichts-, Sprach- und Literaturwissenschaften liegt die Anekdote heute aber wieder voll im Trend.<sup>13</sup>

Nach sprach- und literaturwissenschaftlichem Verständnis handelt es sich bei einer Anekdote um eine „(k)urze, pointierte Geschichte, die einer wirklichen Person nachgesagt wird“<sup>14</sup>, um „eine kurze, oft anonyme Erzählung eines historischen Geschehens von geringer Wirkung, aber großer Signifikanz, die mit einer sachlichen

6 Schlaffer, Anekdote, S. 88.

7 Vgl. ebd.; Rohmer, Anekdote, S. 572 f.

8 Vgl. Grothe, Anekdote, S. 87 f.; Zitat ebd., S. 88.

9 Vgl. Möller/Moser, Anekdotisches Erzählen, S. 7–13; für den deutschen Kontext siehe auch Baßler, *New Historicism*.

10 Dies zeigt sich nicht zuletzt an den weit zurückliegenden Erscheinungsdaten spezialisierter Einführungen zum Thema; vgl. Grothe, Anekdote (1971), Neureuter, Theorie der Anekdote (1973), Schäfer, Anekdote (1982).

11 Schlaffer, Anekdote, S. 88.

12 Hilzinger, Anekdotisches Erzählen, S. 234.

13 Zur Anekdote als Wissensform vgl. Grandl/Möller, Wissen *en miniature*; zum anekdotischen Erzählen Moser/Möller, Anekdotisches Erzählen; siehe auch die der Anekdote gewidmete Ausgabe der *Zeitschrift für Ideengeschichte* im Herbst 2014.

14 Schlaffer, Anekdote, S. 87.

oder sprachlichen *Pointe* endet“,<sup>15</sup> bzw. um „eine (dem Anspruch nach) nichtfiktionalen, narrative Vergegenwärtigung einer besonderen Lebenssituation einer namentlich genannten und häufig bekannten, jedenfalls historisch verbürgten Person in Prosaf orm“,<sup>16</sup> Der Anekdote als „kleiner Formlosigkeit“<sup>17</sup> wird der Hang zum „Speziellen und Eigentümlichen“, der „ein Allgemeines sichtbar“ machen soll ebenso zugeschrieben wie das „Beharren auf der Einzigartigkeit des Überlieferten bei gleichzeitigem Hang zur Herde, zum Eingehen in die Vielzahl“. <sup>18</sup>

## 2.3 Mündlich- oder/und Schriftlichkeit

Die Anekdote sieht sich in der Geschichtswissenschaft mit dem Nachteil – oder auch dem Vorteil – konfrontiert, dass sie ursprünglich mit der Mündlichkeit der Mitteilung, des Klatsches oder sogar der Kolportage einherging und, wenn überhaupt, dann erst nachträglich in schriftliche Darstellungen einfluss: Sie ist „(i)hrem Ursprung und Zweck nach [...] eine mündliche Form; die schriftliche (aber variable) Aufzeichnung bezweckt das Wiedererzählen. Sie hat nicht notwendigerweise einen Autor, sondern lediglich einen Erzähler“. <sup>19</sup> Selbst verschriftlicht werden Anekdoten oft in mündlicher Form zum Besten gegeben – als Rede, als Teil eines Gesprächs<sup>20</sup> oder eben eines Interviews. Ein den geschichtswissenschaftlichen Kriterien genügender Nachweis historischer Faktizität überlieferter Anekdoten ist nur schwer zu erreichen. Die „innere Wahrheit“ der Anekdote im literaturwissenschaftlichen Sinn „beruht weniger auf der Wirklichkeit denn auf der hist.[orischen] Möglichkeit“, <sup>21</sup> das heißt: nicht die erzählte Geschichte per se, aber wenigstens die handelnden Personen bzw. Ereignisse sollten real sein. <sup>22</sup>

Die individuellen Fallgeschichten in Anekdoten werden mit einem Anspruch auf Authentizität erzählt. Der Wesenskern der Anekdote zielt auf die „narrative Auf-

15 Rohmer, Anekdote, S. 566.

16 Gottfried, Lage der Anekdote, S. 21.

17 Vgl. den entsprechenden Titel der *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8:3 (2014).

18 Vgl. Klenner/Raulff, Zum Geleit, S. 5, Zitate ebd.

19 Schlaffer, Anekdote, S. 87; siehe auch Klenner/Raulff, Zum Geleit, 5; Gottfried, Lage der Anekdote, S. 21. Grothe unterscheidet idealtypisch zwischen der „Urform“ (mündlich erzählt) und der „Kunstform“ (später aufgeschrieben) der Anekdote; vgl. Grothe, Anekdote, S. 14–18. Zu den medialen und den semantischen Transformationen der Anekdote im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Zill, Geschichten in Bewegung, v. a. S. 174.

20 Vgl. Rohmer, Anekdote, S. 567.

21 Wilpert, Anekdote, S. 28.

22 Vgl. Schlaffer, Anekdote, S. 87; Neureuter, Theorie der Anekdote, S. 464. Der Gebrauch von Anekdoten trägt zur Situierung von Texten in einem Bereich zwischen Faktizität und Fiktion bei: „Wenn die anekdotische Erzählung insofern auf Realitäts- und Authentizi-



bereitung eines bedeutsamen Falles, nämlich eines Vorfalles, der es wert ist, erzählt zu werden.“<sup>23</sup> Das Interesse des Publikums richtet sich aber weniger auf die Geschichte als vielmehr auf den „übergeschichtlichen Belang menschlichen Verhaltens in der Geschichte.“<sup>24</sup> Im Anschluss an den Germanisten Hans Peter Neureuter setzt sich der Stoff der Anekdote wie folgt zusammen: Es geht um „ein ‚kleines‘ Ereignis außerhalb der historischen Verkettungen und auch ohne Schicksalsfolgen für den einzelnen. Es muß für sich selber erzählbar sein und ist es als Wesensäußerung eines Menschen in der Begegnung mit einem Stück Umwelt.“<sup>25</sup> Etwaige (Wert-)Urteile hätten die Hörer:innen bzw. die Leser:innen zu fällen.<sup>26</sup>

## 2.4 Anekdotisches Erzählen

Gleich ob in mündlicher oder schriftlicher Form, beim *anekdotischen Erzählen* geht es also – einfach ausgedrückt – um „die vermeintlich banalen Dinge des Alltags“,<sup>27</sup> die *erzählt* zu kleinen anekdotischen Ereignissen und als solche interpretiert gegebenenfalls zu Geschichte werden. Anekdoten rufen vor allem *kleine Geschichten* ins Gedächtnis, nicht sogenannte *Meistererzählungen* – auch wenn sie stets in Bezug zu diesen stehen, als mögliche Bestätigung, als Gegenbeweis oder auch als Ausgangsmaterial: „Legt man einen entsprechend weiten, vor allem auf Referenzmodi bezogenen Maßstab an, dann erscheint das Anekdotische als eine in quantitativer Hinsicht durchaus nicht mehr bloß marginal vorkommende Form – vielmehr lassen sich dann auch umfassende *grands récits* jeweils als aus kleineren anekdotischen Strukturen zusammengesetzt betrachten.“<sup>28</sup>

tätseffekte abzielt, wird der anekdotisch erzählte Vorgang typischerweise zugleich als kontingent präsentiert: Er wird als vorgefunden, nicht als ‚gesucht‘ oder aktiv konstruiert vorgeführt.“ Möller/Moser, *Anekdotisches Erzählen*, S. 8.

23 Gottfried, *Lage der Anekdote*, S. 21.

24 Neureuter, *Theorie der Anekdote*, S. 468.

25 Ebd., S. 462. Neureuter leitet vier Merkmale der Anekdote ab: Faktizität (Stoff der Anekdote), Repräsentanz (Gehalt der Anekdote, Spiegelung des Großen im Kleinen), Kürze (und äußere Sachlichkeit der Darbietung) sowie Nachdenklichkeit (Wirkung); vgl. ebd., S. 463.

26 Gottfried spricht hier von „der Aktivierung der reflektierenden Urteilskraft“; ders., *Lage der Anekdote*, S. 21. Es gehe um „das Allgemeine *im* Besonderen“. Das Besondere verweise aber nicht auf „das Einzigartige (Singuläre), sondern das Typische (Exemplarische), das mit anderen Fällen sogar eine Fall- oder Beispielreihe bilden“ könne; ebd., S. 24 (Hervorhebung im Original).

27 Möller/Moser, *Anekdotisches Erzählen*, S. 3.

28 Ebd., S. 8 (Hervorhebung im Original).

### 3 Anekdotisches Erzählen in Oral-History-Interviews

#### 3.1 Im Fokus: Randständiges und Marginales

*Narrare necesse est*, so lautet eine für die Geschichtswissenschaft bis heute maßgebliche Prämisse. Ein Leben ohne das Erzählen von Geschichte(n) ist schlicht nicht vorstellbar. Aus den bisherigen Überlegungen wird zum einen deutlich, dass es weniger die Anekdote als Form ist, sondern das anekdotische Erzählen, das unsere Beschäftigung mit der Vergangenheit bis heute entscheidend mitprägt sowie zum anderen, dass sich das anekdotische Erzählen gerade für alternative Formen der Geschichtsschreibung als anschlussfähig erweist.<sup>29</sup> Vor allem die Alltagsgeschichte und die Oral History haben sich ab den 1960er-Jahren, in Deutschland ab den 1970er- und besonders in den 1980er-Jahren, dem aus der Sicht der dominierenden Ereignis- und Politikgeschichtsschreibung *Randständigen* vergangener Zeiten gewidmet. Nicht nur in den sogenannten Geschichtswerkstätten lag der Schwerpunkt dabei auf der „Erforschung der eigenen Geschichte“.<sup>30</sup>

Die Bezugnahme auf das Randständige teilen Alltagsgeschichte und Oral History mit der Anekdote.<sup>31</sup> Das Marginale, das Randständige, das Triviale oder das Alltägliche stehen, folgt man den Literaturwissenschaftlern Christian Moser und Reinhard M. Möller, gleich mehrfach in Bezug zum anekdotischen Erzählen:<sup>32</sup> In quantitativer Hinsicht zählten Anekdoten zu den kleinen Formen. Als *Narrationseinheiten* seien sie „typischerweise kurz und begnügen sich mit geringem erzählzeitlichen und textuellem Raum“. In qualitativer Hinsicht entwürfen sie „typischerweise keine Narrative mit hohem Bedeutungsanspruch“. „Inszenierungseffekte“ von Anekdoten zielten zumeist auf Beiläufigkeit und Improvisation: Sie würden vorgetragen, als hätte man „die Anekdote mit leichter Hand aus größeren Geschehenszusammenhängen herausgegriffen und okkasionell ‚eingestreut‘, wobei es sich in der Regel natürlich um einen komplexen Inszenierungseffekt handelt.“ Und Anekdoten bezögen sich „in metaphorischem Sinne auf Vorstellungen von Liminalität“. Ihr Inhalt spiele in Rand- und Übergangszonen, bei ihren Akteur:innen handele es sich zumeist um Kippfiguren, die Bruchlinien sichtbar machen.

29 Vgl. auch Gossmann, *Anecdote and History*, S. 163–169.

30 Vgl. unter anderen Lindqvist, *Grabe wo du stehst*; Heer/Ulrich, *Geschichte entdecken*.

31 Die Anekdote „ist die literarisch-künstlerische Form des Randständigen, sie ist aber gewissermaßen auch eine randständige Form.“ Möller/Moser, *Anekdotisches Erzählen*, S. 5.

32 Ebd., S. 5 f.; alle folgenden Zitate ebd.

### 3.2 Aus dem eigenen Leben erzählt: Oral-History-Interviews

Die Oral History, gleich ob als Methode oder als Disziplin verstanden, ist „die mündlich, zumeist durch die Befragung von Zeitzeugen überlieferte Geschichte“.<sup>33</sup> Seit den 1980er-Jahren schwingt bei der Thematisierung individueller Lebensgeschichten von Befragten immer auch der demokratische Anspruch mit, „denjenigen eine Stimme zu verleihen [...], die ansonsten von der Geschichtswissenschaft nicht gehört“ würden.<sup>34</sup> Wenn Menschen Lebensgeschichten erzählen, obliegt ihnen die Deutungshoheit *ihrer* Erlebnisse – sie wählen aus, ordnen an und interpretieren retrospektiv. Wie auch bei Anekdoten kann für die Inhalte nicht nach den Kriterien *wahr* oder *falsch* gefragt werden,<sup>35</sup> es geht stattdessen um das *Wie* und *Warum* des Erzählens: „Wie konstruieren Menschen ihre Lebensgeschichte anderen gegenüber und warum. Und dieses Warum enthält eine starke historische Dimension, die zu erkennen hilft, was in bestimmten Zeiten Menschen wichtig erschien, um sich nach außen zu tragen“.<sup>36</sup> Erst so kann eine individuelle Lebensgeschichte von anderen Menschen geteilt werden.

Die Anekdote ist ein wesentlicher Bestandteil des (mündlichen) biografischen Erzählens. Als narratives Element ist sie beiläufig, kurz und pointiert. Sie wird jeweils in eine größere (Rahmen-)Erzählung integriert. Die Anekdote beleuchtet *vermeintlich* weniger relevante Details, macht sie womöglich aber erst sichtbar und kann schon deshalb nicht als bloße Betrachtung von *Nebensächlichkeiten* abgewertet werden. Stattdessen bietet das Seitwärts-Erzählen in seiner als leichtfüßig wahrgenommenen Beiläufigkeit einen tieferen Einblick in Elemente von Lebensgeschichten. Die klassischen Philolog:innen Melanie Möller und Matthias Grandl sehen im anekdotischen Erzählen ein Verschwimmen der Grenzen zwischen Fakt und Fiktion, meinen damit aber viel mehr die ebenfalls von ihnen herausgearbeitete Subjektivität der Anekdote, die noch sehr viel deutlicher im mündlichen Erzählen als performativer Handlung hervortritt.<sup>37</sup> Der performative Akt besteht hier im erzählerischen Erschließen eines

33 Plato, Oral History, S. 231.

34 Ebd., S. 232. Die Entstehungsgeschichte der Oral History, die mit ihr einhergehenden Chancen und theoretisch-methodischen Schwierigkeiten können an dieser Stelle weder ausführlich dargestellt noch kritisch nachvollzogen werden. Vgl. hier die Einführung von Wierling, Oral History; als konzeptionelle Überblicke Obertreis, Oral History und Plato, Oral History als Erfahrungswissenschaft; zu Perspektiven Apel, Erinnern, Erzählen, Geschichte schreiben.

35 Die Frage nach der Repräsentativität von Oral History oder nach der Glaubwürdigkeit von Zeitzeuginnen und -zeugen stellt sich nicht mehr in der zugespitzten Form, wie noch in den 1970er- bis 1990er-Jahren; vgl. unter anderen Kaminsky, Oral History. Zu unterschiedlichen (Erzähl-)Versionen einer einzigen Lebensgeschichte vgl. Plato, Wer schoß auf Robert R.

36 Plato, Oral History als Erfahrungswissenschaft, S. 83.

37 Vgl. Möller/Grandl, Epistemische Konstruktionen, S. 3.

zusätzlichen Kontexts, der für die Zuhörenden dadurch erst sicht- bzw. hörbar wird. Er lädt sie zudem ein, sich hierzu (kognitiv) zu verhalten – er wird durch das Nachdenken der Erzählenden darüber aber überhaupt erst konstruiert und mit der Rahmenerzählung verknüpft. Die Betonung liegt sowohl im Interview als auch bei der Anekdote auf der Mündlichkeit: Es gilt jeweils das gesprochene Wort.<sup>38</sup>

#### 4 Fallbeispiel: „Türkische Migrationsgeschichte(n) in Schwetzingen“

Die bisherigen Überlegungen werden im Folgenden zumindest cursorisch an einem konkreten Fallbeispiel nachvollzogen und verdeutlicht. Dabei handelt es sich um ein zeit- bzw. lokalgeschichtliches Lehr-/Lernprojekt zu Biografien türkeistämmiger Migrant:innen in der baden-württembergischen Stadt Schwetzingen. Im Projekt *Türkische Migrationsgeschichte(n) in Schwetzingen* arbeiteten Studierende des Faches Geschichte der Universität und der Pädagogischen Hochschule Heidelberg 2020 und 2021 gemeinsam mit zwei Lehrenden und dem Museum der Stadt Schwetzingen, dem Karl-Wörn-Haus. Ein Ziel der Kooperation war, die Studierenden im Rahmen von Oral-History-Interviews gemeinsam mit türkeistämmigen Zeitzeug:innen sowie deren Nachkommen erste Bausteine zu einer Geschichte der lokalen Migration und Integration in Schwetzingen seit den 1960er Jahren entwickeln zu lassen.<sup>39</sup> Das Projekt wurde im *Netzwerk transferorientierte Lehre in Baden-Württemberg*, kurz TRAFO (Fonds Erfolgreich Studieren in Baden-Württemberg, Förderlinie 2: Lehr- und Lernlabore), finanziell gefördert.<sup>40</sup>

Der erste Teil des Projekts (im WS 2020/21) umfasste eine thematische Einführung in die Historische Migrationsforschung, die Geschichte der Migration in die Bundesrepublik sowie theoretische Grundlagen von Oral History und (Video-) Interviews. Der zweite Teil (im SS 2021) stand im Zeichen der Durchführung der Interviews, inklusive deren Transkription durch die Studierenden. Ergänzend wurden Perspektiven von Museen für Lokal- und Regionalgeschichte in der deutschen (Post-)

38 Vgl. Andresen/Apel/Heinsohn, Es gilt das gesprochene Wort.

39 TRAFO wurde 2019 als ein übergreifendes Verbundprojekt ins Leben gerufen. Zu den erklärten Zielen zählten, neben der „innovativen Entwicklung von Lehre“, die enge Anlehnung von „Studieninhalte(n) an zivilgesellschaftliche Fragestellungen und Herausforderungen“ sowie die Möglichkeit für Studierende, „berufliche Praxiserfahrungen“ zu sammeln; vgl. <https://trafo-bw.de/> (letzter Aufruf am 18.02.2025).

40 Videopräsentation „Türkische Migrationsgeschichte(n) in Schwetzingen – ein Oral History-Videoprojekt“, <https://trafo-bw.de/projekte/tuerkische-migrationsgeschichten-aus-schwetzingen/> (letzter Aufruf am 18.02.2025).

Migrationsgesellschaft diskutiert und das didaktische Potenzial des Projekts für das historische Lernen bzw. den Schulunterricht analysiert. Bei den Teilnehmer:innen handelte es sich bis auf wenige Ausnahmen um Studierende im Studiengang Master of Education (Berufsziel Geschichtslehrerin bzw. -lehrer). Mehr als die Hälfte von Ihnen verfügte über persönliche Bezüge zum Thema Migration – als Angehörige der dritten und in einigen Fällen auch der zweiten Generation von Zuwanderer:innen. Als heterogen erwiesen sich auch die persönlichen Hintergründe der Interviewpartner:innen sowie die Kriterien ihrer Auswahl. Sie bildeten kein repräsentatives Sample für die türkeistämmiger Zuwanderung: Einige der Interviewten meldeten sich auf einen öffentlichen Aufruf hin, andere wurden von bereits Interviewten zur Teilnahme ermutigt oder hatten schon in der Planungsphase Interesse an einer Teilnahme bekundet.

Eine Reihe ausgewählter Interviews wurde nach Projektabschluss für die Öffentlichkeit in einem Band dokumentiert.<sup>41</sup> Die im Projekt erfassten schriftlichen Reflexionen der Studierenden sowie die Transkriptionen der Interviews waren zudem Gegenstand eines wissenschaftlichen Artikels zu konkreten lebensweltlichen Ausprägungen von Strategien der Selbstbeheimatung in der Migrations- bzw. in der postmigrantischen Gesellschaft.<sup>42</sup> Bei den nachstehenden drei Fallbeispielen anekdotischen Erzählens in Oral-History-Interviews handelt es sich jeweils um Auszüge aus dem im Dokumentationsband abgedruckten Material.<sup>43</sup> Die Beispiele wurden nicht ausgewählt, um bezüglich migrantischer Selbstbeheimatungsstrategien Repräsentativität zu erzeugen. Sie stehen jeweils exemplarisch als ein Muster für die Nutzung anekdotischen Erzählens.

#### 4.1 „Ich bin beides“

Sevinç Aksünger, geboren 1967, kam 1980 zunächst für vier Jahre als Tochter eines „Gastarbeiters“ nach Deutschland. Ihr Vater, der gemeinsam mit ihrer Mutter bereits in den 1970er-Jahren nach Deutschland gegangen war und die Kinder bei den Großeltern in der Türkei zurückließ, holte sie in den 1980er-Jahren nach. Der Vater entschied sich dann 1984, mit der Familie in die Türkei zurückzukehren. Frau Aksünger lebte in ihrer Jugend also schon für eine Zeit in Deutschland, ging hier zur Schule und lernte Deutsch. In der Türkei besuchte sie dann das Gymnasium, um später Germanistik in Konya zu studieren. Im Jahr 1991 migrierte sie gemeinsam mit ihrem Ehemann

41 Vgl. Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzinger Migrationsgeschichte(n).

42 Vgl. Arendes/Degner/Maurer, (Selbst-)Beheimatung.

43 Vgl. Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzinger Migrationsgeschichte(n).

zurück nach Deutschland. Hier stand sie vor dem Problem, dass ihr Studium und ihr Studienabschluss nicht anerkannt wurden: „Ich verstehe das nicht! Warum wurde mein Zeugnis nicht anerkannt? Ich hatte meine Qualifikation, mein Studium“.<sup>44</sup>

Nach einer Ausbildung als Rechtsanwaltsfachangestellte fand sie sich in einer Tätigkeit wieder, die sie nicht erfüllte. Im Jahr 2000 wurde ihr zweites Kind geboren, Frau Aksünger übernahm die Care-Arbeit in Vollzeit: „Ich wollte meinen Sohn und meine Tochter erziehen, für sie da sein.“<sup>45</sup> Aber auch in dieser Zeit fehlte ihr in ihrer sozialen Rolle innerhalb der Gesellschaft die Dimension der beruflichen Selbstverwirklichung, die berufliche Heimat – immer wieder überlagert von der Kränkung, dass ihre Abschlüsse nicht anerkannt wurden. Das änderte sich, als sie von Verwandten darauf aufmerksam gemacht wurde, „dass sie im Alevitischen Kulturzentrum in Mannheim-Casterfeld eine Deutschlehrerin suchen. Ganz schnell habe ich gesagt: ‚Ich mache das!‘, weil nur Haushalt, nur Kochen und Putzen, mich nicht erfüllt hat.“<sup>46</sup> Acht Monate lang unterrichtet sie eine Frauengruppe: „Ich war stolz auf sie. Ich habe mich gefreut, dass sie Erfolge erzielt haben.“<sup>47</sup> Dann wurde sie von einer Nachbarin motiviert, sich bei der Volkshochschule als Deutschlehrerin zu bewerben:

Schließlich habe ich Frau [S.] angerufen, die Leiterin der Volkshochschule. Das war ein schönes Telefonat. Ich habe sie gefragt: „Ich habe durch Zufall erfahren, dass ich bei Ihnen Deutsch unterrichten kann. Was benötigen Sie dafür?“ In einer Schule zu unterrichten war mein Traum. Sie sagte: „Frau Aksünger, wir benötigen gute Deutschkenntnisse.“ Darauf habe ich gesagt: „Ich habe gute Deutschkenntnisse. Ich habe in der Türkei Germanistik studiert.“ „Und wir benötigen Erfahrung“, hat sie gesagt. Da habe ich gesagt: „Ich habe Erfahrung, ich habe im Alevitischen Kulturzentrum türkische Frauen unterrichtet.“ „Dann kommen Sie mal vorbei“, hat sie gemeint. Wir haben einen Termin vereinbart [...]. Wir haben uns gut unterhalten. [...] Das war ein Wendepunkt für mich.“<sup>48</sup>

An diesem Ausschnitt aus dem Interview lässt sich gut die Ästhetisierung der Anekdote als Inszenierungsstrategie in der Oral History nachvollziehen: In der Erzähllogik setzt sich – retrospektiv erzählend – in der Aneinanderreihung und Verknüpfung von kleinen, vermeintlich banalen Beiläufigkeiten eine berufliche Perspektive, das heißt ein Ziel, zusammen. Dass ihre Abschlüsse nicht anerkannt wurden, der Umweg

44 Ebd., S. 95.

45 Ebd., S. 97.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd., S. 96 f.

zum Traumberuf in der Lehre, der aber doch so schnell und leicht erzählt ist, unterstreicht das Spannungsverhältnis „zwischen dokumentarischem Realismus und Fiktionalisierung“<sup>49</sup> des Erzählten. Die erzählte Anekdote „kultiviert den Nimbus des Marginalen“.<sup>50</sup>

Die Erzählerin fasst in einer *Erzählzeit* von etwa einer Buchseite (als gesprochener Beitrag wenige Minuten Redezeit) eine *erzählte Zeit* von mehreren Jahren zusammen. Der zeitliche Bruch, die Raffung, fällt bei der Betrachtung des gesamten Interviews schnell auf. Die Erzählerin bedient sich – wenn auch möglicherweise unbewusst – an den Strategien des literarischen Erzählens: „Mit Raffungen kann nicht nur das empfundene Erzähltempo angehoben werden, erzählerisch können dadurch auch längere Zeiträume in kürzester Erzählzeit beschrieben werden“.<sup>51</sup> Brüche und Herausforderungen werden so glattgezogen, sie wirken nicht (mehr) bedrohlich – weder retrospektiv für die Erzählende noch für die Leser:innen. Die Bemerkung, dass es sich dabei um einen Wendepunkt für die Erzählerin gehandelt habe, ist nicht unwesentlich, wenn es um ihr Verständnis von Heimat(en) geht.

Heimat kann viel bedeuten. Heimat kann der Ort sein, an dem ich geboren wurde, an dem ich aufgewachsen bin. Heimat kann sein, wo ich meine Wurzeln habe, wo ich meine Familie, Verwandten und Freunde habe. Genauso kann Heimat auch ein Gefühl sein. Man kann es mit allen Sinnen überall wahrnehmen.<sup>52</sup>

Heimat wird von Frau Aksünger also als vielseitiges Konzept aufgefächert: Heimat als Ort, Heimat im sozialen (Nah-)Feld, Heimat als Gefühl, Heimat als Erinnerung oder Heimat im Beruf:

Mich verbindet sehr viel mit meiner Heimat, wenn ich zum Beispiel etwas sehe, was ich aus meiner Kindheit kenne, erinnere ich mich an meine Heimat. Zum Beispiel, wenn ich hier in Brühl in Richtung Friedhof spazieren gehe, da stehen viele Linden und jedes Mal erinnere ich mich an meine Eltern. Meine Mutter und meine Oma haben im Winter immer Lindenblütentee gemacht, wenn wir eine Erkältung hatten oder Fieber.<sup>53</sup>

49 Moser/Möller, Anekdotisches Erzählen, S. 6.

50 Ebd., S. 5.

51 Beckmann, Nationalgeschichte erzählen, S. 191.

52 Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzingen Migrationsgeschichte(n), S. 104.

53 Ebd.

Die Assoziationskette von Linden am Rande eines Spazierwegs hin zu Lindenblütentee als Arznei in der Kindheit und „meiner“ Heimat ist bemerkenswert, verbindet sie doch letztlich zwei Heimaten der Erzählerin narrativ miteinander. Genau damit macht sie einen reflexiv-performativen Akt der Selbstbeheimatung im Sinne hybrider Identitäten<sup>54</sup> sichtbar:

Ja, ich habe zwei Heimatländer: Türkei und Deutschland. Ich fühle mich in Deutschland wohl, hier arbeite ich, hier lebe ich mit meiner Familie, meine Kinder und mein Mann sind hier. Wir fühlen uns wohl. Also sind wir alle in Deutschland angekommen. Mein Sohn und meine Tochter haben die deutsche Staatsangehörigkeit, wir noch nicht, aber für mich zählt nicht, was auf dem Papier steht. Wenn auf dem Papier „deutsch“ steht, bin ich trotzdem Türkin und Deutsche. Ich bin beides.<sup>55</sup>

Die Formulierung „hier arbeite ich“ fällt in der Erzählung von Frau Aksünger vermeintlich beiläufig, stellt aber ein zentrales Element ihres Selbstverständnisses heraus. Darauf verweist schon die Stellung in der Aufzählung. Sie beheimatet sich erzählend in Brühl, nicht über beispielsweise familiäre Verbindungen über die Kernfamilie hinaus: „Ich habe hier in der Gegend niemanden“<sup>56</sup>, sondern über die Konstruktion einer beruflichen Heimat, in der sie Erfüllung findet, erfolgt die Selbstverortung. Die Lindenbäume am Wegesrand eröffnen bzw. lassen dabei einen Blick zurück in das andere Heimatland zu, das neben- und nicht untergeordnet ist: „Ich bin beides“.<sup>57</sup>

#### 4.1.1 „Das war sehr witzig. Das vergesse ich nie“

Die junge Frau auf dem Schwarz-Weiß-Foto blickt mit leicht gesenktem Kopf und dem Anflug eines Lächelns bei trotzdem geschlossenem Mund direkt in die Kamera. Sie trägt eine modische, knapp über die Ohren reichende Frisur mit geradem Pony. Gekleidet ist sie ein hochgeschlossenes, Dreiviertelärmel-Kleid. Sie sitzt aufrecht, leicht von unten fotografiert, und hat die Arme vor dem Bauch verschränkt. Den linken Arm zierte ein Armband – vielleicht eine kleine Uhr? Um den Hals trägt sie eine doppelt gelegte Perlenkette. Die Bildunterschrift lautet: „Der erste türkische Arzt

54 Foroutan, *Hybride Identitäten*, S. 90.

55 Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, *Schwetzingen Migrationsgeschichte(n)*, S. 104.

56 Ebd., S. 96.

57 Ebd., S. 104.



in Schwetzingen mit seiner interviewten Ehefrau und Kind auf dem Arm im Kreise von Kollegen“.<sup>58</sup>

Auf den zweiten Blick indes wirkt einiges an diesem Titel überlegenswert: Unschwer ist zu erkennen, dass die auf Wunsch in der Veröffentlichung anonym bleibende Frau die Hauptfigur des Fotos darstellt. Sie steht im visuellen Fokus. Ihr Mann, der in der Bildunterschrift genannte und mit einem besonderen Prädikat charakterisierte Arzt, blickt nicht nur über die Kamera hinweg, sondern auch an ihr vorbei. Er interagiert wohl mit einer Person außerhalb des Fotoausschnittes. Trotz der exponierten Stellung in der Fotografie wird sie, die „interviewte Ehefrau“, die ja die erklärte und damit die eigentliche Interviewpartnerin ist, erst an zweiter Stelle genannt.

Dieser erste Eindruck mag vielleicht schon als eine vorweggenommene Deutung der erzählten Geschichte von Frau Anonym (im Folgenden Frau A.) gelesen werden, denn obwohl sie diejenige ist, die interviewt wird, erzählt sie primär von ihrem Ehemann, jenem „ersten türkischen Arzt in Schwetzingen“ – der den Autoren des Artikels offensichtlich „eine Nachricht wert“ ist.<sup>59</sup> Diesen Eindruck, der ein deutliches Ungleichgewicht an geteilter Aufmerksamkeit hinterlässt, wahrzunehmen und als Besonderheit herauszustellen, ist vor allem dann relevant, wenn wir uns die Erzählhoheit in der Oral History vergegenwärtigen und uns so bemühen, die Brüche in einem Narrativ zu erkennen und herauszustellen – doch dazu an späterer Stelle. Widmen wir uns zunächst der Geschichte der jungen Frau.

1961 migriert Frau A. mit ihrem Mann nach Schwetzingen, dort bleiben sie bis 1963 und zogen dann innerhalb Deutschlands mehrfach um. In ihrer Erinnerung waren sie und ihr Mann damals die einzigen Türken in Schwetzingen: „Einundsechzig gab es keine anderen, so war es eben“.<sup>60</sup> Auf die Frage, warum sie nach Schwetzingen gekommen sei, antwortet Frau A. nüchtern und passiv, wobei ihr mit dieser Beschreibung keinesfalls eine hilflose Abhängigkeit unterstellt werden soll. Und doch vermittelt ihre Antwort den Eindruck einer eingeschränkten Handlungsfähigkeit: „Mein Mann war Arzt. Damals gab es eine Anzeige im Ärzteblatt, da hieß es, sie suchen einen Arzt für das Schwetzingener Krankenhaus.“<sup>61</sup> So sind Frau A. und ihr Mann von Istanbul nach Schwetzingen gezogen. Ihr *schönes* Leben in der Türkei liest Frau A. gemäß der retrospektiven Einschätzung zurück, ohne so recht zu wissen, was sie erwarten würde: „Also in der Türkei war das Leben gut. [...] Unser Leben war sehr schön.“<sup>62</sup> Die Migration nach Deutschland stellt einen Bruch in diesem Schönen dar.

58 Ebd., S. 46.

59 Das Interview führten Fabienne Bitz und Lars Maurer; es wurde auf Türkisch geführt und anschließend ins Deutsche übersetzt.

60 Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzingener Migrationsgeschichte(n), S. 47.

61 Ebd.

62 Ebd., S. 48.

Solch emotionale Äußerungen bleiben im Interview insgesamt eher die Ausnahme. Frau A. antwortet am Allgemeinen eher sachlich-pragmatisch, das zitierte emotionale Bekenntnis ist gerade deshalb aber umso bemerkenswerter.

Auf die Frage, wie sie sich fühlte, als sie das erste Mal nach Schwetzingen kam, berichtet Frau A. erneut vor allem von ihrem Mann, der auf der dreitägigen Zugfahrt in seinem Deutschbuch arbeitete, um die Sprache zu lernen. Was *sie* in dieser Zeit gemacht hat, was sie gefühlt und gedacht hat, erfahren wir nicht. „Ich war damals sehr jung und habe nicht ganz begriffen, wohin ich geheiratet habe, und dann war ich auch schwanger. Ich wusste, wir gehen fort, aber wohin, das konnte ich nicht ganz begreifen.“<sup>63</sup> Auch diese Äußerung fügt sich ein in den Gesamteindruck einer eingeschränkten Handlungsfähigkeit. So verwundert es nicht, dass Frau A. ihre Befindlichkeit bei der Ankunft in Schwetzingen als unsicher und unstet schildert: unsicher, da die Arbeitsaufenthaltserlaubnis ihres Mannes regelmäßig erneuert werden musste, unstet, da er am Schwetzinger Krankenhaus, seiner ersten Arbeitsstelle, nicht langfristig bleiben konnte und sie anschließend mehrfach umziehen mussten.

Als Frau A. danach gefragt wird, wie ihr Leben in Schwetzingen war, verbleibt sie zunächst auf einer deskriptiven Erzählebene: „Ich war den ganzen Tag alleine mit meinen Kindern, mein Mann arbeitete ja den ganzen Tag in der Chirurgie.“<sup>64</sup> Im erzählenden Erinnern an ihre Schwetzinger Zeit erzählt Frau A. eine Anekdote zum ersten Winter in Deutschland, den sie und ihre Familie erlebt haben.

Eines Tages, als es in Schwetzingen geschneit hatte, bin ich mit einem meiner Kinder im Kinderwagen gemeinsam durch den Schlosspark in Schwetzingen spaziert, es war wunderschön dort. Als wir nach Deutschland kamen, war es noch warm, wir kamen im Sommer, wir hatten also keine Winterkleidung mitgebracht und plötzlich fing es an zu schneien. Wir sind dann, um uns Winterkleidung zu kaufen, nach Mannheim gegangen. Das war sehr witzig: Als wir Schuhe für mich kaufen wollten, mussten wir in die Kinderabteilung, weil meine Füße so klein waren. Das vergesse ich nie. Damals schneite es noch richtig, nicht so wie heutzutage, der Schnee lag einen Meter hoch. Der Schlosspark ist wirklich wunderschön, wir sind dort jeden Tag spazieren gewesen, ach, ich würde gerne bald mal wieder hinfahren.<sup>65</sup>

63 Ebd., S. 51.

64 Ebd.

65 Ebd.

Im Erzählfluss erfolgt ein erkennbarer Rückgriff in der erzählten Zeit auf einen unbestimmten Tag mittels der indefiniten Beschreibung *eines Tages* (vermutlich im Winter 1961). Es scheint auch so, als werde die Erinnerung an die anekdotische Episode erst durch den Frageimpuls zum Vorschein gebracht und retrospektiv mit affektiver Bedeutung aufgeladen. *Das war sehr witzig* lässt sich als prototypisches Signal einer Anekdote identifizieren, wir bewegen uns in der Ordnungsstruktur des Narrativs ganz gemäß dem anekdotischen Erzählen seitwärts, wird doch durch die Querverbindung, die uns in der zeitlichen Struktur nicht voranbringt, wohl aber einen tieferen Einblick in das Selbst von Frau A. erlaubt, erst Sinn über Zeiterfahrung gebildet. Der Hinweis auf ihre kleinen Füße lässt sie vor dem Hintergrund ihrer mangelnden Handlungsfähigkeit fast kindlich wirken: In der neuen Umgebung – ihrer neuen Heimat – macht sie kleine Schritte. Trotzdem kann sie dem Ort, an dem sie vielleicht gar nicht sein möchte, so etwas wie Geborgenheit abgewinnen.

Diese erinnernde und affektive Verstrickung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die der Sinnbildung über Zeiterfahrung inhärent ist, beschreibt der Psychologe Jürgen Straub recht eindrücklich: „Das Spätere vermag durchaus, so paradox das klingt, Früheres hervorzubringen oder zu verwandeln“<sup>66</sup> – das wird uns vor allem dann vor Augen geführt, wenn die Interviewpartnerin über Spaziergänge im Schwetzingen Schlossgarten nachdenkt, seitwärts eine Anekdote zur fehlenden Winterkleidung erzählt und die anekdotische Episode beendet, indem sie in der Gegenwart (im Moment des Erzählens) über die Vergangenheit (Spaziergänge im Schlossgarten) nachdenkt und den Wunsch formuliert, dorthin *bald* (also in der Zukunft) wieder zurückkehren zu können. Vergangenheit und Gegenwart bestimmen einander wechselseitig und erzeugen Zukunft.<sup>67</sup>

Frau A.s Anekdote zeigt eines ganz eindrücklich: Sie unterstreicht in der scheinbaren Beiläufigkeit der erinnerten Begebenheit eine Situation, in der eine aktive Handlung ihres Selbst (selbstwirksam) vollzogen wurde, um sich selbst zu beheimaten und sich so als „aktiv handelndes Individuum erlebt zu haben.“<sup>68</sup> Die Anekdote von Frau A. kann damit als (Erzähl-)Praktik einer Selbstbeheimatung verstanden werden, mit der der Akt der Verwurzelung in der neuen Heimat wirksam demonstriert (und konstruiert) werden kann. Die Intensität des Verwurzelungsakts wiederum wird unterstrichen durch die tagtägliche Wiederholung des Rituals, im Schlosspark spazieren zu gehen und den bis heute verstetigten Wunsch, dorthin zurückzukehren. So kann sich Frau A. durch die Anekdote erzählend beheimaten.

66 Straub, Kann ich mich selbst erzählen, S. 87.

67 Vgl. ebd.

68 Andresen/Apel/Heinsohn, Es gilt das gesprochene Wort, S. 19.

#### 4.1.2 „Heimat ist dort, wo dein Herz anfängt zu singen“

Yasemin İnanlı wurde 1980 von ihren Eltern, die seit den frühen 1970er Jahren in Schwetzingen als sogenannte Gastarbeiter lebten, nach Deutschland geholt und in Schwetzingen in die vierte Klasse der Grundschule eingeschult. Auch bei ihr ist die berufliche Selbstverwirklichung ein wesentliches Motiv der Lebensgeschichte, des Sich-Erzählend-Beheimatens. Frau İnanlıs Begeisterung für ihren Beruf zu erspüren, fällt den Leser:innen bzw. den Zuhörer:innen nicht schwer:

Ich wollte schon immer Friseurin werden und habe nach meinem Hauptschulabschluss die Berufsschule besucht. Danach habe ich einen Ausbildungsplatz gefunden. [...] Die Geschäftsführer haben am Wochenende Schneide- und Färbeseminare gegeben. Ich wollte am liebsten dort schlafen, weil ich Haare geliebt habe.<sup>69</sup>

Auf die Frage, was Heimat für sie bedeutet, antwortet Yasemin İnanlı geradezu poetisch:

Eine herzliche Umarmung. Wo du dich wohl, willkommen und verwurzelt fühlst [...]. Ich habe hier meine Wurzeln geschlagen. Heimat ist dort, wo dein Herz anfängt zu singen. Das kann überall sein, aber sie muss eine Geschichte für dich haben. Meine Geschichte beginnt nun einmal hier.<sup>70</sup>

Die Verwurzelung ist als Chiffre einer Selbstbeheimatung zu verstehen, die für Frau İnanlı auf verschiedenste Weise gelungen ist. In der Erzählung wird vor allem die *bewusste* Entscheidung für Schwetzingen als Ort der Existenzgründung mit dem Konzept der Heimat verknüpft: „Ich bin mit zehn Jahren nach Deutschland gekommen und in Schwetzingen aufgewachsen. Deshalb habe ich auch meinen Friseursalon in Schwetzingen eröffnet. Da bin ich aufgewachsen, es ist meine Heimat“.<sup>71</sup> Für Frau İnanlı handelt es sich um die logische Schlussfolgerung aus der Verwurzelung in der Kindheit.

Als Yasemin İnanlı erzählt, wie sie die Ladenfläche für ihren Friseursalon gefunden hat, leitet sie mit den Worten ein „Es ist eine witzige Geschichte.“<sup>72</sup> Das sprach-

69 Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzinger Migrationsgeschichte(n), S. 111.

70 Ebd., S. 115.

71 Ebd., S. 109.

72 Ebd., S. 112. An dieser Stelle ließe sich darüber nachdenken, warum sie diese Episode als „witzig“ beschreibt. Im wortwörtlichen Sinne ist die nachfolgende Episode tatsächlich alles andere als *witzig*.

liche oder textuelle Anekdotensignal lässt zwar eine lustige und leichte Geschichte erwarten, was dann folgt ist aber eine Erzählung über Vorurteile und Alltagsrassismus und ein Bericht darüber, wie Frau İnanlı die erlebte Ungleichbehandlung überwinden konnte.<sup>73</sup>

Auf der Suche nach einem Geschäft haben wir ein Schild gesehen, auf dem „vom Immobilienmakler zu vergeben“ stand. Wir riefen also an und die Frau sagte, das Geschäft sei bereits vermietet. Ungefähr einen Monat stand dort wieder „zu vermieten“. Als wir erneut anriefen, erklärte die Immobilienmaklerin: „Die Hausbesitzerin möchte keine Türken haben.“ Scheinbar war der Vermieter ein Türke, der Auseinandersetzungen mit der Hauseigentümerin hatte. Ich meinte dann: „Okay, aber es ist ja nicht jeder gleich. Rufen Sie in der Gemeinde Plankstadt an. Fragen Sie dort nach. Oder Sie fahren nach Plankstadt und fragen irgendjemanden auf der Straße, wer wir sind. Dann können Sie entscheiden.“ Ich weiß bis heute nicht, ob sie angerufen hat oder nicht. Jedenfalls konnten wir sie überzeugen, sodass sie zugestimmt hat. Jetzt sind wir seit 15 Jahren in dem Geschäft. Die Ausgangssituation war natürlich eine große Herausforderung. [...] Die Nationalität sollte keine Rolle spielen.<sup>74</sup>

In Frau İnanlıs Anekdote zeigt sich ganz eindrücklich, was Möller und Moser meinen, wenn sie beschreiben, „dass gerade die beiläufig erzählte kleine Begebenheit Charakteristisches über die dargestellten Personen oder Gegenstände zum Ausdruck bringen soll, welches sich hierin im Sinne zwangsläufiger Zufälligkeit findet.“<sup>75</sup> Der Erzählerin geht es nicht darum, die Erfahrungen mit Alltagsrassismus, sondern darum, etwas von ihrem Selbst zum Ausdruck zu bringen. Es geht ihr um ihre Verlässlichkeit als Selbstständige, um ihre Beharrlichkeit, ihre Ausdauer und ihre Charakter-

73 Frau İnanlı selbst wertet die Aussage der Maklerin und der Eigentümerin als „nicht böse gemeint“ und erläutert, „wir sind alle nur Menschen“ ebd., S. 112. Naika Foroutan erklärt, dass *rassistisches Wissen* von Entscheidungsträger:innen internalisiert sei, die ihrerseits wiederum in gesellschaftlichen Strukturen eingebunden sind und wodurch rassistisches Wissen letztlich institutionalisiert werde. „Da es also zur Normalität des Alltags gehört, werden das rassistische Wissen und die Effekte von Rassismus in Form von Ausgrenzungen und Diskriminierungen selten auch als solche erkannt“ Foroutan, Postmigrantische Gesellschaft, S. 104. Dieser Akt der *Normalisierung* und/oder *Internalisierung* kann so weit fortgeschritten sein, dass er auch von Betroffenen nicht umgehend als *rassistisches Wissen* erkannt oder gewertet wird.

74 Karl-Wörn-Haus/Arendes/Degner, Schwetzingen Migrationsgeschichte(n), S. 112.

75 Moser/Möller, Anekdotisches Erzählen, S. 6.

stärke – letztlich auch um ihre Resilienz. Es geht ihr primär um Eigenschaften, nicht um Erlebtes.

Anekdoten haben nicht nur einen (narrativen) Selbstzweck, sie sind nicht bloßer Träger von Sachinformationen. Anekdoten erfüllen zuvorderst auch eine soziale Funktion, die darin besteht, die eigene Geschichte im beweglichen und dynamischen Bedeutungsgewebe mit anderen Menschen zu vernetzen und zu verweben<sup>76</sup> – die fast naive Beiläufigkeit des Schwanks aus dem eigenen Leben, des Anekdotchens, macht die erzählte Geschichte für andere Individuen nahbar(er) und justiert die Erzählenden zum Gegenüber auf menschlicher Augenhöhe. Das anekdotische Erzählen präsentiert den Akt des Sich-Beheimatens nicht als mühelosen Selbstläufer, sondern als Herausforderung mit positivem Ausgang. Sie inszeniert die Protagonist:innen damit quasi als Erfolgsgeschichte. Darüber hinaus bietet sie Anknüpfungsmöglichkeiten für Andere, sich selbst kognitiv und/oder narrativ zum Erzählten und dessen Subtext zu verhalten.

So kann in dem mit der Anekdote verbundene Appell am Ende die *Pointe* erkannt werden. Eine Anekdote wird in der Regel nur dann erzählt – und daran ändert das Beispiel des erfahrenen Alltagsrassismus zunächst nichts –, wenn etwas *Schönes* damit verbunden ist oder sich aus einer Situation etwas Schönes, Unterhaltsames oder gar Rührseliges entwickelt hat. Die Anekdote als Erzählform ist stets affektiv aufgeladen: wäre ihr Ausgang keiner, der es den Erzähler:innen ermöglicht, ihre Vergangenheit sinnhaft zu konstruieren, wären diese Geschichten, *ihre* Geschichten, womöglich gar nicht erzählt worden.

## 5 Fazit: Anekdotisches Erzählen als Strategie der Selbstbeheimatung

Die kurzen Beispiele biografischer (Re-)Konstruktionen der eigenen Lebensgeschichte im Rahmen von Oral-History-Interviews haben gezeigt, dass es Menschen durch anekdotische Bezüge (leichter) möglich ist, ihre Vergangenheit sowohl sinnlich-emotional als auch sinnhaft neu-, anders- oder auch einfach nur wiederzuentdecken. Dieser Vorgang entspricht inhaltlich ziemlich genau der „nichtfiktional(e)n, narrative(n) Vergegenwärtigung einer besonderen Lebenssituation einer namentlich genannten [...] Person in Prosaform“<sup>77</sup> – und damit einer, wie schon weiter oben gezeigt, gängigen Definition der Anekdote in den Sprach- und Literaturwissenschaften. Sich erzählend selbst beheimaten stellt eine performative Handlung dar. Diese wird, und

76 Vgl. Straub, Kann ich mich selbst erzählen, S. 88.

77 Gottfried, Lage der Anekdote, S. 21.

auch dies haben die kurzen Ausschnitte aus den Interviews zeigen können, ästhetisiert – häufig gänzlich unbewusst: als Affekt einerseits und als spontane Nachdenklichkeit andererseits. In beiden Fällen aber bildet das anekdotische Erzählen in seiner inszenierten Beiläufigkeit den Ausgangspunkt. Vergangenes Erleben wird in seinen anekdotischen Bezügen durch Erzählen zu einem umfassenden Erlebnisraum. Die narrativen Praktiken im Rahmen von Prozessen aktiver Selbstbeheimatung verbinden den Begriff „Heimat“ mit Orten oder Gefühlen, mit Erinnerungen oder auch mit beruflichem Erfolg. In einem weiteren Arbeitsschritt, der hier nicht geleistet werden kann, müssten die ausgewählten Anekdoten noch daraufhin überprüft werden, in welchem Verhältnis sie einerseits zur gängigen *Meistererzählung* der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts stehen und andererseits wie sie sich in aktuellere Untersuchungen zur Einwanderungsgesellschaft oder neuen Konzepten von Heimat in der deutschen Gesellschaft einpassen.<sup>78</sup>

Die Spiegelung von Heimat als bewusster Entscheidung in einem Erlebnisraum vergangener Ereignisse verschränkt auf vielfältige Art und Weise die Historiografie mit Anekdoten. Im Anschluss an Michel Foucaults frühe theoretische Überlegungen zu Diskursen und Praktiken<sup>79</sup> ließe sich formulieren, dass dem „Verteidigen“ der jeweils eigenen Geschichte(n) – und damit auch dem anekdotischen Erzählen –, eine hohe Bedeutung dabei zukommt, Vergangenheit überhaupt erfassen zu können. Anekdoten sind in diesem Sinn gut vergleichbar mit Spuren. Wie die Ausschnitte aus den Oral-History-Interviews gezeigt haben, trägt nun aber eine *Kombination* zur Sicherung dieser Spuren bei: Das reine (Weiter-)Erzählen von Anekdoten allein reicht nicht aus, es bedarf zusätzlich auch unterschiedlicher Formen der professionellen Spurensicherung, das heißt der Mithilfe der historischen Wissenschaft, um die Spuren dauerhaft zu sichern.

## Literatur

Andresen, Knut/Apel, Linde/Heinsohn, Kirsten (Hg.): *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute* (Dorothee Wierling zum 65. Geburtstag 2015), Göttingen: Wallstein 2015.  
– Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, in: Dies. (Hg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral*

*History und Zeitgeschichte heute* (Dorothee Wierling zum 65. Geburtstag 2015), Göttingen: Wallstein 2015, S. 7–22.

Apel, Linde (Hg.): *Erinnern, Erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert* (Forum Zeitgeschichte 29), Berlin: Metropol 2022.

78 Vgl. unter anderen Terkessidis, Nach der Flucht; Yildiz/Meixner, Nach der Heimat.

79 Vgl. Veyne, Revolutionierung der Geschichte.

- Arendes, Cord/Degner, Bettina/Maurer, Lars:** (Selbst-)Beheimatung? Perspektiven auf „Heimat(en)“ in einem postmigrantischen geschichtsdidaktischen Projekt, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik* 21 (2022), S. 12–30.
- Baßler, Moritz:** *New historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt a. M.: Fischer 1995.
- Beckmann, Nicholas:** *Nationalgeschichte erzählen*, Berlin/Boston: de Gruyter 2023.
- Darnton, Robert:** Anekdotomanie. Blogging, heute und vor zweihundertfünfzig Jahren, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8:3 (2014), S. 57–77.
- Daum, Egbert:** Heimat als Ort? Heimat als Raum? Subjektive Sinnsuche und Weltkonstruktion aus geographischer Perspektive, in: *Theologie und Glaube* 105:2 (2015), S. 122–138.
- Foroutan, Naika:** *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie* (X-Texte zu Kultur und Gesellschaft), Bielefeld: transcript 2019.
- Hybride Identitäten: Normalisierung, Konfliktfaktor und Ressource in postmigrantischen Gesellschaften, in: Heinz Ulrich Brinkmann/Haci-Halil Uslucan (Hg.), *Dabeisein und Dazugehören. Integration in Deutschland*, Wiesbaden: Springer 2013, S. 85–99.
- Gossmann, Lionell:** Anecdote and History, in: *History and Theory* 42:2 (2003), S. 143–168.
- Gottfried, Gabriel:** Zur Lage der Anekdote, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8:3 (2014), S. 21–25.
- Grandl, Matthias/Möller, Melanie (Hg.):** *Wissen en miniature. Theorie und Epistemologie der Anekdote* (Episteme in Bewegung 19), Wiesbaden: Harrassowitz 2021.
- Grothe, Heinz:** *Anekdote* (Realien zur Literatur. Abt. E: Poetik), Stuttgart: Metzler 1971.
- Heer, Hannes/Ullrich, Volker (Hg.):** *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung* (Kulturen und Ideen), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985.
- Hilzinger, Sonja:** *Anekdotisches Erzählen im Zeitalter der Aufklärung. Zum Struktur- und Funktionswandel der Gattung Anekdote in Historiographie, Publizistik und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler/Poeschel 1997.
- Jaraus, Konrad H./Sabrow, Martin:** „Meistererzählung“ – Zur Karriere eines Begriffs, in: Dies. (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9–32.
- Kaminsky, Uwe:** Oral History, in: Hans-Jürgen Pandel/Gerhard Schneider (Hg.), *Handbuch Medien im Geschichtsunterricht*, 6. erw. Auflage, Schwalbach/Ts.: Wochenschau 2011, S. 483–499.
- Karl-Wörn-Haus, Museum der Stadt Schwetzingen/Arendes, Cord/Degner, Bettina (Hg.):** *Schwetzingen Migrationsgeschichte(n)* (Kleine Museumsbände Schwetzingen 3), Schwetzingen 2021.
- Klenner, Jost Philipp/Raulff, Ulrich:** Zum Geleit, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8:3 (2014), S. 5.
- Lindqvist, Sven:** *Grabe wo du stehst, Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte*, Bonn: Dietz 1989.
- Möller, Melanie/Grandl, Matthias:** Epistemische Konstruktionen des (Auto)Biografischen in antiken und modernen Texten, in: Matthias Brandl/Melanie Möller (Hg.), *Wissen en miniature. Theorie und Epistemologie der Anekdote* (Episteme in Bewegung 19), Wiesbaden: Harrassowitz 2021, S. 3–27.
- Möller, Reinhard M./Moser, Christian:** Anekdotisches Erzählen – zur Einführung, in: Christian Moser/Reinhard M. Möller (Hg.), *Anekdotisches Erzählen. Zur Geschichte und Poetik einer kleinen Form* (Minima 4), Berlin/Boston: de Gruyter 2022, S. 1–24.



- Moser, Christian/Möller, Reinhard M. (Hg.):** *Anekdotisches Erzählen. Zur Geschichte und Poetik einer kleinen Form* (Minima 4), Berlin/Boston: de Gruyter 2022.
- Neureuter, Hans Peter:** Zur Theorie der Anekdote, in: *Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts*, Tübingen: Niemeyer 1973, S. 458–480.
- Obertreis, Julia:** Oral History – Geschichte und Konzeption, in: Dies. (Hg.), *Oral history* (Basistexte Geschichte 8), Stuttgart: Steiner 2012, S. 7–28.
- Plato, Alexander von:** Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland, in: Julia Obertreis (Hg.), *Oral History* (Basistexte Geschichte, 8), Stuttgart: Steiner 2012, S. 73–95.
- Art. Oral History, in: Stefan Jordan (Hg.) *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam 2002, S. 231–234.
- Wer schoß auf Robert R., oder: Was kann Oral History leisten? In: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung* (Kulturen und Ideen), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, S. 266–280.
- Rohmer, Ernst:** Art. Anekdote, in: Gerd Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, Tübingen: Niemeyer 1992, S. 566–579.
- Siemons, Mark:** Heimat als Verb, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 15. 09. 2024, S. 33 (Feuilleton).
- Schäfer, Rudolf:** *Die Anekdote. Theorie – Analyse – Didaktik* (Analysen zur deutschen Sprache und Literatur), München: Oldenbourg 1982.
- Schlaffer, Heinz:** Art. Anekdote, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung*, Bd. 1, Berlin/New York: de Gruyter 1997, S. 87–88.
- Straub, Jürgen:** Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des *Homo narrator*, in: Alexandra Strohmaier (Hg.), *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften* (Kultur und Medientheorie), Bielefeld: transcript 2013, S. 75–144.
- Terkessidis, Mark:** *Nach der Flucht. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft*, Stuttgart: Reclam 2018.
- Veyne, Paul:** *Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992.
- Wilpert, Gero:** Art. Anekdote, in: Ders., *Sachwörterbuch der Literatur*, 8. verb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner 2001, S. 28–29.
- Wierling, Dorothee:** Oral History, in: Michael Maurer (Hg.), *Aufriss der historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart: Reclam 2003, S. 81–151.
- Yildiz, Erol/Meixner, Wolfgang:** *Nach der Heimat. Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft*, Stuttgart: Reclam 2021.
- Zill, Rüdiger:** Geschichten in Bewegung. Zum Funktionswandel der Anekdote im 17. u. 18. Jahrhundert, in: Matthias Grandl/Melanie Möller (Hg.), *Wissen en miniature. Theorie und Epistemologie der Anekdote* (Episteme in Bewegung 19), Wiesbaden: Harrassowitz 2021, S. 163–176.

## Über die Autoren

**Cord Arendes** promoviert an der Universität Greifswald (Dr. phil., 2004), habilitiert an der Universität Heidelberg (Venia Legendi „Neuere und Neueste Geschichte“, 2010), ist seit 2012 Professor für Angewandte Geschichtswissenschaft – Public History – am Historischen Seminar der Ruperto Carola. Sein Arbeitsgebiet Public History bewegt sich im kulturwissenschaftlich geprägten Spannungsfeld zwischen universitärer und nicht-universitärer Beschäftigung mit Geschichte, zwischen Fachwissenschaft und Fachdidaktik sowie Forschungsorientierung und Anwendung bzw. Transfer in die Praxis. Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre zählen Public History (inklusive der wechselseitigen Beziehung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sowie Konzepten der Erinnerungs- und Geschichtskultur), audiovisuelle Aspekte der Geschichtswissenschaft, Historische Ausstellungen und andere Strategien der Vermittlung historischen Wissens und kulturellen Erbes sowie die Geschichtstheorie/-philosophie. Cord Arendes ist Teilprojektleiter im durch die DFG geförderten *SFB 1671 Heimat(en): Phänomene, Praktiken, Darstellungen* der Universität Heidelberg, Sprecher des deutsch-österreichisch-schweizerischen *D-A-CH | Fachverband Public-History-Forschung* sowie Mitglied im wissenschaftlichen Beratungsgremium für den Lernort „Landshut“.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Cord Arendes  
 Universität Heidelberg  
 Historisches Seminar  
 Grabengasse 3–5  
 69117 Heidelberg  
[cord.arendes@zegk.uni-heidelberg.de](mailto:cord.arendes@zegk.uni-heidelberg.de)  
<https://www.hist.uni-heidelberg.de/de/seminar-bibliothek/struktur/professuren/angewandte-geschichtswissenschaft-public-history>

**Nicholas Beckmann** studierte von 2013 bis 2018 Geschichtswissenschaft und Deutsche Philologie an der Universität Potsdam und an der Freien Universität Berlin. Anschließend arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der (pädagogischen) Konzeption des Lernortes Keibelstraße (Berlin-Alexanderplatz). Von 2019 bis 2021 arbeitete er mit einem Promotionsstipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes an seinem interdisziplinären Dissertationsprojekt. 2023 wurde seine Arbeit „Natio-

nalgeschichte erzählen“ bei De Gruyter veröffentlicht. Während der Projektlaufzeit war er assoziiertes Mitglied des Graduiertenkollegs 1767 „Faktuales und fiktionales Erzählen“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, außerdem ist er assoziiertes Mitglied der AG des Zentrums für Erzählforschung der Bergischen Universität Wuppertal. Im Sommer 2023 hat er das zweite Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien erfolgreich abgelegt. Seit Oktober 2024 ist er als Postdoktorand im Teilprojekt Co1 *Die Modellierung von Heimat(en) im Museum* des Sonderforschungsbereichs 1671 *Heimat(en): Phänomene, Praktiken, Darstellungen* der Universität Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen sowohl Geschichtstheorie als auch transdisziplinäre Erzähltheorie, das Erzählen von Geschichte(n) in der Public History und Historiografieforschung.

## Korrespondenzadresse

Dr. Nicholas Beckmann  
 Universität Heidelberg  
 Historisches Seminar  
 Grabengasse 3–5  
 69117 Heidelberg  
[n.beckmann@sfb1671.uni-heidelberg.de](mailto:n.beckmann@sfb1671.uni-heidelberg.de)  
<https://www.sfb1671.uni-heidelberg.de/de/ueber-uns/personen-a-z/nicholas-beckmann>



# „Talking Cure“: Erzählen als Therapie

Rainer Matthias Holm-Hadulla, Michael Sperth,  
Ann-Kathrin Günter & Frank Hagen Hofmann

Zentrum für Psychosoziale Medizin am Universitätsklinikum Heidelberg |  
Psychosoziale Beratungsstelle des Studierendenwerks Heidelberg

**Zusammenfassung** Erzählen kann sehr wirksam sein in der Verarbeitung von psychischen und sozialen Konflikten. Dies zeigen sowohl die Kulturgeschichte als auch die modernen Psychotherapien. Erzählen ist ein hoch effektives psychotherapeutisches Prinzip. Goethe nutzte das Erzählen, um persönliche Krisen und seelisches Leid durch kreatives Schaffen zu bewältigen, von seinen frühen Gedichten und dem „Werther“ bis zur „Faust-Tragödie“. In der Gegenwart entfalten Songs von Weltstars wie Taylor Swift eine heilsame Kraft bei der Überwindung persönlicher leidvoller Erfahrungen und Konflikten, sowohl für die Künstler:innen wie auch für deren Fans. Die moderne neurobiologische Forschung zeigt, dass Erzählen wesentlich ist für die Organisation neuronaler Netzwerke, insbesondere solchen, die für psychische Stabilität und Identitätsbildung von Bedeutung sind. Damit in Verbindung stehen Fähigkeiten wie die Verarbeitung von Gefühlen und Gedanken, das Erleben von Kohärenz und die Förderung von Emotionskontrolle. Aus hermeneutischer Perspektive ist therapeutisches Erzählen nicht nur die Nacherzählung von Ereignissen, sondern eine kreative Verarbeitung, die Verstehen und neue Bedeutungen schafft. Insofern ist es auch folgerichtig, dass Erzählen auf Grundlage einer guten therapeutischen Beziehung ein zentraler Wirkfaktor moderner Psychotherapie und das verbindende Element verschiedener Therapieschulen ist. Erzählungen können intersubjektive Resonanz erzeugen, sie dienen der gemeinsamen Reflexion und können helfen, innere Konflikte zu strukturieren und zu transformieren, sodass emotionale Entlastung, Ressourcenaktivierung und schließlich die Veränderung des Verhaltens und Erlebens möglich ist.

„Talking Cure“, so nannte die spätere Frauenrechtlerin Bertha von Pappenheim das Verfahren, das der behandelnde Internist Josef Breuer gemeinsam mit dem Neurologen Sigmund Freud erstmals bei ihr anwandte (Breuer & Freud, 1895). Diese psychotherapeutische Behandlung ist als erster „Fall“ einer Psychoanalyse in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen. Bertha von Pappenheim alias „Anna O.“ litt unter schwerwiegenden psychischen Symptomen und entdeckte gemeinsam mit Breuer, dass Erzählen helfen kann, Gefühle zu verstehen, Gedanken zu ordnen und sein Leben gelungener zu gestalten.

Dies war in jener Zeit gegen Ende des 19. Jhd. nicht selbstverständlich. Die Hirnforschung hatte, unterstützt von neuen Untersuchungstechniken, große Fortschritte gemacht. Freud hatte sich im Labor des Physiologen Ernst Wilhelm von Brücke mikroskopierend mit Nervenzellen beschäftigt und darüber promoviert. Auch die Schriften, die zu seiner Habilitation führten, waren neurowissenschaftlich geprägt. In seiner ärztlichen Tätigkeit stieß er jedoch an die Grenzen des neurowissenschaftlichen Verständnisses psychischer und psychosomatischer Störungen. Er ließ sich von seinen Patientinnen belehren, dass viele psychisch Erkrankte vorrangig unter traumatisierenden Erlebnissen und psychischen Konflikten litten und nicht primär unter Funktionsstörungen des Gehirns (Breuer & Freud, 1895).

Freuds „narrative Wende“ beruht auf einer langen Kulturgeschichte der Verarbeitung bedrückender und verstörender Erlebnisse durch das Erzählen. Shakespeare, den Freud gerne zitiert, fasste dies plastisch zusammen: „Gib Worte deinem Schmerz: / Gram, der nicht spricht / Preßt das beladne Herz / Bis daß es bricht“ (Macbeth, Akt IV, Szene 3). Und Goethe, der von Freud am häufigsten erwähnte Autor, gibt seiner *Marienbader Elegie* das Motto: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt / Gab mir ein Gott zu sagen / Was ich leide.“ (GW 1, S. 381). Erzählen als heilsame kulturelle Praxis soll im Folgenden anhand des selbst-therapeutischen Erzählens Goethes näher beschrieben werden. Danach soll mit der Pop-Ikone Taylor Swift gezeigt werden, wie pop-musikalische Narrative durchaus psychotherapeutisch wirksam sind, sowohl für die Künstlerin selbst als auch ihre Fans. Abschließend wird dargelegt, dass Erzählen ein therapeutisches Wirkprinzip ist, das unterschiedliche Therapieschulen miteinander verbinden kann.

## 1 Kulturwissenschaftliche, entwicklungspsychologische und neurowissenschaftliche Hintergründe

In archaischen Ritualen, Mythen, Religionen und Philosophien vergewissern sich Menschen über sich selbst und ihre Stellung in der Welt (Assmann, 2018). Sie verleihen Individuen und Gesellschaften relativ zeitstabile Orientierungen. Sie gestalten

ihre Gefühle, Gedanken und soziale Verhaltensweisen. Spätestens seit den Denkern der Achsenzeit (Jaspers, 1949) wie den Propheten des Alten Testaments und Zarathustra, Konfuzius und Laotse, Buddha Gautama und den vorsokratischen Philosophen wissen wir, dass in allen Hochkulturen weise Personen Orientierung suchende Menschen auf dem Weg begleiteten, ihre Gefühle zu verstehen, ihre Gedanken zu ordnen und ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Psychotherapeutisch wirksame Kulturtechniken wurden schon früh beschrieben (s. Holm-Hadulla, 2011).

Menschen können emotionales Chaos und mentale Inkohärenz nur für eine begrenzte Zeit aushalten Rorty (2000). Aus Sicht der philosophischen Anthropologie sind das Verstehen von Gefühlen und Gedanken sowie sinnvolle Kommunikation Grundlagen der menschlichen Existenz (Gadamer, 1960, 1986).

Schon Säuglinge verarbeiten Reize aus ihrem Körperinnern und aus ihrer Umwelt, wenn auch unbewusst, aktiv. Es ist keine metaphorische Übertreibung zu sagen, dass Säuglinge ihre Welt „komponieren“. Diese primäre Kreativität bleibt bis ins hohe Alter erhalten, wenn sie nicht durch traumatische Erfahrungen und Krankheiten zerstört wird. Neurobiologische Studien zeigen, dass durch gleichzeitige Erregung von Nervenzellen Netzwerke entstehen, die eine neuronale Organisation ermöglichen. Kohärente neuronale Netzwerke sind für die Funktionsfähigkeit des Organismus unverzichtbar. Durch diese Netzwerke werden Wahrnehmungen organisiert und Erinnerungen ermöglicht. Erregungen, Affekte und Gefühle werden mit den dazu gehörigen Gedanken, Stimmungen und Erlebnissen verknüpft und bilden eine komplexe Organisation, die eine gewisse organismische Stabilität garantiert (s. Holm-Hadulla, 2011). Psychologisch kann man diese Organisation als psychische Struktur beschreiben. Sie ist die Basis von Emotionskontrolle und Identitätsgefühl und ermöglicht sinnvolle Handlungen.

Die kohärente Organisation von Erfahrungen ist ein wesentliches Element kultureller Bildungen. Jedes Individuum entwickelt unbewusst kohärente neuronale und psychische Strukturen und ist dabei eine kommunikative Welt verwoben. Aus Sicht der philosophischen Anthropologie sind Verstehen und Kommunikation Seinsweisen, in denen Menschen zu sich selbst kommen und gleichzeitig eine soziale Welt erschaffen (Gadamer, 1960). Gemeinsame Bedeutungen entfalten sich im alltäglichen Handeln, kulturellen Ritualen und in relativ zeitstabilen Erzählungen. Dabei ist zu beachten, dass Erzählungen nicht nur Werkzeuge sind, sondern einen Erfahrungszusammenhang darstellen, in den wir hineingeboren werden. Sie umfassen und begründen uns (Lang, 1973). Wir orientieren uns in der Welt durch die Sprache. Auch unsere Affekte werden erst zu greifbaren Gefühlen, wenn sie sprachlichen Ausdruck gefunden haben.

Der aus unserer Sicht bedeutendste Vertreter der philosophischen Anthropologie Hans Georg Gadamer hat immer wieder darauf hingewiesen, dass wirkliches

Verstehen aus gemeinsamem Erleben entsteht. Das gemeinsame Erleben ist auch für die Psychotherapie von elementarer Bedeutung. Behandlungsberichte zeigen, wie in der therapeutischen Begegnung neue und brauchbare Erzählungen entstehen (Holm-Hadulla, 1997, 2021). Im psychotherapeutisch wirksamen Gespräch induzieren Patient:innen in ihren Therapeut:innen Ideen, Fantasien und Stimmungen, die diese in sich verarbeiten und ihren Patient:innen als neue für sie bedeutsame Erzählungen zurückgeben. Dies wäre für Gadamer der Inbegriff des Gesprächs: „Im Gespräch-Sein heißt aber Über-sich-hinaus-Sein, mit dem Anderen denken und auf sich zurückkommen als auf einen anderen“ (Gadamer, 1986, S. 369).

Dies ist eine schöne Zusammenfassung dessen, was man heute aus psychologischer und psychoanalytischer Sicht als kommunikative Mentalisierung bezeichnet: das Verstehen der Gefühle, Gedanken und Erlebensweisen anderer durch Erzählungen: So resümiert Gadamer: „Wenn einer versteht, was ein anderer sagt, ist das nicht nur ein Gemeintes, sondern ein Geteiltes, ein Gemeinsames“ (S. 19).

## 2 Goethes selbst-therapeutisches Erzählen

Goethes künstlerisches Erzählen ist oft depressiven Verstimmungen abgerungen. Schon seine frühen Gedichte, geschrieben als Jugendlicher nach einer Liebesenttäuschung und während einer ausgeprägten psychischen Krise, zusammengefasst in den *Oden an Behrisch* erzählen von Abschied, Verzweiflung und Todessehnsucht (s. Holm-Hadulla, 2019). Durch den Briefroman die *Leiden des jungen Werther*, verfasst nach einer erneuten Liebesenttäuschung und psychischen Krise fühlte er sich den „Klauen des Todes entronnen“, um sich wenig später erneut erzählerisch mit Sinnlosigkeit und Todessehnsucht im *Urfaust* auseinander zu setzen.

50 Jahre nach dem *Werther* schreibt er nach einer weiteren emotionalen Zurückweisung die *Trilogie der Leidenschaft*. Sie beginnt mit dem Gedicht *An Werther*, in dem der 74-Jährige an sein Alter Ego zurückdenkt und resignierend schreibt: „Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren, / Gingst du voran – und hast nicht viel verloren.“ (GW 1, S. 380). Bis kurz vor seinem Tod im 82. Lebensjahr verdanken sich Goethes Briefe und auch der zweite Teil der *Faust Tragödie* – neben vielem anderen – der erzählerischen Bewältigung von seelischem Leiden. Die Auseinandersetzung mit Werden und Vergehen, Leben und Sterben ist ein roter Faden seiner Dichtungen. Er selbst sagt in *Selige Sehnsucht*: „Und solange du dies nicht hast / dieses Stirb und Werde! / Bist du nur ein trüber Gast / Auf der dunklen Erde.“ (GW 2, S. 18).

Seelisches Leiden ist nicht nur Goethes Schriften, sondern auch in der Biographie des Dichters selbst zu finden. Schon seine Geburt war schwierig, der kleine Johann Wolfgang wurde für tot gehalten und erst nach Belebungsversuchen von Heb-



amme und Großvater soll er begonnen zu haben zu atmen. Wir wissen heute aus psychologischen und neurobiologischen Studien, dass solche Ereignisse Spuren hinterlassen. Einzelheiten zu Goethes Biographie im Lichte literaturwissenschaftlicher, psychoanalytischer und biologischer Erkenntnisse finden sich in dem Buch „Leiden-schaft – Goethes Weg zur Kreativität (Holm-Hadulla, 2019). Hier möchten wir nur darauf aufmerksam machen, dass Goethes Kindheit auch nach der schwierigen Geburt vom Tod überschattet war. Seine Mutter Katharina Elisabeth gebär nach seiner fünfzehn Monate jüngeren Schwester Cornelia noch weitere fünf Kinder, die ihre Kindheit nicht überlebten. Am ältesten wurde Hermann Jakob, der in seinem siebten Lebensjahr verstarb.

Der 10-jährige Johann Wolfgang schien keine Träne zu vergießen: „... da die Mutter nun später den Trotzen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren, er sagte ihr, daß er dies alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren“ (v. Arnim, 1835, S. 379). Dies ist ein frühes Beispiel, wie Goethe an Kummer und Leid nicht verzweifelte, sondern versuchte schmerzliche Ereignisse durch Lernen und kreative Erzählungen zu bewältigen.

Rückblickend schreibt er zu seinen poetischen Selbstbehandlungsstrategien in *Dichtung und Wahrheit*: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf.“ (GW 8, S. 283).

Goethes gesamtes Leben ist gekennzeichnet von seinem Bemühen, leidvolle Ereignisse und Enttäuschungen durch praktische, politische und wissenschaftliche Arbeit zu bewältigen. Sein wichtigstes Heilmittel war jedoch das poetische Erzählen. Und so endet die bereits zitierte *Trilogie der Leidenschaft* mit einem wunderbaren Gedicht mit dem sich Goethe mit seinem und die Leser mit ihrem Schicksal versöhnt.

### Aussöhnung

Die Leidenschaft bringt Leiden! – Wer beschwichtigt  
 Beklommnes Herz, das allzu viel verloren?  
 Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?  
 Vergebens war das Schönste dir erkoren!  
 Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;  
 Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,  
 Verflucht zu Millionen Tön' um Töne,  
 Des Menschen durch und durch zu dringen,  
 Zu überfüllen ihn mit e'wger Schöne:  
 Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen  
 Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,  
 Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,  
 Zum reinsten Dank der überreichen Spende  
 Sich selbst erweiternd darzutragen.  
 Da fühlte sich – o daß es ewig bliebe! –  
 Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

(Goethe, GW 1, 385 f.)

Es ist aber nicht nur das Erzählen des eigenen Leidens, das heilsam wirkt, sondern auch die narrative Beschäftigung mit den zerstörerischen Kräften, die in unserer Welt wirken. Die kreative Darstellung von Hass und Gewalt ist ein durchlaufendes Thema bei Goethe, am deutlichsten wohl in der *Faust Tragödie*. Im ersten Teil verführt der Protagonist ein Mädchen, lässt ihre Mutter und ihren Bruder töten und wird schuldig an ihrem schmachvollen Tod. Im zweiten Teil führt seine Gier nach Größe und Macht, zu ökologisch rücksichtsloser Landnahme und als „Kollateralschaden“ zur Ermordung von Philemon und Baucis, Verkörperungen friedfertiger Werte. Bis heute setzen wir uns mit der Faust-Gestalt auseinander, den Goethe als „widerwärtigen und abstoßenden“ Charakter bezeichnet. Hinter seiner Gelehrtenfassade und Wahrheits-sucher erweist sich Faust als rücksichtslos, hasserfüllt und gewalttätig.

Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, dass die kreative Bewältigung von Verzweiflung, Hass und Gewalt die wichtigste Aufgabe der Kultur ist (Holm-Hadulla, 2023). Die großen Mythen der Kulturgeschichte widmen sich dieser Aufgabe. Als Beispiel sei hier nur die griechische Schöpfungsmythologie erwähnt, wie sie von Hesiod um 700 v. Chr. aufgezeichnet wurde (Hesiod, 1999). Der griechische Schöpfergott Kronos, in der lateinischen Welt Saturn genannt, gelangt durch eine Gewalttat an die Macht. Aus den blutenden Körperteilen seines Vaters Uranos entsteht Aphrodite, römisch Venus, die Göttin der Schönheit, Liebe und Fruchtbarkeit. Kronos wird bemerkenswerter Weise sowohl zum Gott des kulturell Schöpferischen als auch des melancholisch Zerstörerischen (Klibansky, Panofsky & Saxl, 1964). Dem Kronos-Mythos folgend werden Hass und Gewalt immer wieder kulturell neu inszeniert, besonders eindrucksvoll in Goyas Gemälde „Saturn frisst seine Kinder“.

Sowohl zeitlich als auch thematisch näher steht uns der Umgang mit Verzweiflung, Hass und Gewalt von berühmten Pop-Stars. Leben und Wirken von Pop-Ikonen eignen sich besonders gut, das Gelingen und Scheitern der kreativen Transformationsarbeit zu beschreiben. Ihre Biografien und ihre kreativen Produktionsweisen sind eingehend dokumentiert und ihre Musik, Texte und Auftritte offenbaren ihre schöpferischen Leistungen, aber auch ihre Grenzen und Niederlagen. In dem Buch „Die kreative Bewältigung von Verzweiflung, Hass und Gewalt“ findet sich anhand von Madonna, John Lennon und Mick Jagger eingehend beschrieben (s. Holm-Hadulla, 2023), wie kreative Verwandlung menschlicher Destruktivität mitunter eine Chance ist, ein erfülltes Leben in sozialer Verantwortung zu führen. Dort finden sich allerdings mit Amy Winehouse und Jim Morrison auch zwei Beispiele von Künstlern, die im Feuer ihrer Bewältigungsarbeit verbrannt sind. Hier wollen wir uns dem aktuell wohl erfolgreichsten Pop-Star widmen: Taylor Swift.

### 3 Die therapeutischen Erzählungen Taylor Swifts

Aktuelle und sehr erfolgreiche Beispiele für therapeutisches Erzählen sind die Werke und Inszenierungen von Taylor Swift. Ihrem im Frühjahr 2024 erschienen Album verleiht sie den Titel *The Tortured Poets Department*. Sie begleitet dessen Erscheinen mit einem handgeschriebenen Text: „And so I enter into evidence \ My tarnished coat of arms \ My muses, acquired like bruises \ ... \ My veins of pitch black ink \ ... \ Sincerely, \ The Chairman \ of The Tortured Poets Department“.

Wenn man die Auftritte von Taylor miterlebt, überraschen diese Zeilen und auch frühere melancholisch anmutende Texte. Sie erscheint heiter und beschwingt, wenn sie singend und tanzend die Bühnen dieser Welt erobert. Mit ihren Bewegungen und ihrem Gesang nimmt sie ein Millionenpublikum mit auf ihre musikalischen Reisen und ermöglicht auch ihren Fans, sich selbst neu zu entdecken. Eine psychobiographische Vergewegenwärtigung kann dabei helfen, Taylor Swifts atemberaubenden Erfolg zu verstehen.

Schon als Kind liebte Taylor Swift zu singen und sich darzustellen. Ihre Begabungen, Wissenslust und Motivation zeigten sich früh. Sie war einerseits neugierig und flexibel, und andererseits schon in ihrer Kindheit ungewöhnlich diszipliniert und resilient. Auch ihre Umgebungsbedingungen waren fördernd und fordernd. Aber es war nicht alles eitler Sonnenschein. In einem Interview sinniert Swift über ihre Vorliebe für Lieder, die von enttäuschter Liebe handeln. In ihrem Badezimmer brachte sie eine Notiz an mit dem Vers aus dem Beatle-Song *Blackbird*: „Take these broken wings and learn to fly“.

Taylor Swifts Songs erzeugen bei ihren Fans eine ausgelassene Stimmung, die

deren Enttäuschungen und Versagungen heiter transformiert. Wir können an vielen Beispielen sehen, dass die kreative Gestaltung von ungunstigen Verstimmungen darin besteht, dass die geweckten Gefühle verbal durchgearbeitet und damit erträglich werden (s. Holm-Hadulla, 2023). Dies dürfte ein wichtiger Aspekt des Erlebens von Schönheit sein. Und so entfalten auch bei Taylor Swift Tanz, Gesang und musikalische Inszenierung eine positiv inspirierende und sogar heilsame Wirkung.

Das kreative Wechselspiel von Offenheit für melancholische Stimmungen und gleichzeitiger psychischer Widerstandsfähigkeit zeigte sich bei Taylor Swift von Kindheit an. Sie öffnete sich spielerisch Ideen und auch traurigen Phantasien und Träumen. Dabei zeigte sie aber auch schon früh ein beachtliches Durchhaltevermögen und eine ungewöhnliche Resilienz. In ihrer *Documentary 2020* rät sie einem Fragenden: „Wenn du irgendetwas fühlst, worauf du dich einlassen willst und glaubst richtig gut darin zu sein, dann singe, tanze und sei einfach du selbst“.

So einfach ist es aber nie und auch nicht für Taylor Swift. Sie musste sich alltäglichen Rivalitäten, politischer Einvernahme durch falsche Freunde und boshaften Verleumdungen erwehren. Von Konkurrentinnen und Konkurrenten wurde sie als Lügnerin und „Schlange“ verleumdet und fürchtete sogar, dass dies das Ende ihrer Karriere bedeuten könnte. Sie fühlte sich in psychologische Tiefen gezogen, die ihr früher unbekannt waren, verlor ihr Vertrauen in andere Menschen und zog sich für ein ganzes Jahr zurück. Schließlich gelang es ihr, solch widerwärtige Ereignisse, z. B. in ihrem Album *Reputation* künstlerisch zu verarbeiten: „Es geht alles darum, wie du mit Versagungen umgehst. Ich beantworte extremen Schmerz mit Trotz“. Mit Energie und Resilienz arbeitet sie immer wieder auch länger vergangene Enttäuschungen und Verletzungen künstlerisch durch: „Etwas habe ich gelernt: Meine Antwort auf alles was geschieht, gut oder schlecht, ist weiterzumachen. Weiter Kunst zu machen.“ (*Time Magazin*, 2023).

In ihrem Song *Mastermind* erzählt sie, dass sie sich oft ausgeschlossen fühlte. Dies habe sie motiviert, Songs zu schreiben:

No one wanted to play with me as a little kid  
 So I've been scheming like a criminal ever since  
 To make them love me and make it seem effortless  
 This is the first time I've felt the need to confess  
 And I swear I'm only cryptic and Machiavellian because I care.

Niemand wollte mit mir spielen als kleines Kind  
 Also habe ich seither wie ein Verbrecher intrigiert  
 Um sie dazu zu bringen, mich zu lieben und es mühelos erscheinen  
 zu lassen

Dies ist das erste Mal, dass ich das Bedürfnis habe, zu gestehen  
Und ich schwöre, ich bin nur kryptisch und machiavellistisch, weil es mir  
wichtig ist.

Später wird sie erklären, dass man solche Verse nur schreiben kann, wenn man das darin Ausgedrückte auch selbst erlebt und erlitten hat. Für Taylor Swift war das Schreiben eigener Songs ein Lebenselixier: „Everything, telling stories, writing confessions“ (Alles, Geschichten erzählen, Geständnisse schreiben). Und zwar nicht nur über sich selbst. Jeder ihrer Freunde wisse, welcher Song von ihm handele. Sie finde es wundervoll, sich ausdrücken zu können.

Taylor Swift ist ein schönes Beispiel, wie sich aus alltäglicher Kreativität mit Begabung, Wissen und Können, Motivation und Disziplin, Reizoffenheit und Resilienz sowie fördernden und fordernden Umgebungsbedingungen außergewöhnliche Kreativität entwickelt. Der außergewöhnliche Erfolg ist jedoch auch von vielen anderen künstlerischen, psycho-sozialen und auch politischen Faktoren abhängig, die man nur aus noch größerem Abstand in Zukunft erforschen wird und die teilweise – z.B. Zufall und Glück – psychologisch unerklärlich bleiben werden.

Taylor verleiht ihren Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen eine Form, die auch ihre Fans bewegt und ihnen „etwas sagt“, das sie mit ihrem eigenen Erleben in Verbindung bringen können. Ihre Fans bewundern sie auch deswegen, weil sie ihre persönlichen Erfahrungen mit denjenigen von Millionen anderer Personen verbindet. Fans können mentalisieren, was sie selbst erlebt und erlitten haben, während sie Taylors Songs anhören, mitsingen und mitfühlen. Während Taylor aus den Tiefen ihrer Selbst-Erfahrung erzählt, ermöglicht sie auch ihren Fans, zu sich selbst zu kommen.

Als Beispiel sei ihr Song „Anti-Hero“ erwähnt. Er ist einer dieser Songs, in denen sich die Sängerin als Ich-Erzählerin selbst infrage stellt. Sie spürt, dass sie „älter wird, aber nicht weiser ... wenn meine Depression Nachtschicht hat ... ich sollte nicht allein gelassen werden ... ich verende in der Krise ... wache schreiend aus meinen Träumen auf und werde eines Tages sehen, dass du mich verlässt, weil du meiner Marotten überdrüssig bist ... Ja, das bin ich, ich bin das Problem ... Manchmal habe ich das Gefühl, dass alle anderen ‚Sexy Babies‘ sind, doch ich bin das Monster auf dem Hügel ... ins Herz gestochen aber niemals getötet ... Hast du meinen versteckten Narzissmus gehört, den ich als Altruismus verkleide? ... ich wache schreiend aus meinen Träumen auf und sehe, wie du mich eines Tages verlässt und das Leben seinen Sinn verliert ... ich habe den Traum, dass mich meine Schwiegertochter wegen Geld umbringt, sie glaubt, ich habe sie in meinem Testament bedacht. Die Familie kommt zusammen und liest meinen letzten Willen und dann schreit jemand: ‚Sie lacht uns aus von unten aus der Hölle!‘ Ja, das bin ich, ich bin das Problem“.

Dieser Text ist eine eindrucksvolle Selbstanalyse, die viele der Themen der wissenschaftlichen Psychoanalyse verdichtet. Im „Übergangsraum“ (Winnicott, 1971) der Kunst kann die Künstlerin existentielle Konflikte „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“, wie eine zentrale Schrift Sigmund Freuds (1914) betitelt ist. Das lyrische Ich oder – wie man auch sagen könnte – das poetische Selbst stellt sich in Frage. Es vertieft sich in seine eigenen Abgründe und depressiven Verstimmungen. Es spricht von mangelndem Selbstwertgefühl und Verlassenheitsängsten und analysiert poetisch seine Angstträume. Dabei kommt es auf die Idee, dass in seiner Depression auch ein gewisser Narzissmus versteckt sein könnte, der in der Hölle triumphiert.

Wie auch immer man diesen Text verstehen mag, er erinnert an viele melancholische Selbst-Analysen von „Paint it Black“ der Rolling Stones bis zu „Back to Black“ von Amy Winehouse. Swift legt dem lyrischen Ich im Song ihre Selbstreflexion in den Mund: „Ich bin das Problem“. Dazu sagt sie, dass Texte schreiben und Musik machen für sie „kathartisch und therapeutisch“ seien. Und auch die Zuhörer erleben wie in der antiken Tragödie eine Art von Katharsis, sie fühlen sich gereinigt von ungunen Gefühlen und Gedanken, heiter und optimistisch, zumindest für einen Augenblick.

Taylor Swift selbst bezeichnet ihren kreativen Prozess als „Struggle for Live“. Sie verarbeitet gute wie schlechte persönliche Beziehungserfahrungen in ihren Liedern. Aber auch soziale und politische Themen spielen eine Rolle. Und sie muss sich auch mit hässlichen Angriffen auseinandersetzen. Sie transformiert den Kampf zwischen Liebe und Hass, „Lovers and Haters“ in Text, Musik, Tanz und Glamour. Damit ermutigt sie auch ihre Fans, zu ihren Gefühlen zu stehen und sich zu zeigen: „Interior lives matter“. Sie macht allerdings auch deutlich, dass die kreative Bewältigung von ungunen Stimmungen und dunklen Gedanken nur gelingt, wenn auch die Gegenkräfte aktiviert werden: Sinnvolles Engagement, gute Beziehungen und Selbstwirksamkeit. Dies unterstreicht sie 2024 durch ihr „*Tortured Poets Department*“ wo es, wie bereits zitiert, heißt: „My Muses / Acquired Like Bruises“.

Letztlich ermöglicht Taylor Swift einem Millionenpublikum Heiterkeit und Freude sowie ein erotisches Lebensgefühl, das depressive Gefühle und aggressive Reaktionen zumindest für eine gewisse Zeit überwindet. In diesem Sinne vermittelt sie eine Hoffnung wie Amanda Gorman in ihrer „Hymne über den Schmerz“: Wir können den Hass in der Welt zwar nicht beenden, aber ihn doch kreativ transformieren „into a love that lets us live“ (Gorman, 2022).

## 4 Erzählen: Eine integrative Grundlage moderner Psychotherapie

Passend zur Ausbildung und Stabilisierung neuronaler Netzwerke durch Erzählungen, finden wir auch in der psychologischen Forschung, dass Erzählungen das Kohärenzgefühl und Identitätsgefühl ermöglichen und verstetigen (Antonovsky, 1997). Das dynamische Zusammenspiel von konvergenten und divergenten Kognitionen und Emotionen verstetigt sich zu stabilen psychischen Strukturen unter anderem durch erzählerische Repräsentation von Erlebnissen. Auch betont empirisch-psychologisch begründete Psychotherapieverfahren bedienen sich der heilsamen Funktion des Erzählens. Die sinnvolle Anwendung von festen Regeln, was bspw. Ablauf, Rahmen und Grenzen betrifft, ist in der psychotherapeutischen Praxis immer eingebettet in einen narrativen Verständigungsprozess.

In der Regel beginnen alle psychotherapeutischen Behandlungen mit dem Aufbau der therapeutischen Beziehung. Respekt, Interesse, Empathie und professionelle Sorge sind die Basis von unterstützenden, stabilisierenden und Hoffnung vermittelnden Interaktionen (s. Holm-Hadulla, 2021). Dann folgen häufig auf das Verhalten zielende Interventionen. Schon die Vereinbarung eines bestimmten Therapie-Settings ist ein verhaltensorientiertes Angebot, indem es Patient:innen signalisiert, dass es gut und richtig ist, sich mit Problemen und Störungen auseinanderzusetzen. Die Gesprächsführung, gleich welcher Therapieschule, setzt spontan ein gewisses Modelllernen in Gang. Auch die Klärung unangemessener Sichtweisen und Einstellungen ergibt sich relativ zwanglos aus dem therapeutischen Gespräch. Unterschiedliche Einschätzungen, Meinungen und Vorurteile treffen aufeinander und geraten in Bewegung. Im günstigen Fall führt die Konfrontation der Wirklichkeitskonstruktionen von Patient:innen mit den wissenschaftlich begründeten und erfahrungsbasierten Meinungen der Therapeut:innen zu heilsamen Einsichten.

Wenn sich ein vertrauensvoller Resonanzraum entfaltet hat, werden oft unbewusste Beziehungskonflikte inszeniert. Die Psychoanalyse nennt dies Übertragung und Gegenübertragung. Diese kann man durch eine differenzierte Analyse der therapeutischen Beziehung erhellen. Schließlich besteht ein schulenübergreifendes Prinzip darin, Patient:innen anzuregen, in einen schöpferischen Dialog mit sich und ihrer Umwelt einzutreten. Dies kann in wenigen Sitzungen geschehen, manchmal ist aber auch eine jahrelange psychotherapeutische Begleitung notwendig. Es ist nicht banal, festzuhalten, dass das Fundament der allermeisten Psychotherapien das verständnisvolle Gespräch ist. Wie weiter oben gesagt, Verstehen und Kommunikation stellen die philosophisch anthropologischen Grundlagen unserer Existenz dar und begründen auch die therapeutische Begegnung.

Existenzielles Verstehen und kreative Kommunikation sind Konzepte, die von der philosophischen Hermeneutik ausgearbeitet wurden (Gadamer, 1960, 1986). Diese eignet sich als übergreifende Theorie, in deren Rahmen einzelne therapeutische Techniken differenziell und störungsorientiert angewendet werden können. Ihre Schlüsselbegriffe sind Geschichtlichkeit, Sprache und Erleben. Geschichtlichkeit bedeutet, dass wir alle in eine historische und soziale Entwicklung eingebunden sind, die unser Denken und Fühlen bestimmt. Dementsprechend interessieren sich auch alle psychotherapeutischen Schulen für die Erinnerungen ihrer Patient:innen. Erst im geschichtlichen Abstand wird kreative Kommunikation ermöglicht und frühere Erlebnisse verstehbar. Im Prozess des Verstehens werden sie nachträglich bedeutsam. Psychotherapie kann helfen, die eigene Geschichte in Besitz zu nehmen und sich dadurch ganzheitlicher zu erleben.

Dass therapeutisches Erzählen weit mehr ist, als nur die Beschreibung von Geschehnissen ist anerkannter Konsens. Doch was ist es konkret, dass dazu führt, dass das Erzählen in der Psychotherapie den Heilungsprozess fördert und die individuelle Entwicklung der Klienten unterstützt? Oder präziser ausgedrückt: Welche Wirkfaktoren therapeutischen Erzählens konnten bisher empirisch identifiziert werden?

Es ist allgemein bekannt, dass im Hinblick auf die allgemeinen Wirkfaktoren von Psychotherapie die Güte der therapeutischen Beziehung der wichtigste Prädiktor im Hinblick auf Therapieerfolg darstellt (bspw. Grawe, 2005). Somit ist den folgenden Abhandlungen vorauszusetzen, dass die Qualität der Interaktion zwischen Therapeut:in und Klient:in auch immer einen direkten Einfluss auf die Wirksamkeit des therapeutischen Erzählens hat. Weiter gilt voranzustellen, dass obwohl Sprache als zentrales Moment der Psychotherapie anzusehen ist, es zahlreiche nonverbale Faktoren gibt, die ebenfalls als Wirkfaktoren therapeutischer Veränderungsprozesse klassifizierbar sind (Tschacher et al., 2014).

In dem Bemühen, genauer zu ergründen, wie das „Reden“ zur „Heilung“ beiträgt, führten Marx et al. (2021) qualitative Interviews mit 23 Psychotherapeut:innen psychodynamischer ( $n = 12$ ) und verhaltenstherapeutischer ( $n = 11$ ) Orientierung durch. Ihre mittels *Consensual Qualitative Research* (CQR; Hill 2012) analysierten Daten identifizierten folgende zentrale therapeutischen Funktionen von Sprache in der Psychotherapie:

(1.) *Relationale Funktionen*, mit den drei Unterfunktionen *Herstellen/Verhandeln von Kontakt*, *Resonanz erfahren* und *Emotional unterstützen*. Diese Domäne beschreibt das Miteinander-Sprechen als Voraussetzung für die Etablierung und Verhandlung therapeutischer Beziehung, Sprache als Resonanzraum, in dem sich Patient:innen durch die Präsenz eines interessierten, aufmerksamen Gegenübers gesehen, wertgeschätzt und verstanden fühlen können sowie die emotional unterstützende Funktion



von Sprache, mit der Patient:innen bspw. Trost, Ermutigung und Bestätigung durch Therapeut:innen entgegengebracht werden kann (a. a. O., S. 44 und 46).

(2.) *Erlebens-/Erfahrungsbezogene Funktionen*, mit insgesamt neun Unterfunktionen. Davon beziehen sich acht darauf mit dem Erleben bzw. der Erfahrung *in Kontakt zu kommen* bzw. das Erleben *in Worte zu fassen*, zu *offenbaren*, zu *verstehen*, zu *verdichten*, zu *differenzieren*, es zu *restrukturieren* sowie *Distanz* dazu zu schaffen. Die letzte Unterfunktion bezieht sich auf die *Emotionale Entlastung*. Diese Domäne beschreibt das In-Kontakt-Treten mit zuvor nicht zugänglichen, abgespaltenen und verdrängten Erfahrungs- und Erlebensinhalten, das In-Worte-Fassen von zuvor Unversprachlichtem und das (Sich-)Offenbaren von zuvor unterdrückten (Selbst)Aspekten.

Sprache erzeugt und befördert einen gemeinsamen Reflexionsprozess, erhellt zuvor Unverstandenes und macht Diffuses transparent. Sprache schafft Distanz und ermöglicht (durch Perspektivwechsel) einen besseren Überblick. Im Sprechen verdichten sich Erleben und Erfahrung zu einer lebendigeren Gestalt z. B. in sprachlichen Wendungen und Bildern. Sprache identifiziert im reduktionistischen Schwarz-Weiß Facetten und differenziert und bereichert das Erleben. Sie restrukturiert inneres Chaos und transformiert es zu einer kohärenten Geschichte. Schlussendlich führt Sprechen über Belastendes zu Entlastung und Entspannung und setzt positive Energien frei (a. a. O., S. 46).

(3.) *Verhaltensbezogene Funktionen* mit den Unterfunktionen *Handlungsfähigkeit erzeugen*, *Ressourcen aktivieren* und *Verhaltensänderungen induzieren*. Diese Domäne rekurriert auf den Handlungsaspekt der Sprache. Im Miteinander-Sprechen über Belastendes identifizieren und realisieren Patient:innen Veränderungsmöglichkeiten durch aktives Handeln. Zuvor nicht zugängliche Ressourcen werden aktiviert, bspw. indem Patient:innen deren Stärken und Kompetenzen bewusst gemacht werden. Und schließlich induziert Sprache Verhaltensänderungen. Im Sinne eines verbales Probehandelns kann auf sprachlicher Ebene ausprobiert werden, was im echten Leben umgesetzt werden will (a. a. O., S. 46).

Obwohl sich zwischen psychodynamischen und Verhaltenstherapeut:innen Kategorienunterschiede zeigten – erstere betonten häufiger die relationale Funktion Resonanz erfahren und die erlebens-/erfahrungsbezogenen Funktionen offenbaren/verdichten und letztere die verhaltensbezogenen Funktionen der Sprache Handlungsfähigkeit erzeugen und Ressourcen aktivieren – überwogen laut Marx et al. (2021) die Übereinstimmungen: „... [D]ie interviewten Therapeut:innen [konstruieren die] heilsame Funktionen der Sprache theoretisch in vergleichbarer Weise“ (S. 49).

Wie in den von der Psychoanalyse abgeleiteten psychodynamischen Psychotherapien spielt in den Verhaltenstherapien Sprache eine hervorragende Rolle. Sie wird jedoch technik- und zielorientierter eingesetzt als in den psychodynamischen Ver-

fahren. Sie bleibt aber ein vielschichtiges und wirkungsvolles Werkzeug, das sowohl die Kommunikation zwischen Therapeut:innen und Patient:innen als auch deren inneren Prozesse beeinflusst.

Ein wesentlicher Aspekt der Nutzung von Sprache und Anfang jedes therapeutischen Prozesses besteht darin, in Reaktion auf die Schilderung des Patienten durch gezielte Fragen die Problematik möglichst klar zu beschreiben (Müller & Fahlböck, 2022). Spezifisch dient das Gespräch dem Abgleich des geteilten Verständnisses der Problematik, verhaltenstherapeutisch konzeptualisiert beispielsweise auf den Ebenen Verhalten, körperliche Reaktionen, Gefühle, Gedanken. Ebenso ist es Unterstützung für die Patient:innen, um Kohärenz im Erleben herzustellen, ihre Gedanken und Gefühle besser zu artikulieren und zu verstehen. Eine empathische und unterstützende Sprache auf Seiten der Therapeut:innen fördert Vertrauen und Offenheit, was für die Herstellung und Pflege der therapeutischen Beziehung und somit auch den Therapieerfolg entscheidend ist. Sprache ist auch Träger von Information: als psychoedukatives Element vermitteln Therapeut:innen Wissen über Symptomatik, Erkrankung und therapeutische Prinzipien, um so die Grundlage für ein geteiltes Störungsverständnis und den weiteren therapeutischen Prozess zu entwickeln.

Kognitive Umstrukturierung als klassische Technik der kognitiven Verhaltenstherapie (Stavemann, 2024) nutzt Sprache zur Explikation und Veränderung von problematischen Gedanken und negativen Grundüberzeugungen, also bei ganz konkreten Formulierungen und wirkt somit auf der inhaltlichen Ebene. Wie auch in der Auseinandersetzung mit typischen kognitiven Verzerrungen wie beispielsweise dem Katastrophisieren oder Schwarz-Weiß-Denken, die zunächst sprachlich expliziert und dann systematisch hinterfragt werden, verändert sich das Erleben der Patient:innen durch die Formulierung funktionalerer Gedanken. Im Sinne des verhaltenstherapeutischen Dreiecks ermöglichen Veränderungen im Denken auch Veränderungen im emotionalen Erleben sowie im Verhalten. In Ergänzung zu kognitiven Interventionen ermöglichen sprachlich vermittelte Imaginationsübungen einen eher emotional getönten Zugang zum Erleben der Patient:innen, welcher ganz unterschiedlich genutzt wird (z. B. als Entspannungsübung, als „sicherer Ort“ oder zur Bedürfnisanalyse im Zusammenhang mit prägenden Beziehungserfahrungen).

In dem Wissen um die Effekte schon kleiner sprachlicher Veränderungen nutzt die moderne integrative kognitive Verhaltenstherapie Sprache auch gezielt, um die intrinsische Motivation für Verhaltensveränderungen anzustoßen. Die „Motivierende Gesprächsführung“ (Miller & Rollnik, 2023) nutzt spezifische Gesprächsstrategien, um Veränderungsbereitschaft zu erzeugen und das Commitment für die Umsetzung dazu notwendiger Verhaltensweisen zu stärken. Die Akzeptanz- und Commitmenttherapie (Eifert, 2011) als Teil der „dritten Welle“ der Verhaltenstherapie sieht in der fehlenden Differenzierung zwischen Sprache (bzw. den inneren Monologen in Form

von Gedanken) und der Realität, der „kognitiven Fusion“, einen wesentlichen Faktor, der zur Genese psychischer Störungen beiträgt.

Umfassender genutzt wird Sprache auch bei therapeutischen Ansätzen zur Veränderung von Narrativen insbesondere im Rahmen von traumabezogenen Interventionen. Im Rahmen der Narrativen Expositionstherapie soll durch die detaillierte Schilderung traumatischer Erlebnisse ein „kohärenter autobiographischer Kontext der traumatischen Ereignisse wiederhergestellt [werden]“ (Neuner et al., S. 18), zunächst auf sprachlicher Ebene, später fixiert in schriftlicher Form. Andere Varianten der Narrativ-bezogenen verhaltenstherapeutischen Ansätze finden sich beispielsweise als Technik des Imaginativen Überschreibens (IRRT, Imagery Rescripting and Reprocessing Therapy; Schmucker & Köster, 2014) oder bei der Behandlung von Alpträumen mittels Imagery Rehearsal Therapy (Thünker & Pietrowsky, 2011).

Das therapeutische Schreiben mag eine Art von Zwischenposition zwischen sprachbasierten und künstlerisch-kreativen Therapieformen besetzen, indem es inneres Erleben ordnet (durch die Konventionen von Sprache kohärenter als bei den freien, kreativen Therapien) und der Bearbeitung zugänglich macht, dabei aber distanzierter bleibt als das Gesprochene; insofern ermöglicht das Schreiben den „Dialog der Patient:in mit sich selbst, wobei ihm/ihr die eigene Stimme durch das Schreiben auf dem Papier als etwas Drittes gegenübertritt, zu dem er/sie emotional und zeitlich Distanz nehmen kann ...“ (Heimes, 2024, S. 83).

## 5 Ausblick

Erzählen ist ein universelles Agens und ein Oikos, in dem wir uns auf heilsame Weise beheimatet fühlen können. Auch moderne Psychotherapieverfahren können auf die sprachliche Interaktion nicht verzichten. Sie spielt auch in den aktuell dominierenden psychologisch validierten Verfahren wie Schematherapie (Young et al., 2008), Akzeptanz- und Commitment-Therapie (ACT; Eifert, 2011), Dialektisch Behaviorale Therapie (DBT; Linehan, 2007), CBASP (McCullough et al., 2015) und modulare Psychotherapie (Herpertz & Schramm, 2022) immer noch eine herausragende Rolle. In diesem Kanon psychotherapeutischer Verfahren werden in der mentalisierungsbasierten Psychotherapie (MBT; Fonagy et al., 2011) und der dynamisch-interpersonellen Therapie (DIT, Lemma et al., 2011) die psychoanalytischen Inspirationen am deutlichsten.

Die genannten Therapiemodelle lassen sich in einem interdisziplinären Modell von „Integrativer Psychotherapie“ zusammenführen (Holm-Hadulla, 2021). Ein wissenschaftliches Problem besteht darin, dass die Atmosphäre eines therapeutischen Gesprächs mit ihren vielfältigen Ausdrucksformen durch empirisch-psychologische Studien nicht erfasst werden kann. Verkörperte Gefühle und Erlebnisse aktualisie-

ren sich in der therapeutischen Begegnung durch ästhetische Phänomene wie Mimik, Gestik, Körpersprache, Tonfall, Sprachmelodie, Blickkontakt und vieles mehr (s. Fuchs, 2024).

Diese Phänomene können im Rahmen des hermeneutischen Verstehens berücksichtigt werden. Ausgehend vom griechischen *hermenuo* – ich bezeichne meine Gedanken durch Worte – versteht sich moderne Hermeneutik als Lehre und gleichzeitig als eine Kunst vom menschlichen Verstehen, die über das kognitive Erklären hinausgeht: „So ist Hermeneutik mehr als nur eine Methode der Wissenschaft ... Sie meint vor allem eine natürliche Fähigkeit des Menschen“ (Gadamer, 1986, S. 301). Diese praktische Fähigkeit lebt vom „verständnisvoll einfühlsamen Eingehen auf den anderen“ (a. a. O.). Dieses Eingehen auf den anderen bedeutet seitens der Therapeut:innen, dass sie ihre Patient:innen bei ihrer existentiellen Selbstaktualisierung emotional und intellektuell begleiten.

Zum hermeneutischen Verstehen gehört das Erinnern, dass sich in Erzählungen bspw. im Rahmen therapeutischer Begegnungen aktualisiert. Dieses Verstehen „beruht darauf, dass wir Erlebnisse haben, deren wir inne sind. In der Erinnerung gestalten sich diese Erlebnisse aus zum Verstehen von Bedeutung ... Solches Verstehen von Bedeutung ist ganz strukturiert als das Verfahren der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Hier wir nicht von einem zum anderen und wieder zum nächsten fortgegangen, um daraus das Allgemeine zu abstrahieren, sondern das einzelne Erlebnis ist immer schon eine Ganzheit von Bedeutung, ein Zusammenhang. Dennoch aber ist seine Bedeutung auf dieses Ganze in einer eigenartigen Weise bezogen“ (a. a. O., S. 31f.).

Wenn Patient:innen ihre Lebensgeschichte und gegenwärtigen Erfahrungen in dieser Weise aktualisieren, enthüllt sich nicht ihre Geschichte und Lebenswirklichkeit, sondern sie realisiert sich in gesteigerter Form. Therapeutisch wirksame Erzählungen sind somit nicht Nacherzählungen des Faktischen, sondern gestalthafte Verarbeitung des Geschehenen. Dieses bedeutungsvolle Sprechen sieht Gadamer als elementar für den Erwerb von Weltorientierung an: „Sprechen lernen heißt ..., die Vertrautheit und Erkenntnis der Welt, wie sie uns begegnet, erwerben“ (a. a. O., S. 149). Dabei ist das Sprechen und die Sprachlichkeit in einem übergreifenden Sinn zu verstehen: „Nicht nur in Rede und Schrift, sondern in allen menschlichen Schöpfungen ist ‚Sinn‘ eingegangen, den herauszulesen eine hermeneutische Aufgabe ist. Somit lässt sich begründen, dass alle Welterkenntnis sprachlich gefasst ist (a. a. O., S. 198).

Wirksame Erzählungen beleben vergangene und aktuelle Erfahrungen im ursprünglichen Sinne von *repraesentare*, d. h. Gegenwärtig-Sein-Lassen: „Wort und Bild sind nicht bloße nachfolgende Illustrationen, sondern lassen das, was sie darstellen, damit erst ganz sein, was es ist“ (a. a. O., S. 148). Diese vergegenwärtigende Realisierung benötigt Resonanz und Anerkennung. Von frühester Kindheit bis zum hohen

Alter sind wir auf Gesehen- und Beantwortet-Werden angewiesen. Das Erzählen in der Resonanz-Beziehung einer Psychotherapie kann zur Neuschöpfung einer geteilten Wirklichkeit führen, die heilsam ist: „Hier gelangt offenbar ein zentrales Motiv aller Hermeneutik, nämlich die Überwindung der Fremdheit und die Aneignung des Fremden, zu seiner besonderen, ja einzigartigen Ausgestaltung ... Im Gespräch sein heißt aber, über sich hinaus sein, mit dem anderen Denken und auf sich zurückkommen als auf einen anderen“ (a. a. O., S. 369).

## Literatur

- Antonovsky, A.** (1997). *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. dgvt-Verlag.
- Arnim, B. von.** (1914). *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*. H. Amelung (Hrsg.). Bang & Co.
- Assmann, J.** (2018). *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (8. Aufl.). C. H. Beck.
- Breuer, J., & Freud, S.** (1895). *Studien über Hysterie*. Franz Deuticke.
- Eifert, G. H.** (2011). *Akzeptanz- und Commitment-Therapie (ACT)*. Hogrefe.
- Fest, J. C.** (1973). *Hitler: Eine Biographie*. Propyläen Verlag.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E., & Target, M.** (2011). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Klett-Cotta.
- Freud, S.** (1914). *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* (Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse II). In *Gesammelte Werke* (Bd. 10). Fischer.
- Fuchs, Th.** (2024). *Verkörperte Gefühle*. Suhrkamp.
- Gadamer, H.-G.** (1960). *Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Gadamer, H.-G.** (1986). *Hermeneutik II: Wahrheit und Methode. Ergänzungen, Register*. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Gorman, A.** (2022). *Hymn on the Hurting*. The New York Times, 27. Mai 2022.
- Goethe, J. W. v.** (1981). *Gesammelte Werke*. C. H. Beck.
- Grawe, K.** (2005). Empirisch validierte Wirkfaktoren statt Therapiemethoden. *Report Psychologie*, 30(7/8), 311.
- Heimes, S.** (2024). Therapeutisches Schreiben in Forschung und Praxis. *Psychotherapie im Dialog*, 25, 80–83.
- Herpertz, S. C., & Schramm, E. (Hrsg.)**. (2022). *Modulare Psychotherapie: Ein Mechanismus-basiertes, personalisiertes Vorgehen*. Klett-Cotta.
- Hesiod.** (1999). *Theogonie*. Reclam.
- Hill, C. E.** (2012). *Consensual qualitative research: A practical resource for investigating social science phenomena*. American Psychological Association.
- Holm-Hadulla, R. M.** (1997). *Die psychotherapeutische Kunst*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Holm-Hadulla, R. M.** (2010). *Kreativität – Konzept und Lebensstil* (3. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Holm-Hadulla, R. M.** (2011). *Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung – Konzepte aus Kulturwissenschaften, Psychologie, Neurobiologie und ihre praktischen Anwendungen*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Holm-Hadulla, R. M.** (2019). *Leidenschaft – Goethes Weg zur Kreativität* (3. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Holm-Hadulla, R. M.** (2021). *Integrative Psychotherapie: Ein schulenübergreifendes Modell anhand von exemplarischen Geschichten aus der Praxis* (2. Aufl.). Psycho-sozial-Verlag.

- Holm-Hadulla, R. M. (2023). *Die kreative Bewältigung von Verzweiflung, Hass und Gewalt*. Psychosozial-Verlag.
- Jaspers, K. (1949). *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*. Piper.
- Klibansky, R., Panofsky, E., & Saxl, F. (1964). *Saturn und Melancholie: Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst*. Suhrkamp.
- Konfuzius. (2005). *Gespräche*. C.H. Beck.
- Lang, H. (1973). *Die Sprache und das Unbewusste*. Suhrkamp.
- Lemma, A., Target, M., & Fonagy, P. (2011). *Brief Dynamic Interpersonal Therapy: A Clinician's Guide*. Oxford University Press.
- Linehan, M. M. (2008). *Dialektisch-Behaviorale Therapie (DBT) der Borderline-Persönlichkeitsstörung*. CIP-Medien.
- Marx, C., Benecke, C., & Gumz, A. (2021). Funktionen der Sprache in der Psychotherapie: Eine qualitative Studie zu subjektiven Theorien der „talking cure“ von Psychotherapeut:innen. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 67(1), 36–54.
- McCullough, J. P., Schramm, E., & Penberthy, K. (2015). *Cognitive Behavioral Analysis System of Psychotherapy (CBASP) – Chronische Depression effektiv behandeln*. Junfermann.
- Miller, W. R., & Rollnick, S. (2023). *Motivational interviewing: Helping people change and grow* (4th ed.). Guilford Press.
- Müller, I., & Fahlböck, A. (2022). Das Erstgespräch. In G. Gatterer (Hrsg.), *Praxis Verhaltenstherapie: Methoden und Anwendungsbeispiele* (S. 9–31). Springer.
- Neuner, F., Catani, C., & Schauer, M. (2021). *Narrative Expositionstherapie (NET)*. Hogrefe.
- Rorty, R. (2000). Universality and truth. In R. B. Brandom (Ed.), *Rorty and his critics* (pp. 1–30). Blackwell Publishers.
- Schmucker, M., & Köster, R. (2014). *Praxishandbuch IRRT: Imagery Rescripting & Reprocessing Therapy bei Traumafolgestörungen, Angst, Depression und Trauer*. Klett-Cotta.
- Schramm, E., & Herpertz, S. C. (2022). *Modulare Psychotherapie*. Schattauer.
- Shakespeare, W. (1951). *The complete works of William Shakespeare*. Collins.
- Stavemann, H. H. (2024). *Sokratische Gesprächsführung: Sokratische Haltung und Dialoge in Therapie und Beratung* (4. Aufl.). Beltz.
- Thünker, J., & Pietrowsky, R. (2011). *Alpträume – Ein Therapiemanual*. Hogrefe.
- TIME. (2023). *Person of the Year: Taylor Swift*. TIME Magazine, Dezember 2023.
- Tschacher, W., Junghan, U. M., & Pfammatter, M. (2014). Towards a taxonomy of common factors in psychotherapy: Results of an expert study. *Clinical Psychology & Psychotherapy*, 21(1), 82–96. <https://doi.org/10.1002/cpp.1822>
- Winnicott, D. W. (1971). *Vom Spiel zur Kreativität*. Klett-Cotta.
- Young, J. E., Klosko, J. S., Weishaar, H. E. (2008). *Schematherapie. Ein praxisorientiertes Handbuch*. Junfermann, Paderborn.

## Über die Autoren

**Prof. Dr. med. Dr. h.c. Rainer Matthias Holm-Hadulla** ist Psychiater, Psychotherapeut und Psychoanalytiker. Er forscht und lehrt auch nach seiner Pensionierung an der Universität Heidelberg und der Universidad de Chile sowie an verschiedenen Ausbildungsinstituten. Derzeit kuratiert er das interdisziplinäre Projekt „Create Peace – Die Bedeutung von Wissenschaft, Kunst, Sport und Religion für den Frieden“. Seine Forschungsschwerpunkte sind den Titeln seiner Bücher zu entnehmen: „Die kreative Bewältigung von Verzweiflung, Hass und Gewalt“ (2023); „Integrative Psychotherapie – ein schulenübergreifendes Modell anhand von exemplarischen Geschichten aus der Praxis“ (2. Aufl. 2021). „Leidenschaft – Goethes Weg zur Kreativität“ (3. Aufl. 2019); „Kreativität – Konzept und Lebensstil“ (3. Aufl. 2010); „Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung“ (2009). „Die psychotherapeutische Kunst – Hermeneutik als Basis von Beratung und Psychotherapie“ (1997).

Näheres: [www.holm-hadulla.com](http://www.holm-hadulla.com)

**Dipl. Psych. Ann-Kathrin Günter** hat in Köln Psychologie studiert und befindet sich in Ausbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin (TP) am Heidelberg Institut für Psychotherapie (HIP). Diplomarbeit zum Thema „Demenz – Auswirkungen der Krankheit auf das Erleben der Angehörigen“. Interessensschwerpunkte: Integrative Beratung und Psychotherapie, Gruppenprozesse, Paardynamiken, Eltern-Kind-Behandlungen.

E-Mail: [ak.guenter@posteo.de](mailto:ak.guenter@posteo.de)

**Dr. phil. Dipl. Psych. Michael Sperth** hat in Heidelberg Psychologie studiert und ist seit 2007 Mitarbeiter der psychosozialen Beratungsstelle des Studierendenwerks Heidelberg (PBS). Daneben arbeitete er von 2007 bis 2010 als wissenschaftlicher Angestellter am Universitätsklinikum Heidelberg, Zentrum für Psychosoziale Medizin, im Projekt „Beratung und Kreativität“. Diesem Projekt entstammt auch seine Dissertation zur „Effektivität integrativer psychotherapeutischer Beratung für Studierende“. Seine Ausbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten hat er am Heidelberger Institut für Tiefenpsychologie e. V. (HIT) absolviert. Forschungsschwerpunkte: therapeutische Beziehung, integrative Beratung und Psychotherapie.

E-Mail: [michael.sperth@stw.uni-heidelberg.de](mailto:michael.sperth@stw.uni-heidelberg.de)

**Dr. phil. Dipl.-Psych. Frank-Hagen Hofmann**, Jahrgang 1981, studierte Psychologie an der Universität Heidelberg. Im Anschluss promovierte er zum Zusammenhang von Kreativität und psychischen Belastungen, begleitend begann er seine Tätigkeit in der Psychosozialen Beratungsstelle für Studierende des Studierendenwerks

Heidelberg. Nach dem Abschluss der Weiterbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten (Fachkunde Verhaltenstherapie) im Jahr 2014 folgte 2017 die Übernahme der Leitung der Psychosozialen Beratung für Studierende. Von 2018 bis 2023 war er Mitglied des Ausschusses „Beratung und Soziale Dienste“ des Dachverbands Deutsches Studierendenwerk. Aktuell ist er neben der Leitung der Psychosozialen Beratungsstelle für Studierende als Dozent, Supervisor und Selbsterfahrungsleiter für verschiedene Ausbildungsinstitute tätig, zudem ist er im Herausgeberkreis der Zeitschrift für Beratung und Studium aktiv.

Email: frank-hagen.hofmann@stw.uni-heidelberg.de



# Narrative aus psychologischer Sicht

Joachim Funke

Psychologisches Institut der Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Narrative sind ein zentraler Bestandteil menschlicher Kultur und beeinflussen Denken und Handeln in vielen Bereichen, von der Psychotherapie bis zur Politik. In der Psychotherapie helfen sie bei der Identitätsbildung und der Verarbeitung von Erlebnissen. Unterschiedliche Therapieansätze nutzen Narrative, um emotionale und kognitive Veränderungen zu fördern.

Begriffe wie Narrativ, Mythos, Sage, Legende und Erzählung haben spezifische Bedeutungen, wobei Narrative als übergeordnete Deutungsmuster gesellschaftliche Vorstellungen prägen. Sie strukturieren Wissen, beeinflussen Erinnerung und erleichtern die Verarbeitung neuer Informationen. Problematisch werden Narrative, wenn sie manipulativ eingesetzt werden, etwa in der Politik oder durch Fehlinformationen in den Medien. Politische Narrative nutzen einfache, emotional aufgeladene Erzählmuster, um Menschen zu mobilisieren oder zu polarisieren. Fakten allein reichen selten aus, um solche Narrative zu widerlegen, da sie oft tief in bestehenden Denkmustern verankert sind. Um sich vor manipulativen Narrativen zu schützen, sollte man kritisch hinterfragen, verschiedene Perspektiven einnehmen und Begriffe sowie Metaphern analysieren. Entscheidend ist nicht, ob wir Narrative nutzen, sondern welche – denn sie prägen unsere Wahrnehmung und gesellschaftlichen Debatten.

## 1 Einführung

Erzählungen sind ein grundlegender Bestandteil menschlicher Kultur. Schon in der Kindheit helfen Märchen nicht nur beim Lernen und Verstehen der Welt, sondern auch bei der Verarbeitung von Emotionen. Sie vermitteln Werte, helfen bei der Bewältigung von Ängsten und stärken die emotionale und psychologische Entwicklung (siehe Frey, 2017). Darüber hinaus sind sie ein wichtiger Bestandteil kultureller Überlieferung und tragen dazu bei, den sozialen Zusammenhalt zu fördern. Doch Narrative sind weit mehr als bloße Unterhaltung – sie beeinflussen unser Denken und Handeln in unterschiedlichsten Bereichen, von der Psychotherapie bis zur Politik.

Ein weiterer Aspekt ist die Rolle von Narrativen in der Identitätsentwicklung. Der Ansatz der Narrativen Identität (McAdams, 2001; McAdams & McLean, 2013) beschreibt, wie Menschen ihre Lebenserfahrungen in Form einer kohärenten Lebensgeschichte organisieren. Diese Geschichten beeinflussen unser Selbstbild und unsere Entscheidungen. Gerade für die Entwicklungspsychologie spielen Narrative eine wichtige Rolle in der Adoleszenz, wenn es darum geht, eine stabile Identität auszubilden.

Narrative sind nicht nur für Menschen relevant, sondern gewinnen auch im Bereich der Künstlichen Intelligenz an Bedeutung. Fortschritte im *Natural Language Processing* (NLP) ermöglichen es KI-Systemen, überzeugende Geschichten zu generieren und zu analysieren. Dies wirft ethische Fragen auf: Wie beeinflussen computer-generierte Narrative unser Denken? Können KI-generierte Narrative zur Manipulation oder Desinformation genutzt werden? Studien zu Deep Fake-Technologien und Fake News zeigen, dass narrative Strukturen bewusst eingesetzt werden, um falsche Informationen glaubwürdig erscheinen zu lassen (Zhou & Zafarani, 2020).

## 2 Narrative in der Psychotherapie

Die identitätsstiftende Historizität des Menschen ist nicht zu übersehen: „Ich“ bin meine Geschichte, was wir unter „Ich“ verstehen: Das sind vor allem die Erinnerungen an frühere Ereignisse, die man anderen Menschen erzählen kann (Schacter, 2001). Kein Wunder, dass in der Psychotherapie Narrative ein wichtiges Thema sind (siehe z.B. Cierpka, 1996).

Narrative spielen in verschiedenen Therapieformen eine Rolle: In der *kognitiven Verhaltenstherapie* (KVT) beeinflussen Narrative Gedanken, Gefühle und Verhalten. Negative Selbstgeschichten („Ich bin wertlos“) werden durch kognitive Umstrukturierung hinterfragt. Das Ziel besteht darin, eine realistischere, konstruktivere Erzählweise zu entwickeln.

Die *psychodynamische Therapie* untersucht, wie frühkindliche Erlebnisse dazu beitragen, dass Menschen bestimmte wiederkehrende Erzählmuster über sich selbst und ihre Umwelt entwickeln. Unbewusste Muster und Wiederholungen alter Geschichten werden aufgedeckt.

Die *systemische Therapie* betrachtet Narrative innerhalb von Familien und sozialen Systemen. Beispiel: „In unserer Familie sind alle stark und zeigen keine Schwäche“. Solche Narrative sind zu hinterfragen und neue Möglichkeiten zu schaffen.

Ein spannendes Feld ist der Einsatz von Narrativen in der psychologischen *Traumaforschung*. Studien zeigen, dass das Erzählen von belastenden Erlebnissen, z.B. in der Narrativen Expositionstherapie (NET), zur Verarbeitung und Integration

traumatischer Erinnerungen beitragen kann (vgl. Neuner et al., 2004; Schaal et al., 2009). Eine bewusste Reinterpretation von Narrativen kann zur Resilienzbildung (Kruse, 2015) beitragen und dabei helfen, eine stabilere Selbstwahrnehmung zu entwickeln.

Narrative sind somit wertvolle Instrumente in der Psychotherapie, denn Menschen erinnern sich an Geschichten besser als an Fakten. Eine Veränderung beginnt oft mit einer neuen Erzählweise über sich selbst. Ein hilfreiches Narrativ kann die Türen für Heilung und persönliches Wachstum öffnen.

### 3 Was Narrative sind

Die Begriffe Narrativ, Mythos, Sage, Legende und Erzählung unterscheiden sich geringfügig in ihrer Bedeutung, ihrem Ursprung und ihrer Funktion. Hier folgt eine detaillierte Gegenüberstellung und Begriffsklärung der fünf Konzepte.

*Narrativ.* Ein Narrativ ist eine übergeordnete Erzählstruktur oder ein Deutungsmuster, das bestimmte Ereignisse, Ideen oder Werte in einem Sinnzusammenhang darstellt. Es wird oft verwendet, um Orientierung zu geben oder eine Weltanschauung zu untermauern. Narrative formen, wie Menschen die Welt verstehen und interpretieren. Sie können real oder fiktiv sein und spielen eine wichtige Rolle in Politik, Medien und Kultur. Das Narrativ vom „Aufstieg des modernen Menschen“ oder das Narrativ vom „heldenhaften Widerstand“ können als Beispiele genannt werden.

*Mythos.* Ein Mythos ist eine überlieferte Erzählung, die häufig Götter, Helden oder kosmische Kräfte thematisiert und grundlegende Fragen des Daseins, der Schöpfung oder der Moral behandelt. Mythen haben oft religiösen oder symbolischen Charakter und dienen der Erklärung von Naturphänomenen oder gesellschaftlichen Ordnungen. Beispiel: Der griechische Mythos von Zeus und der Erschaffung der Menschheit. Noch ein aktuelleres Beispiel: So hält sich bis heute hartnäckig der Mythos von Donald Trump als Finanzgenie, obwohl die Fakten andere sind (Buettner & Craig, 2024).

*Sage.* Eine Sage ist eine volkstümliche Erzählung, die auf einem realen Kern beruht, aber stark ausgeschmückt ist. Sie thematisiert oft übernatürliche Ereignisse oder Figuren, wie Geister, Drachen oder magische Orte. Sagen verbinden historische oder geografische Bezüge mit fantastischen Elementen und stärken meist die lokale Identität. Als Beispiel dient hier die Sage von der Loreley, die Schiffer an einer schwierig zu befahrenden Stelle im Rhein (bei St. Goar) ins Verderben lockt.

*Legende.* Eine Legende ist eine Erzählung über Heilige, Helden oder historische Persönlichkeiten, die außergewöhnliche Taten vollbringen. Der Fokus liegt meist auf deren Tugend oder Glauben. Legenden sollen moralische oder religiöse Werte ver-

mitteln und stehen oft im Kontext der Verehrung bestimmter Persönlichkeiten. Beispiel: die Legende des Heiligen Georg, der den Drachen besiegt.

*Erzählung.* Eine Erzählung ist eine allgemeine Form der Darstellung von Ereignissen, die in einer geordneten Abfolge wiedergegeben werden. Sie kann sowohl fiktiv als auch real sein. Erzählungen dienen der Unterhaltung, der Reflexion oder der Wissensvermittlung. Sie können in verschiedenen Medien und Formen auftreten (z. B. Romane, Kurzgeschichten, Märchen). Als Beispiele seien hier genannt: ein persönlicher Bericht über eine Reise oder eine literarische Kurzgeschichte.

Jeder Begriff hat seine eigene spezifische Funktion, während sie alle auf der Idee beruhen, Geschichten zu erzählen und weiterzugeben. Von daher gibt es keine scharfen Abgrenzungen zwischen den einzelnen Kategorien.

## 4 Warum man Narrative braucht

Narrative sind wichtig für die Sinngebung. Sir Frederic Bartlett prägte schon 1932 den für die Gedächtnispsychologie wichtigen Begriff „Schema“: Ein Schema beschreibt mentale Strukturen, die unser Wissen über die Welt, Erfahrungen und Erwartungen organisieren. Sie helfen dabei, Informationen schneller zu verarbeiten, neue Erlebnisse einzuordnen, indem sie mit bestehenden Schemata verglichen werden, und Verhalten in bestimmten Situationen vorherzusagen oder zu steuern.

Bartlett argumentierte, dass das Gedächtnis rekonstruktiv ist, also nicht wie eine exakte Aufnahme funktioniert, sondern dass Menschen Erinnerungen aktiv auf Basis vorhandener Wissensstrukturen (Schemata) rekonstruieren.

Ein bekanntes Experiment von Bartlett (1932) ist die Geschichte „Der Krieg der Geister“, die er britischen Probanden vorlegte. Diese Erzählung stammt aus der Kultur der nordamerikanischen Ureinwohner und enthielt für die britischen Teilnehmer fremde und unübliche Elemente. Bartlett stellte fest, dass die Teilnehmer beim Wiedererzählen unbewusst Details veränderten oder ausließen, sodass die Geschichte besser zu ihren kulturellen Erwartungen passte. Dies zeigte, dass Schemata beeinflussen, wie Erinnerungen verzerrt oder verändert werden.

Beispiele sind soziale Schemata (Vorstellungen über soziale Rollen oder Gruppen, z. B. wie sich Lehrer oder Ärzte verhalten; siehe hierzu Fiske, 2018; Tajfel, 1981), Skripte (Schemata für typische Abläufe, z. B. der Ablauf eines Restaurantbesuchs; siehe hierzu Schank & Abelson, 1977) oder auch Selbstschemata (Vorstellungen über die eigene Person, z. B. „Ich bin ein hilfsbereiter Mensch“; Markus, 1977).

## 5 Warum Narrative ein Problem darstellen können

Manipulative Narrative sind problematisch, da sie gezielt mit Fehlinformationen arbeiten. Ein Beispiel ist die im deutschen Wahlkampf 2025 gemachte Behauptung, dass Asylsuchende gezielt das deutsche Gesundheitssystem ausnutzen würden. Tatsächlich sind ihre Leistungen im Asylbewerberleistungsgesetz stark eingeschränkt, sodass sie nur eine Notfallversorgung erhalten. Dort wird beispielsweise ausdrücklich festgelegt, dass Zahnersatz nur dann gewährt wird, wenn er im Einzelfall aus medizinischen Gründen dringend erforderlich ist.

Das Problem mit diesem Narrativ: Es wird von vielen Menschen erst einmal für wahr gehalten, die Richtigstellung dringt nicht durch. Faktenchecks haben es schwer (in den USA wurden sie für *Facebook* gerade eingestellt). Faktenchecks scheitern oft, weil sie nicht nur auf Fakten, sondern auch auf menschliche Psychologie, soziale Dynamiken und Kommunikationsprobleme treffen. Um effektiver zu sein, müssten Faktenchecks emotionaler, zugänglicher und besser auf die Zielgruppe zugeschnitten sein – und gleichzeitig das Vertrauen in die Quelle der Nachricht stärken.

## 6 Narrative in der Politik

Narrative in der Politik sind mächtige Werkzeuge, die politische Akteure nutzen, um ihre Botschaften zu vermitteln, Menschen zu mobilisieren und gesellschaftliche Realität zu prägen. Sie helfen dabei, komplexe Themen in verständliche Geschichten zu verpacken, Emotionen zu wecken und Identität zu stiften.

Politische Narrative geben den Menschen Orientierung, indem sie Ereignisse in eine verständliche Abfolge bringen. Sie beantworten oft Fragen wie die folgenden: *Wer sind wir? Was ist das Problem? Wer ist schuld? Was ist die Lösung?* Viele politische Erzählungen folgen einer klassischen Dramaturgie mit einem Helden (z. B. „die Bürger“), einem Feind (z. B. „die Elite“ oder „die Konzerne“) und einem Ziel (z. B. „Gerechtigkeit“ oder „Sicherheit“). Populistische Bewegungen nutzen oft eine klare „Wir gegen die“-Struktur.

Fakten allein reichen selten aus, um Menschen zu überzeugen. Politische Narrative erzeugen Emotionen wie Angst, Hoffnung oder Wut. Ein Beispiel: Die Klimabewegung nutzt Erzählungen über eine bevorstehende Katastrophe („Klimanotstand“), aber auch über eine bessere Zukunft („Klimagerechtigkeit“). Klimawandel-Leugner, Klimaskeptiker oder wirtschaftlich motivierte Akteure nutzen gezielt Narrative, um Zweifel zu säen, politische Maßnahmen zu blockieren oder ihre eigene Agenda voranzutreiben; es gibt aber neben den Narrativen auch einen wissenschaftlichen Diskurs, der auf Lücken in der Datenlage und Vereinfachungen hinweist. Diese Narrati-

ve bedienen sich emotionaler, vereinfachender und oft manipulativer Erzählweisen. Klimaschutz wird als irrational und hysterisch dargestellt („Klima-Hysterie“, „grüner Alarmismus“). Wissenschaftliche Warnungen werden mit überzogenen oder falschen Prognosen aus der Vergangenheit verglichen. Ihr Ziel ist es z.B., Zweifel an der Dringlichkeit zu wecken und Klimaschutz als übertriebenes Anliegen darzustellen. Ein Textbeispiel: „In den 1970ern hieß es, wir steuern auf eine neue Eiszeit zu – und jetzt soll plötzlich alles heißer werden?“ Diese rhetorische Floskel spricht für unfaires Argumentieren (Groeben, Schreier & Christmann, 1993) und sollte zurückgewiesen werden. Allerdings sollte man schon prüfen, ob Prognosen (Wink & Nünning, 2024) tatsächlich eingetroffen sind: Das ist wissenschaftlich gefordert, denn Überprüfungen zeigen die Begrenztheit vieler Aussagen. Gerade im Klimabereich werden bewusst falsche oder vereinfachte Narrative in den Umlauf gegeben, um politische Änderungen zu bewirken.

In der politischen Psychologie könnten Narrative sozialer Bewegungen stärker beforscht werden. Bewegungen wie *Fridays for Future* oder *Black Lives Matter* nutzen bewusst Narrative, um Aufmerksamkeit zu erzeugen und Emotionen zu mobilisieren. Solche Narrative haben oft eine klare Struktur: ein Problem, einen Schuldigen, eine Heldenfigur und eine Lösung. Sie dienen der Mobilisierung, bergen aber auch die Gefahr der Vereinfachung oder Verzerrung.

## 7 Abschluss: Was ist zu tun?

Man kann sich vor politischen Narrativen schützen, indem man sie erkennt, kritisch hinterfragt und bewusst reflektiert. Aber das Ziel ist nicht, alle Narrative abzulehnen – sondern die guten von den manipulativen zu unterscheiden.

Einige Ratschläge zum Schluss. Empfehlenswert sind folgende Maßnahmen:

- (1) Um Narrative zu erkennen, sollte man sich fragen: Wer erzählt was – und warum?
- (2) Sich emotionale Manipulation bewusst machen.
- (3) Unterschiedliche Quellen zu vergleichen und verschiedene Perspektiven zu nutzen.
- (4) Begriffe und Metaphern zu hinterfragen (z.B. „Klimahysterie“: Wer entscheidet, was Hysterie ist? – „Ökodiktatur“: Bedeutet Klimapolitik wirklich Diktatur oder ist das überzogen? – „Steuer-oase“: klingt harmlos, bedeutet aber Steuervermeidung).
- (5) Ein Training des kritischen Denkens (Denken in Alternativen: „Welche anderen Sichtweisen gibt es?“).
- (6) Das Überlegen von Gegenfragen: „Was würde jemand mit der gegenteiligen Meinung sagen?“; skeptisch sein bei absoluten Aussagen, die ein „immer“, „nie“, „jeder“ enthalten.
- (7) Die Setzung eigener Narrative (statt: „Klimaschutz zerstört Jobs“ könnte man auch sagen „Klimaschutz schafft neue Zukunftsbranchen“).

Also: Narrative sind mächtige Werkzeuge – sie prägen unser Denken, unsere

Erinnerungen und unser gesellschaftliches Handeln. Doch nicht alle Narrative sind harmlos. Während einige zur Orientierung und Aufklärung beitragen, werden andere gezielt zur Manipulation eingesetzt. Wer Narrative bewusst erkennt und hinterfragt, kann sich gegen Desinformation wappnen und zu einem reflektierten Diskurs beitragen. Denn entscheidend ist nicht, ob wir Narrative nutzen – sondern welche.

## Danksagung

Ich bedanke mich bei Dr. Marlene Endepohls (Heidelberg), Vita Funke (Freiburg) sowie bei ChatGPT 4.0 für wertvolle Kommentare und Korrekturvorschläge zu einer Vorfassung dieses Beitrags.

## Literatur

- Bartlett, F. C.** (1932). *Remembering: A study in experimental and social psychology*. Cambridge University Press.
- Buettner, R., & Craig, S.** (2024). *Lucky loser. How Donald Trump squandered his father's fortune and created the illusion of success*. Penguin.
- Cierpka, M.** (1996). Das Narrativ in der Psychotherapie. In P. Buchheim, M. Cierpka, & T. Seifert (Eds.), *Spiel und Zusammenspiel in der Psychotherapie – Erinnern und Entwerfen im psychotherapeutischen Handeln – Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik – Qualitätssicherung* (pp. 194–206). Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-642-51501-9\\_15](https://doi.org/10.1007/978-3-642-51501-9_15)
- Fiske, S. T.** (2018). *Social beings: Core motives in social psychology* (Fourth edition). Wiley.
- Frey, D. (Ed.).** (2017). *Psychologie der Märchen. 41 Märchen wissenschaftlich analysiert – und was wir heute aus ihnen lernen können*. Springer.
- Groebe, N., Schreier, M., & Christmann, U.** (1993). Fairness beim Argumentieren: Argumentationsintegrität als Wertkonzept einer Ethik der Kommunikation. *Linguistische Berichte*, 147, 355–382.
- Kruse, A.** (2015). *Resilienz bis ins hohe Alter – was wir von Johann Sebastian Bach lernen können*. Springer.
- Markus, H.** (1977). Self-Schemata and processing information about the self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35(2), 63–78. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.35.2.63>
- McAdams, D. P.** (2001). The psychology of life stories. *Review of General Psychology*, 5(2), 100–122. <https://doi.org/10.1037/1089-2680.5.2.100>
- McAdams, D. P., & McLean, K. C.** (2013). Narrative identity. *Current Directions in Psychological Science*, 22(3), 233–238. <https://doi.org/10.1177/0963721413475622>
- Neuner, F., Schauer, M., Klaschik, C., Karunakara, U., & Elbert, T.** (2004). A comparison of Narrative Exposure Therapy, Supportive Counseling, and Psychoeducation for treating post-traumatic stress disorder in an African refugee settlement. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 72(4), 579–587. <https://doi.org/10.1037/0022-006X.72.4.579>

- Schaal, S., Elbert, T., & Neuner, F. (2009). Narrative Exposure Therapy versus Interpersonal Psychotherapy. *Psychotherapy and Psychosomatics*, 78(5), 298–306. <https://doi.org/10.1159/000229768>
- Schacter, D. L. (2001). *Wir sind Erinnerung: Gedächtnis und Persönlichkeit*. Rowohlt.
- Schank, R. C., & Abelson, R. P. (1977). *Scripts, plans, goals, and understanding: An inquiry into human knowledge structures*. Lawrence Erlbaum Associates.
- Tajfel, H. (1981). *Human groups and social categories: Studies in social psychology*. Cambridge University Press. <http://www.jstor.org/stable/2066820?origin=crossref> (28. 7. 2025)
- Wink, M., & Nünning, V. (2024). *Prognosen in der Wissenschaft*. Heidelberg University Publishing. <https://heiup.uni-heidelberg.de/journals/hdjbo/issue/view/2458>
- Zhou, X., & Zafarani, R. (2021). A survey of fake news: Fundamental theories, detection methods, and opportunities. *ACM Computing Surveys*, 53(5), 1–40. <https://doi.org/10.1145/3395046>


## Über den Autor

**Joachim Funke** (geb. 1953 in Düsseldorf) ist seit 1997 Professor für Allgemeine und Theoretische Psychologie am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg. Promoviert wurde er 1984 an der Universität Trier. Im Jahr 1990 habilitierte er sich an der Universität Bonn. Funke war Gastprofessor an verschiedenen Universitäten, darunter Fribourg (Schweiz), Melbourne (Australien), Nanjing (China) und Szeged (Ungarn). Seine primären Forschungsinteressen liegen im Bereich von Denken, Kreativität und Problemlösen. Seine Forschungsideen wurden unter anderem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, von verschiedenen Bundesministerien und von der Europäischen Union finanziell unterstützt. Funke hat zahlreiche Artikel in internationalen Fachzeitschriften veröffentlicht, Kapitel zu Fachbüchern beigetragen und eigene Bücher herausgegeben und veröffentlicht.

Von 2010 bis 2014 war er Vorsitzender der Internationalen Expertenkommission für Problemlösen im Rahmen der weltweiten PISA-Studien der OECD. Auf ihn geht ein Wechsel im Verständnis von Problemlösen zurück, der die Perspektive von statischem zu dynamischen Problemlöseaktivitäten verschiebt. Von der ungarischen Universität Szeged wurde ihm 2015 für seine Verdienste um die computerbasierte Erfassung von Problemlöseprozessen der Titel eines Ehrendoktors verliehen. Von Oktober 2011 bis März 2019 war Funke Sprecher des Akademischen Senats der Universität. Seit April 2019 befindet er sich im aktiven Ruhestand.



## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Dr. h. c. Joachim Funke  <https://orcid.org/0000-0001-9129-2659>  
Universität Heidelberg  
Psychologisches Institut  
Hauptstr. 47–51  
69117 Heidelberg, Germany  
[joachim.funke@psychologie.uni-heidelberg.de](mailto:joachim.funke@psychologie.uni-heidelberg.de)  
<https://www.psychologie.uni-heidelberg.de/person/joachim-funke>



# Bedeutung von Narrativen und Anekdoten in der Biologie

Michael Wink

Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Anekdoten und Narrative haben uns Menschen seit altersher geholfen, komplexe Vorgänge in unserer Umwelt und unserem Leben zu beschreiben und zu verstehen. Viele Anekdoten und Narrative waren Ausgangspunkt für Wissenschaftler, neue Hypothesen aufzustellen und mit wissenschaftlicher Methodik zu prüfen. In diesem Artikel werden bekannte Narrative, wie Schöpfungsgeschichte und die Odyssee von Homer herangezogen und ausgeführt, wie die alten Narrative wissenschaftlich erklärt werden können. Als weitere Beispiele für alte Narrative werden die Medizinsysteme der Antike, in Asien und Europa analysiert; sie waren und sind empirisch; jedoch können wir heute nachweisen, dass viele der darin eingesetzten Arzneipflanzen wirken und prüfen, wie die Wirkmechanismen rational aussehen. Biologische Erkenntnisprozesse beginnen häufig mit der Beobachtung eines Phänomens. Es war und ist für einen Beobachter verführerisch, aus einer Anekdote verallgemeinerte Aussagen zu generieren. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin zu prüfen, ob Anekdoten einen typischen Sachverhalt widerspiegeln oder eher auf Zufall beruhen.

## 1 Einleitung

Phänomene in Umwelt und Natur sind häufig komplex und auf Anhieb nicht immer durch rationale Überlegungen erklärbar. Hier kommen seit jeher Narrative ins Spiel, die eher einfache bildhafte und manchmal mystische Erklärungen liefern. Menschen ziehen es offenbar vor, einer Erzählung, einem Mythos, einer Ideologie oder einer Heilslehre zu glauben, als gar keine Erklärung für ein Phänomen zu haben. Die großen Werke der Menschheitsgeschichte, wie die Epen von Homer (Ilias und Odyssee) oder die Bibel sind bekannte Beispiele für alte Narrative, um die Welt, ihre Entstehung und die Existenz des Menschen und seine Verhaltensweisen verstehen zu können. Narrative sind aber keineswegs eine Angelegenheit der Vergangenheit. Auch in unseren aufgeklärten Gesellschaften werden ständig neue Narrative geschaffen, um Phänomene, Zusammenhänge oder Ideologien verständlich zu kommunizieren.

Schon die frühen Naturforscher und Philosophen der Antike, allen voran **Aristoteles** (384–322 v. Chr.), wollten weg von Aberglauben und Mythen und begannen, die Welt rational zu beschreiben (Leroi 2017). Seit der Renaissance wurde der wissenschaftliche Ansatz immer weiter professionalisiert und viele Phänomene konnten rational erklärt werden. Man denke an **Galileo Galilei** (1564–1641), der als Astronom und Kosmologe durch Beobachtung und logisches Denken zu wissenschaftlich fundierten Schlussfolgerungen kam und die Theorien von **Nikolaus Kopernikus** (1473–1543) und anderen Forschern bestätigte, dass das heliozentrische Weltbild stimmt, d. h. dass sich die Erde um die Sonne dreht und nicht umgekehrt (geozentrisches Weltbild). Galilei gilt als Begründer der modernen Naturwissenschaften, der gegen die Narrative der Bibel und der Katholischen Kirche anging und deshalb verurteilt wurde; erst 1992 wurde er rehabilitiert.

Fortschritte in Naturwissenschaften und Medizin beruhen auf neuen Denkansätzen, vor allem aber auf neuen und verbesserten Methoden und Technologien, mit denen tiefer und genauer in die Materie der belebten und unbelebten Umwelt eingedrungen werden kann. Häufig begann diese Entwicklung mit einzelnen Beobachtungen, also Anekdoten, aus denen dann Narrative entstanden. Für den Fortschritt der Wissenschaft war jedoch entscheidend, dass Anekdoten ein Ausgangspunkt für Hypothesen wurden, die experimentell getestet werden konnten. Dieser Ansatz war besonders erfolgreich und hat die Naturwissenschaften und Medizin zu den führenden Wissenschaften gemacht. Auch die wissenschaftsphilosophische Forderung von **Karl Popper** (1902–1994) war für den Fortschritt wichtig: Nach Popper sind nur solche Hypothesen wissenschaftlich haltbar, die falsifizierbar sind (Popper 1935). Gibt es neue Erkenntnisse, so müssen die Hypothesen verworfen oder modifiziert werden. Karl Popper war überzeugt, dass das Falsifizierbarkeit ein potentes Kriterium ist, um religiöse, weltanschauliche und ideologische Narrative sowie andere Heilsversprechungen erkennen zu können.

Würde man alle Narrative in der Biologie erörtern wollen, so würde dies viele Bände füllen, denn letztlich gingen aus den alten Anekdoten und Narrativen viele unserer neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse hervor. In diesem Kapitel möchte ich auf wenige klassische Narrative in der Biologie exemplarisch eingehen und wie man sie aus wissenschaftlicher Sicht heute rational erklären kann. Die Auswahl orientiert sich an Themen, die meine Mitarbeiter und ich wissenschaftlich untersucht hatten oder Themen, über die ich Bücher publiziert habe.

## 2 Schöpfungsgeschichte und Evolutionstheorie

Die Schöpfungsgeschichte der Bibel gehört zu den wichtigen Narrativen in unserem Kulturkreis. Sie versucht, eine Antwort auf die Fragen zu liefern, die sich Menschen immer schon gestellt haben: Wie entstanden Welt und Mensch? Wer sind wir und woher kommen wir?

In Genesis 1,1–2,4 wird geschildert, wie Gott die Welt und die Lebewesen in sieben Tagen erschaffen hat. Danach schuf Gott am 1. Tag das Licht und es entstanden Tag und Nacht; am 2. Tag das Firmament, am 3. Tag die Meere, das Land und die Pflanzen; am 4. Tag die Himmelskörper, am 5. Tag die Tiere des Wassers und der Luft und am 6. Tag die Landtiere und den Menschen. Am 7. Tage war Sabbat, an dem Gott ruhte.

**Wie entstand also das Leben auf der Erde?** Es gab nicht nur das Narrativ der biblischen Schöpfungsgeschichte, andere Kulturkreise kennen andere Mythen. Aber auch der Versuch einer rationalen Erklärung wurde seit über 2500 Jahren unternommen. Bereits **Aristoteles** nahm an, dass das Leben nicht durch göttliche Schöpfung, sondern durch eine spontane Erzeugung aus unbelebter Materie entstanden war. Die Diskussion vertiefte sich jedoch erst im 18. und 19. Jahrhundert: Selbst der Dichter **Johann Wolfgang von Goethe** (1749–1832) spekulierte, dass sich das Leben in einer Art Ursuppe spontan bildete und sich dann kontinuierlich weiterentwickelt hat (Abb. 1). Er schrieb 1807 in „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ „Meine mühselige, qualvolle Nachforschung ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen ....“ Die Idee einer regelmäßig auftretenden Spontanzeugung hielt sich bis in die Neuzeit. In den Pioniertagen der Mikrobiologie um 1860 konnte **Louis Pasteur** (1822–1895) jedoch zeigen, dass die Hypothese einer regelmäßig auftretenden *generatio spontanea* wissenschaftlich nicht haltbar war. Denn wenn er seine Nährmedien vollständig autoklavierte, wuchsen darauf keine Bakterien oder Pilze.

Wo stehen wir heute? Bei der Diskussion über den Ursprung des Lebens auf der Erde, existiert heute das wissenschaftlich begründete Narrativ, dass in den ersten Milliarden Jahren nach Entstehung des Universums vor 13,81 Milliarden Jahren auf der Erde (Alter 4,6 Milliarden Jahre) eine Atmosphäre und Bedingungen herrschten, in denen aus anorganischen Materialien und Kohlenwasserstoffen (Methan, Kohlendioxid, Ammoniak, Schwefel) organische Moleküle entstanden, die für den Aufbau lebender Zellen notwendig waren, wie Aminosäuren, Fettsäuren, Nucleotide und Nucleinsäuren (insbesondere RNA). Aus dieser organischen Suppe sollen vor mehr

als 3,5 Milliarden Jahren erste Bakterien entstanden sein; theoretische Überlegungen dazu diskutierten **Manfred Eigen** (1927–2019) und **Peter Schuster** (\*1941) in dem viel beachteten Buch „Hyperzyklus“ (1979). Nachweislich kennt man Cyanobakterien als Fossilien aus einer Zeit von rund 3,5 Milliarden Jahren. Für etwa 2 Milliarden Jahren waren Cyanobakterien und Archaeen die einzigen Lebewesen, aus denen sich vor rund 1,5 Milliarden Jahren die Eukaryoten mit komplexer Innenstruktur, mit Organellen und Zellkern entwickelten (Storch et al. 2013). Ob das Leben tatsächlich so auf der Erde entstand, ist nicht eindeutig geklärt; es ist ein plausibles Narrativ. Es gibt aber auch Wissenschaftler, die davon ausgehen, dass die Erde mit ersten Lebensformen von außerhalb z.B. durch Meteoriten-Einschlag beimpft wurde. Dies erscheint plausibel, würde aber die Frage, wie Leben ursprünglich entstand, nur auf ein extra-terrestrisches System verlagern und nicht klären.

Nach der Vorstellung der Bibel wurde jede Pflanzen- und Tierart separat als unveränderliche Einheit erschaffen; es gab also ein schöpferisches Design, nach dem Tiere und Pflanzen als optimal angepasste Lebewesen kreiert wurden. Als der schwedische Naturforscher **Carl von Linné** (1707–1778) (Abb. 1) die Taxonomie mit binärer Nomenklatur begründete (Linné 1735–1768; Storch et al. 2023; Broberg 2023; Wink 2024), ging er offiziell (aber wider besseres Wissen) von der **Unveränderlichkeit der Arten** aus, wie es die christliche Lehre postulierte. Alles andere wäre als Blasphemie geahndet worden und seinem Werk und seiner beruflichen Position abträglich gewesen. Bezeichnend ist, was Linné am 14. Februar 1747 an den Sibirienforscher Johann Georg Gmelin schrieb:

Ich frage Sie und die ganze Welt nach einem Gattungsunterschied zwischen dem Menschen und dem Affen, d.h. wie ihn die Grundsätze der Naturgeschichte fordern. Ich kenne wahrlich keinen und wünschte mir, dass jemand mir nur einen einzigen nennen möchte. Hätte ich den Menschen einen Affen genannt oder umgekehrt, so hätte ich sämtliche Theologen hinter mir her; nach kunstgerechter Methode hätte ich es wohl eigentlich gemusst.

Durch Anordnung von ähnlichen Arten zu Gattungen und ähnlichen Gattungen zu Familien, deutete sich jedoch schon damals ein phylogenetischer Zusammenhang („Natürliches System“ genannt) und Widerspruch zur Schöpfungsgeschichte mit dem Narrativ der unveränderlichen Arten an.

Der traditionelle Schöpfungsglaube der Kirche wurde in der Biologie zunehmend hinterfragt, so wie es Galilei in der Astronomie gewagt hatte. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden Alternativen zur Schöpfungsgeschichte offen formuliert, so von **Jean-Baptiste de Lamarck** (1744–1829) (Abb. 1) und **Georges-Louis Leclerc de Buffon**

(1707–1788). Explizit von einer Veränderlichkeit der Arten ging als erster Biologe Jean-Baptiste de Lamarck aus, der auch eine Theorie dazu entwarf (Storch et al. 2013). Lamarck postulierte eine gerichtete Höherentwicklung der Lebewesen, die durch Urzeugung entstanden, zu den heutigen Formen. Als Selektionsprinzip nahm er die **Vererbung erworbener Eigenschaften** an; dieses Konzept ist unter dem Begriff „**Lamarckismus**“ bekannt.



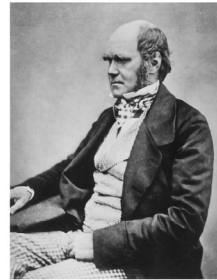
Carl von Linné



Johann Wolfgang von Goethe



Jean-Baptiste de Lamarck



Charles Darwin

**Abbildung 1:** Wichtige Personen, die sich mit der Frage beschäftigen, wie die Lebewesen auf der Erde entstanden (Fotos aus Wikimedia)

Ein später Vertreter des Lamarckismus war der sowjetische Agrarwissenschaftler **Trofim Lyssenko** (1898–1975), der die Darwin'sche Evolution und moderne Genetik ablehnte und stattdessen annahm, dass Gene keine Rolle spielen und man Arten direkt durch „Erziehung“ abändern könnte (Medwedjew 1971). Zum Beispiel postulierte er, dass man Getreidekeimpflanzen nur lange genug der Kälte aussetzen müsste (so genannte Vernalisation), um kälteresistente Sorten zu erhalten. Er organisierte Zuchtexperimente im großen Maßstab, die jedoch alle fehlschlagen und in Konsequenz zu großen Hungersnöten führten. Als kommunistischer Ideologe verfolgte er das Narrativ, dass alles Leben durch die Umweltbedingungen und Erziehung formbar wäre. Da Lyssenko als Stalinist politisch sehr einflussreich war, konnte er die Landwirtschaft und vor allem die genetische Forschung in der Sowjetunion für Jahrzehnte lahm legen. Heute wird der Lamarckismus als nicht zutreffend abgelehnt, während die Darwin'sche Evolutionstheorie mit der Natürlichen Selektion als bewiesen gilt (Nüsslein-Volhard, 2017).

Es ist das große Verdienst von **Charles Darwin** (1809–1882) (Abb. 1), mit seiner **Evolutionstheorie** eine Interpretation der Artentstehung und Artenentwicklung vorgelegt zu haben, die sich bis heute als die wissenschaftlich plausibelste Erklärung erwiesen hat, auch wenn sie von religiösen Menschen vielfach noch angezweifelt wird (Storch et al. 2013). Charles Darwin belegte in seinem epochalen Buch „*On the origin of species*“ (Darwin 1859) mit vielen Beispielen, dass die heute lebenden Arten aus frü-

heren Formen entstanden, sodass alles Leben letztlich auf eine Urart zurückgeht. Die auf der Erde vorkommenden Arten sind über eine gemeinsame Stammesgeschichte (Phylogenie) miteinander verbunden. Als treibende Kraft für Artentwicklung, Spezialisierung und Anpassungen postulierte Darwin die **Natürliche Selektion**, die nur aktiv werden kann, wenn Individuen in einer Population variable Eigenschaften aufweisen. Diese Variabilität wird, wie wir heute wissen (Meyer 2015; Niehaus und Wink, 2024), durch die sexuelle Fortpflanzung und die damit verbundene Vermischung der elterlichen Erbanlagen gefördert. Darwin nahm an, dass in einer größeren Population diejenigen Individuen einen höheren Fortpflanzungserfolg aufweisen, die am besten an die jeweilige Umweltsituation angepasst sind. Dadurch können sich Anpassungen und neue Merkmale, die im Erbgut fixiert wurden, etablieren und letztlich zu neuen Arten führen. Die Darwin'sche Evolutionstheorie benötigt daher keinen genialen Schöpfer und ist nicht gerichtet, sondern setzt auf Variabilität, Zufall und Selektion.

Das Objekt der Natürlichen Selektion ist das Individuum und nicht die Art. Das alternative Narrativ, dass die Selektion an der Art ansetzen würde, war früher verbreitet und hat sich lange gehalten. Selbst **Konrad Lorenz** (1903–1989) schrieb in seinen frühen Arbeiten, wenn er eine besonders gut angepasste Verhaltensweise beobachtete, dass sie gut für den Arterhalt wäre. Auch in populären Artikeln und in Medienbeiträgen wird bis heute immer noch der Arterhalt genannt, wenn es um besonders erfolgreiche Anpassungen handelt. Aber einem Individuum geht es nur um seine eigene Fitness; es kennt zwar seine Artzugehörigkeit, aber nicht unser Artkonzept.

### 3 Klassische Sagen der Antike

Die klassischen Sagen der Antike, insbesondere die von **Homer** (er lebte um 850 v. Chr.) verfassten Epen „Ilias“ und „Odyssee“ schildern die Welt der Bronzezeit vor rund 3 bis 4 Jahrtausenden. Die Menschen der Antike waren gute Beobachter, die bereits viele Nahrungspflanzen, die wir heute nutzen, sowie diverse Heil-, Gift- und Rauschpflanzen kannten. Man denke bei den Giftpflanzen an Schierling, Eisenhut, Herbstzeitlose und Oleander, die für Mord, zur Selbsttötung und bei Todesurteilen sowie als Pfeilgifte verwendet wurden (Niehaus und Wink, 2020; Wink 2022).

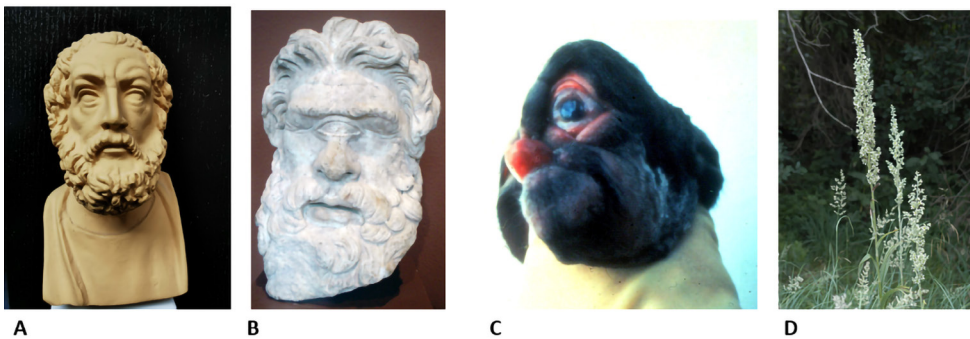
Bekannte Rauschpflanzen der Antike waren Schlafmohn, Alraune und Bilsenkraut, die psychoaktive Alkaloide enthalten. Während Schlafmohn als Grundlage des Nepenthes-Trank diente, mit dem man alle seine Sorgen und Schmerzen vergessen konnte, nutzten Zauberinnen, wie die berühmte Kirke (oder Circe), Pflanzen mit Tropan-Alkaloiden (z. B. Alraune und die Bilsenkräuter *Hyoscyamus niger*, *H. aureus*, *H. albus*, *H. reticulatus*) (Niehaus und Wink, 2020; Wink 1999, 2015, 2022). Homer



schildert die Wirkung der Gift- und Rauschpflanzen in bildreichen Narrativen, wobei die Zuhörer vermutlich sowohl die Pflanzen als auch ihre Wirkung kannten, nicht jedoch die zugrundeliegende Pharmakologie und Toxikologie. Zwei Narrative aus der Odyssee sollen dies exemplarisch erläutern.

### 3.1 Polyphem und das zyklopische Zentralauge

Auf seinen Irrfahrten durchquerte Odysseus auch die Inselwelt der Ägäis, auf denen nach Homer einäugige Zyklopen (Abb. 2) als Hirten lebten. Odysseus und Gefährten landeten auf der Ziegeninsel, auf der der Zyklop Polyphem mit seinen Ziegen und Schafen in einer Höhle hauste. Sie drangen tagsüber in die Höhle ein, als der Zyklop abwesend war. Als Polyphem mit seiner Schaf- und Ziegenherde zurückkehrte und Odysseus und Gefährten entdeckte, sperrte er sie ein und verspeiste einige von ihnen einzeln. Odysseus gelang es zu entkommen, indem er den Riesen zunächst mit Wein betäubte, dann sein Auge austach und letztlich mit einer List flüchten konnte. Denn als Polyphem am nächsten Tag seine Herde ins Freie ließ, passte dieser trotz Erblindung auf, dass kein Grieche entkam. Odysseus war listig; er und seine Gefährten klammerten sich an das lange Bauchfell der Schafe. Polyphem war gewieft und kontrollierte jedes Schaf einzeln, jedoch nur deren Rücken. So konnte er die Flüchtenden nicht erkennen und so entkamen die Griechen der Rache des Zyklopen.



**Abbildung 2:** A. Büste von Homer; B. Polyphem; C. Schaf mit Stirnauge; D. Weißer Germer (Fotos A, C, D: M. Wink; B: Wikimedia)

Woher könnte die Vorstellung von einem einäugigen Riesen stammen? Reine Fantasie oder bietet sich eine rationale Erklärung an? Im 20. Jahrhundert konnten Pflanzenchemiker und Pharmakologen zeigen, dass es im Weißen Germer (*Veratrum album*) (Abb. 2), der in den Gebirgen des Mittelmeerraumes vorkommt, Naturstoffe gibt, die

bei trächtigen Tieren zur Ausbildung eines Zentralauges führen, wenn die Mütter in den ersten Trächtigkeitswochen Pflanzen mit dem Alkaloid „Cyclopamin“ fressen. Dann kommt der Nachwuchs mit einem großen Zentralauge zur Welt (Abb. 2). Cyclopamin hemmt den Signalweg Hedgehog, der die Morphogenese während der Embryonalentwicklung und damit auch die Anlage der Augen steuert. Vermutlich haben die Hirten der Antike das Phänomen der Einäugigkeit bei ihren Ziegen und Schafen beobachtet, denn der Germer kommt verbreitet vor und wird von Weidetieren gefressen, wenn andere Nahrung knapp wird. Tiere mit einem Zentralauge (Abb. 2) sind lebensfähig (Niehaus und Wink, 2020; Wink 2022).

Es ist auch denkbar, dass es sogar einäugige Menschenkinder gegeben hat. Das Alkaloid Cyclopamin geht nach Verzehr auch in die Milch von Ziegen und Schafen über. Wenn jetzt eine schwangere Frau in den ersten Schwangerschaftswochen solche kontaminierte Milch zu sich nahm, könnte es auch beim Menschen zur Missbildung kommen, denn der Hedgehog Signalweg ist bei Vertebraten universell vorhanden. Aber ob es auch einäugige Riesen mit Zyklopenauge gegeben hat, ist eher fraglich, da Cyclopamin nicht nur eine Zentralauge hervorruft, sondern auch weitere nachteilige Missbildungen hervorruft und vermutlich keinen Riesenwuchs verursacht (Wink et al., 2008, Niehaus und Wink, 2020).

### 3.2 Die Zauberin Kirke und die Verwendung von Rauschpflanzen

Als Odysseus mit seinen Gefährten auf den Irrfahrten zur Insel Aiaia kam, auf der die Göttin und Zauberin Kirke (oder Circe) lebte, gingen die Mannen voraus zum Garten und Haus der Zauberin. Sie wurden von ihr freundlich mit Wein begrüßt. Kirke berührte die berauschten Männer später mit einer Rute, verwandelte sie in Schweine und sperrte sie in einen Schweinestall. Was die Gefährten nicht wussten, war, dass Kirke den Wein mit einer Rauschdroge versetzt hatte. Von den beschriebenen Symptomen kann man schließen, dass es sich um einen Pflanzenextrakt mit Tropan-Alkaloiden gehandelt haben muss (Niehaus und Wink, 2020; Wink 1999, 2022; Wink et al. 2008).

Im Griechenland der Antike gibt es eine berühmte Rauschpflanze, die infrage käme, nämlich die Alraune (*Mandragora officinalis* und verwandte Arten). Die Alraune hat eine Pfahlwurzel, deren menschenähnliche Gestalt die Fantasie schon immer angeregt hatte. Sie enthält Tropan-Alkaloide wie Hyoscyamin und Scopolamin, die als psychogene Wirkstoffe den muskarinergen Neurorezeptor für Acetylcholin blockieren können. Diese Alkaloide hemmen nicht nur die glatte Muskulatur, sondern sind halluzinogen; nimmt man die Droge in ausreichender Menge zu sich, dann fällt man in einen tiefen und traumreichen Schlaf und erlebt wilde, oft erotische Träume. Auch die Umwandlung in Tiere, wie Schweine sowie Löwen und Wölfe wurde be-

richtet. Trägt man diese Alkaloide jedoch auf der Haut von Achseln oder im Genitalbereich auf, so werden die Alkaloide über die Haut resorbiert, induzieren eine Trance und das Gefühl fliegen zu können. Die Bilder und Beschreibungen von Hexen, die auf einem Besen fliegen, haben vermutlich damit zu tun, dass Pflanzen mit Tropan-Alkaloiden Bestandteil der sogenannten Hexensalben waren.

Doch zurück zur Odyssee: Als Odysseus seinen Gefährten später nachfolgte, begegnete ihm der Götterbote Hermes, der ihn vor dem Zauber der Kirke warnte. Er riet Odysseus, vorher von der Pflanze Mole zu essen, um ihn gegen den Zauber zu schützen. Odysseus folgte dem Rat; auch er wurde von Kirke mit einem Glas Rauschwein begrüßt; als sie ihn mit der Rute berührte, passierte nichts, denn die Pflanze Mole wirkte offenbar als Gegenmittel, also als Antidot. Kirke war sicher erstaunt, aber vor allem an dem Mann Odysseus interessiert, der eine Zeitlang ihr Liebhaber wurde. Wie lässt sich dieses Narrativ erklären: Die Pflanze Mole (oder Moly) sollte weiße Blüten und schwarze Wurzeln aufweisen; außerdem müsste es Substanzen enthalten, die als Antidot gegen Tropan-Alkaloide wirken. Als Pflanzenkenner und Pharmakologe fällt einem hier das Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*) ein, das auch im östlichen Mittelmeer vorkommt. Das Schneeglöckchen würde zur Beschreibung in der Odyssee passen. Es produziert ein anderes Alkaloid, nämlich das Galantamin, das die Acetylcholin-Esterase hemmt. Dadurch reichert sich Acetylcholin im synaptischen Spalt an und so kann die Wirkung der Tropanalkaloide am mAChR aufgehoben werden (Niehaus und Wink, 2020; Wink 2022).

Offenbar waren in der Antike sowohl die Rauschdrogen und Antidots bekannt; diese Erfahrungen konnte Homer natürlich nicht als Pharmakologe erzählen, sondern machte daraus eine Sex & Crime-Geschichte, die bis heute eine spannende Lektüre darstellt (Niehaus und Wink, 2020; Wink 2022).

## 4 Traditionelle und integrative Medizin: Einsatz von Arzneipflanzen

Krankheiten haben uns Menschen seit jeher beunruhigt und uns Ängste eingejagt. Da man früher die Ursache von Krankheiten nicht kannte, gab es zahlreiche Narrative zu den potentiellen Ursachen. Im religiösen Kontext galten Krankheiten oft als Strafe Gottes oder anderer Götter für Sünden, für die man büßen musste. Zur Besänftigung der Gottheiten waren Reue, Gebete, Wallfahrten oder Opfergaben erforderlich.

Unsere Vorfahren glaubten zwar den Narrativen über die Ursachen von Krankheiten, waren jedoch pragmatisch genug, um deren Symptome mit Heilpflanzen zu lindern. Wie behandelten Menschen Gesundheitsstörungen, Infektionen und Krankheiten? Schon unsere nächsten Verwandten im Tierreich, die Menschenaffen wie

Schimpanse und Orang-Utan, nutzen Pflanzen mit wirksamen Sekundärstoffen zur Behandlung von Wunden und Durchfallerkrankungen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch Menschen seit jeher Heilpflanzen zur Behandlung ihrer Krankheitssymptome einsetzten, deren Wirkung empirisch durch Versuch und Irrtum ermittelt wurde (van Wyk et al. 2015). Die Erfahrungen der Heiler wurde verbal von Generation zu Generation weitergeben und erst später schriftlich dokumentiert.

In der traditionellen und integrativen Medizin der Antike, Asiens und Europas kannte man die Anwendung der Heilpflanzen, nicht aber die Grundlagen der Heilwirkung. In der europäischen Kräutermmedizin hielt sich lange das Narrativ der Signaturenlehre, die auf der Annahme beruht, dass man am Aussehen einer Pflanze bereits deren Heilwirkung erkennen könne. Man setzte rote Pflanzenteile zur Behandlung von Menstruationsbeschwerden oder gelbe Blüten sowie Pflanzen mit gelbem Milchsaft (z.B. das Schöllkraut) bei Gallen- und Leberleiden ein. Im Falle des Schöllkrauts (*Chelidonium majus*) (Abb. 3) ergibt sich sogar ein rationaler Zusammenhang. Diese Pflanze produziert einen Milchsaft mit gelbbrot gefärbten Alkaloiden, die antiviral und tatsächlich bei Leberinfekten und Gelbsucht wirksam sind (van Wyk et al. 2015; Wink 2015).



**Abbildung 3:** Das Schöllkraut (*Chelidonium majus*) hat gelbe Blüten und produziert einen pharmakologisch aktiven, gelben Milchsaft (Fotos: M. Wink)

Unsere Vorfahren kannten also diverse Heilpflanzen, aber auch Gift- und Rauschpflanzen (siehe Abschnitt 3). Sie waren sich auch bewusst, dass die Dosierung wichtig ist, da eine Überdosierung leicht zu schweren Schäden oder Tod führen kann. Es war zwar **Paracelsus** (1493–1541), von dem die berühmte Aussage „*dosis sola facit venenum*“ stammt, aber diese Grunderkenntnis ist sicher viel älter.

**Die europäische Medizin** hat eine lange Geschichte und geht auf **Hippocrates** (vermutlich 460–377 v. Chr.), **Aristoteles** (384–322 v. Chr.) und **Galen** (131–199

n. Chr.) zurück, die über noch älteres Heilpflanzenwissen aus Indien, Mesopotamien und Ägypten verfügten. Das antike Narrativ ging von vier Elementen (Erde, Luft, Feuer und Wasser) aus (Funke und Wink, 2022), denen vier Säfte (Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle) zugeordnet waren. Gesundheit und Temperament eines Menschen (unterteilt in Sanguiniker, Phlegmatiker, Melancholiker und Choleriker) sollten von den vier Säften abhängen, die man mit kühlenden, scharfen, feuchten und trocknenden Heilkräutern therapieren konnte.

Ein bemerkenswerter Versuch, diesem traditionellen Narrativ zu entkommen, war die *De Materia Medica*, die von dem griechischen Arzt **Dioskurides** in 1. Jh. n. Chr. als erstes rationales europäisches Arzneibuch geschrieben wurde. Auf dieses Werk gehen viele Kräuterbücher in Europa zurück, die bis in die Neuzeit verfasst wurden. Bis ins 19. Jahrhundert gehörte die Behandlung mit Heilpflanzen zur Standard-Therapie der Medizin; danach wurden sie nach und nach durch synthetisch hergestellte Arzneimittel ersetzt, deren Wirkmechanismus biochemisch-pharmakologisch nachvollziehbar ist. Die alten Narrative enthielten jedoch empirisches Wissen, das zum Glück nicht verloren gegangen ist, sondern heute in Form von Phytotherapeutika zur Verfügung steht, deren Wirksamkeit rational in klinischen Studien untersucht worden ist (van Wyk et al. 2015). Dies wäre ein weiteres Beispiel dafür, wie aus einem Narrativ Wissenschaft werden kann.

Noch älter als die europäische Medizin ist die **Traditionelle Chinesische Medizin (TCM)**, die seit über 5000 Jahren nachweislich genutzt wird und viele Arzneipflanzen kennt. Wie in der europäischen Medizin existieren diverse Narrative, um Krankheiten und die Wirkung von Heilpflanzen zu erklären. In der TCM bestimmen *yin* und *yang* und die Fünf Elemente (*wu xing*) Gesundheit und ein langes Leben. Die Fünf Elemente scheinen der „Vier Säfte“-Theorie der Griechen oder den „Drei Säften“ des Ayurveda zu entsprechen. Zu den fünf Elementen zählen Erde, Wasser, Metall, Holz und Feuer, welche mit den wichtigsten menschlichen Organen (Herz, Milz, Niere, Lunge und Leber), und den Geschmacksrichtungen (süß, scharf, salzig, sauer, bitter) assoziiert werden.

Im alten China wurde die Kräuterkunde seit 2737 v. Chr. schriftlich dokumentiert; damals entstand ein erstes Kräuterbuch mit dem Titel *Shen Nong Ben Cao Jing* oder *The Great Native Herbal*, dem später viele weitere Werke folgten. Die TCM ist ein ganzheitliches Gesundheitssystem, in dem Arzneipflanzen eine große Rolle spielen. Häufig werden Extrakte aus verschiedenen Pflanzen kombiniert; noch heute kennt die TCM über 4800 Rezepturen mit Heilpflanzen. In der TCM benutzt man Heilpflanzen, um das Gleichgewicht zwischen den Elementen und Lebenskraft (*qi*) zu stärken, die sowohl *yin* und *yang* Seiten aufweist. In der TCM geht es nicht primär darum Krankheitssymptome zu behandeln, sondern um Ungleichgewichte zu korrigieren.

Auch die indische **Ayurveda-Medizin**, die vielleicht noch älter als die TCM ist,

geht auf ein altes vorwissenschaftliches Therapiekonzept zurück, mit dem Gleichgewicht, Harmonie und ein langes Leben eines Menschen herbeigeführt werden soll. Der Ayurveda gilt daher als die Wissenschaft vom Leben (ayur = Leben; veda = Wissenschaft). Das Heilwissen wurde im alten Indien in Liedern und Gedichten tradiert, die in der Veda in vier Teilen (*Rig Veda*, *Sama Veda*, *Yajur Veda* und *Atharva Veda*) vor rund 4000 Jahren niedergeschrieben wurden (van Wyk et al., 2015; Schachinger et al., 2025). Das Narrativ der Ayurveda-Medizin kennt auch Körpersäfte (*dosas*) (*vata*, *pitta* und *kapha*) und eine innere Lebenskraft (*prana*). Die ayurvedische Kräuterkunde definiert sechs Geschmacksrichtungen - süß (*madhura*), sauer (*amla*), salzig (*lavana*), bitter (*tikta*), scharf (*katu*) und adstringierend (*kasaya*). Der Ayurveda ist ein ganzheitliches Medizinsystem, in dem Kombination von Heilpflanzen so zusammengestellt wurden, so dass die Geschmacksrichtungen, die jeweils sowohl positive als auch negative Nebenwirkungen haben können, ausgeglichen werden (van Wyk et al., 2015; Schachinger et al., 2025).

Die **Homöopathie** ist ein weiteres Narrativ in der Medizin, das auf den Vorstellungen von **Samuel Hahnemann** (1755–1843) beruht. Das 18. und 19. Jahrhundert nutzte relativ giftige Arzneimittel mit Arsen und Quecksilber. Daher kann man nachvollziehen, dass Hahnemann der Meinung war, dass stark verdünnte Lösungen besser wirken als konzentrierte. Er postulierte, dass homöopathische Arzneistoffe solche Krankheiten heilen, die Symptome aufweisen, die man mit hohen Dosen derselben Wirkstoffe erzielen kann. Hahnemann schrieb genau vor, wie Ausgangsextrakte aus Heilpflanzen, Mineralstoffen und Tierprodukten in 10er Schritten vielfach verdünnt werden; im Narrativ der Homöopathie ist von einer Potenzierung durch Verdünnung die Rede. Bei der Potenzierung sollen immaterielle Kräfte freigesetzt werden. Aus naturwissenschaftlicher Sicht gibt es dafür aber keine Belege und eine D20 und höher enthält keine Wirkstoffmoleküle mehr. Daher kann eine D20 nach den Regeln der modernen Biochemie und Pharmakologie auch nicht materiell wirken; wenn Wirkungen auftreten, so beruhen sie auf einem Placeboeffekt.

Kritiker der Homöopathie mit Hochpotenzen haben sicher Recht mit der Behauptung, dass diese keine rationale Therapieform darstellen. Die Realität der Homöopathie ist jedoch etwas komplizierter, da viele Arzneidrogen niedriger potenziert als Urtinktur, oder als D1 bis D6 eingesetzt werden. Bei diesen Dosierungen enthält auch ein homöopathisches Arzneimittel noch viele Wirkstoffmoleküle und kann daher durchaus rational und materiell wirken. Diese Niedrigpotenzen werden als Homöopathika vermarktet, weil ihre Registrierung für Hersteller mit weniger Kosten verbunden ist als dies bei gesetzlich zugelassenen Phytopharmaka der Fall wäre, was sie aber eigentlich sind. Wenn also ein Patient behauptet, dass ein homöopathisches Arzneimittel geholfen hätte, wäre dies durchaus plausibel, wenn es sich um eine D1-D5 Verdünnung gehandelt hat.

Das Narrativ der **anthroposophischen Medizin** stammt von **Rudolf Steiner** (1861–1925) und beschreibt ein holistisches Heilkonzept, in dem Elemente der Gale-nischen Medizin und der Homöopathie eingegangen sind. Die natürlichen Heilkräfte des Körpers sollen gestärkt werden, unter anderem durch Einsatz von Heilpflanzen. Wichtig in Anthroposophie sind Seele und Geist und deren Einfluss auf die Gesundheit. Auch dieses Konzept wird aus Sicht der evidenzbasierten Medizin nicht als rational bewertet.

Gemeinsam für die traditionelle Medizin in Europa (Phytotherapie, Homöopathie, Anthroposophie) und Asien (TCM, Ayurveda) ist die Verwendung von Heilpflanzen, die pharmakologisch aktive Sekundärstoffe aufweisen (van Wyk et al. 2015; Wink 2008, 2015). In der vorwissenschaftlichen Zeit, als man nicht wusste, dass in den Pflanzen pharmakologisch wirksame Naturstoffe vorkommen, wurde angenommen, dass Heilpflanzen spezifische nicht-materielle Heilkräfte besitzen würden. Dieses Narrativ blieb bis heute teilweise erhalten. Auch heute ist das Thema Arzneipflanzen noch aktuell: In der westlichen Medizin (aber natürlich auch in der ayurvedischen und chinesischen Medizin) nutzt man viele Arzneipflanzen, die nicht nur aus der traditionellen Medizin bekannt sind, sondern deren Wirksamkeit durch kontrollierte klinische Studien belegt ist. Der Einsatz vieler Phytopharmaka (oder Phytotherapeutika) sollte daher auch zur evidenzbasierten Medizin zählen (van Wyk et al. 2015; Wink 2008, 2015).

## 5 Moderne Mythen und anekdotische Wissenschaft

### 5.1 Herkunft von Krankheiten (Malaria, Corona)

In vielen tropischen und subtropischen Regionen treten nach wie vor diverse parasitäre Erkrankungen auf, deren Erreger, wie wir heute wissen, zahlreiche Würmer oder Protozoen (Einzeller) sind. An dieser Stelle sei kurz auf die **Malaria** eingegangen, die von mehreren Arten von Sporozoen der Gattung *Plasmodium* verursacht wird und eine weit verbreitete Tropenkrankheit darstellt, an der weltweit immer noch jährlich über 200 Millionen Menschen erkranken und über 600 000 sterben. Plasmodien entwickeln sich in Mosquitos der Gattung *Anopheles* und werden von den infizierten Mückenweibchen auf Mensch und Tier übertragen, wenn diese gestochen werden. Im Körper wandern die Sporozoiten zunächst in die Leber, wo sie sich als Schizonten vermehren und zu den Blutformen differenzieren. Die Schizonten gelangen ins Blut und befallen die roten Blutkörperchen. Dort vermehren sie sich so lange, bis die Erythrozyten aufplatzen und ihren Inhalt in das Blut entlassen. Da die Entwicklung der Parasiten synchron erfolgt, führt die gleichzeitige Freisetzung der geplatzen Zellinhaltsstoffe zu einem Fieberschub. Je nach dem zeitlichen

Rhythmus wird zwischen der Malaria tertiana, M. quartana und M. tropica unterschieden.

Malaria tritt dort auf, wo ihre Überträger, d.h. Mosquitos, am besten leben können. Dies sind vor allem Sümpfe und andere stehende Gewässer der Tropen und Subtropen, aber auch vielerorts in Mitteleuropa, bevor die Mücken durch Einsatz von Insektiziden (insbesondere DDT) vor 50–80 Jahren (z. B. am Oberrhein) ausgerottet wurden. In Italien kannte man die Symptome der Malaria seit der Antike; das Narrativ lautete, dass Malaria durch schlechte und stickige Luft hervorgerufen würde; daher der Name Malaria (= schlechte Luft). Die Aufklärung der Ursachen der Malaria und die Identifizierung der Plasmodien gelangt erst im 19. Jahrhundert. Als Heilmittel setzte man Extrakte aus dem Chinarindenbaum (*Cinchona pubescens*) ein, der ursprünglich aus Südamerika stammt (van Wyk et al. 2015). Die Rinde (Abb. 4) enthält das Alkaloid Chinin, das in der Lage ist, die Vermehrung der Plasmodien in den Erythrozyten zu inhibieren. Chinin galt für viele Jahre als extrem wichtiges Arzneimittel, das die Kolonialisierung Afrikas und Asiens durch europäische Mächte ermöglichte. Da die Plasmodien inzwischen Resistenzen gegen Chinin entwickelten, haben Pharmazeutische Chemiker Derivate von Chinin entwickelt, die Blut- und Leberstadien bekämpfen können. Seit rund 20 Jahren ist ein neuartiger Wirkstoff aus dem Einjährigen Beifuß (*Artemisia annua*) (Abb. 4) im Einsatz. Verwendet werden Artemisinin und das partialsynthetisch hergestellte Artesunat, die sich auch zur Behandlung der Malaria tropica eignen (van Wyk et al. 2015). Für die Entdeckung von Artemisinin erhielt die chinesische Botanikerin Youyou Tu 2015 den Nobelpreis für Medizin.



Abbildung 4: A. Rinde des Chinarindenbaums; B. Einjähriger Beifuß (Fotos M. Wink)

Als aktuelles Beispiel eines Narrativs soll auf die **Corona-Epidemie** der letzten vier Jahre eingegangen werden. Wissenschaftlich erwiesen ist, dass Covid-19 durch ein



**Corona-Virus (SARS-CoV-2)** hervorgerufen wurde. SARS-CoV-2 stammt ursprünglich von Viren ab, die in Fledermäusen in China nachgewiesen wurden. In Wuhan (Hauptstadt der chinesischen Provinz Hubei) existiert seit vielen Jahren ein zentrales Virusforschungsinstitut, das Viren aus Wildtieren isoliert, im Labor vermehrt und untersucht. In Wuhan traten im Herbst 2019 erste Erkrankungen mit Covid-19 auf; das aus den Patienten isolierte SARS-CoV-2 Virus war hochinfektiös und verbreitete sich schnell in China, kurz darauf in Europa und Amerika. An Covid-19 erkrankten weltweit hunderte und starben über 1 Million Menschen.

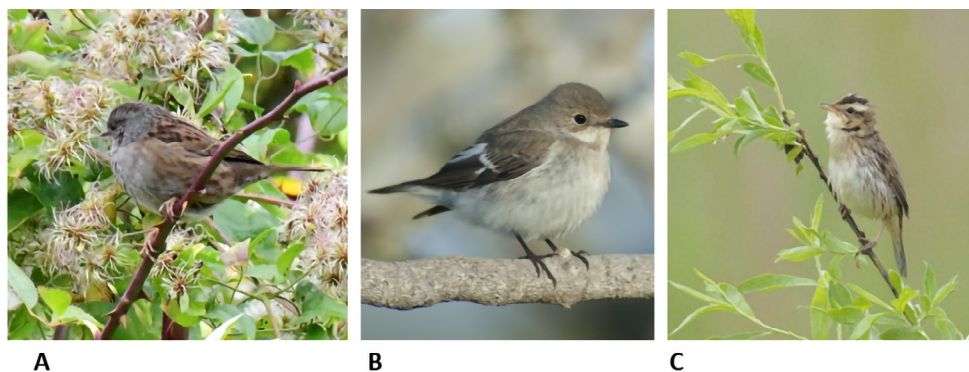
Es stellte sich schnell die Frage, woher SARS-CoV-2 denn stammen könnte. Durch Sequenzierung der Virus-RNA wurde eindeutig belegt, dass dieses Virus mit einer aus Fledermäusen isolierten Wildform nahe verwandt ist. Jedoch weist die RNA von SARS-CoV-2 einige Sequenzabschnitte (z.B. eine Furin-Schnittstelle) auf, die in der Wildform nicht vorhanden sind. Daher kam bald der Verdacht auf, dass Wissenschaftler in Wuhan aus der Wildform durch genetische Modifikation ein neuartiges Virus geschaffen hätten, das deutlich virulenter war. Es ist unwahrscheinlich, dass dieses Virus gezielt freigesetzt wurde. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich durch Unachtsamkeit und mangelnde Hygiene aus den Labors in Wuhan entkommen.

Hier setzt nun ein Narrativ ein, das in den letzten Jahren zu erheblichen Kontroversen geführt hat (Chan & Ridley, 2022). Auf der einen Seite standen renommierte Virologen in den USA, China und Deutschland, die in mehreren Publikationen behaupteten, dass das Virus in seiner Wildform durch Wildtiere auf dem Markt in Wuhan verbreitet worden wäre. Damit wäre die Corona-Epidemie ein natürliches Phänomen, für das niemand zur Verantwortung gezogen werden konnte. Auf der anderen Seite gaben sich andere Wissenschaftler mit diesem einfachen Narrativ nicht zufrieden. Es wurden Forschungsanträge aus den USA publik, in denen eine „*gain of function*“ Modifikation an SARS-CoV-2 beantragt wurde, die eine vom amerikanischen NIH finanzierte Kooperation zwischen amerikanischen und chinesischen Wissenschaftlern in Wuhan vorsah. Obwohl der Antrag nicht genehmigt wurde, weist SARS-CoV-2 genau die geplanten Modifikationen (z.B. Einbau der Furin-Schnittstelle) auf. Damit ist das Corona-Virus vermutlich das Ergebnis einer Kooperation zwischen den USA und China, was natürlich Konsequenzen in Hinsicht auf Verantwortlichkeit und Schadensersatz hätte. Es ist daher nachvollziehbar, warum das Narrativ der natürlichen Herkunft von vielen Medien und Politikern immer wieder erzählt wurde und wird. Jedoch publizierten vor kurzem selbst das amerikanische FBI und der deutsche Bundesnachrichtendienst BND, dass SARS-CoV-2 vermutlich aus den Labors in Wuhan stammt. Demnach waren Narrative nicht nur das Mittel der vorwissenschaftlichen Zeit, sondern können auch heute noch bewusst in die Welt gesetzt werden.

## 5.2 Monogam oder polygam?

Ein weitverbreitetes Narrativ in der Soziobiologie geht davon aus, dass die meisten Tiere in einer monogamen Beziehung leben. Das gilt definitiv nicht für die meisten Säugetiere, Fische, Reptilien und Wirbellose, bei denen viele Arten entweder in polygamen Gruppen zusammenleben, promiskuin sind oder eher keinen Paarzusammenhalt kennen (Niehaus & Wink, 2024).

Anders sieht es bei den Vögeln aus, bei denen über 90 % der Arten monogam sind und als Paar oft mehrere Brutzeiten oder sogar lebenslang zusammen bleiben. Vögel wurden früher als Musterbeispiele der ehelichen Treue gepriesen. Doch auch dieses Narrativ hat der Überprüfung durch moderne Untersuchungsmethoden nicht standgehalten (Niehaus & Wink, 2024; Wink 2025). Durch den genetischen Vaterschaftsnachweis (DNA-Fingerprint) lässt sich überprüfen, ob ein Paar wirklich monogam war oder ob „Kuckuckskinder“ in der Familie vorhanden sind. Viele Untersuchungen konnten zeigen, dass Vogelarten, die eine kurze Lebenserwartung haben, nur sozial monogam sind, aber dass beide Geschlechter regelmäßig Seitensprünge unternehmen. So kann es bei einigen Vogelarten, wie Trauerschnäpper, Seggenrohrsänger oder Heckenbraunelle (Abb. 5) durchaus vorkommen, dass die Jungen in einem Nest mehrere Väter besitzen (Schulze-Hagen et al. 1993; Grinkov et al. 2018). Anders sieht die Situation bei Vogelarten aus, die länger leben. Wenn die erste Brut einmal erfolgreich war, bleiben Paare häufig lebenslang zusammen und Kuckuckskinder sind selten (Wink & Dyrce, 1999; Wink 2025). Diese Arten sind nicht nur sozial, sondern meist auch genetisch monogam. Variationen zum Thema Sex im Tierreich schildern Niehaus & Wink (2024) in einem Überblick „Warum kopflose Männchen die besseren Liebhaber sind. Sex und Fortpflanzung im Tierreich“.



**Abbildung 5:** Sozial monogame Singvögel, bei denen Seitensprünge regelmäßig nachgewiesen wurden: A. Heckenbraunelle, B. Trauerschnäpper, C. Seggenrohrsänger (Fotos: A, B, M. Wink, C. K. Schulze-Hagen)

### 5.3 Anekdoten versus Experiment

Beobachtungen sind eine wichtige Basis der Biologie. Aus einzelnen Beobachtungen (Anekdoten) werden leicht Verallgemeinerungen, aus denen wiederum Narrative entstehen können. Im besten Falle können aus Anekdoten wissenschaftliche Hypothesen abgeleitet werden, die experimentell prüfbar sind. Sonst können sie leicht in die Irre führen.

Die Paläoanthropologie ist eine Wissenschaft, in der Anekdoten und Narrative verbreitet vorkommen, denn Funde von Menschenresten aus der Vorzeit sind nicht nur selten, sondern häufig auch unvollständig. Da solche Funde sehr publikumswirksam sind, können Finder häufig nicht der Versuchung widerstehen, aus einem Fund mit limitierter Aussagekraft (also letztlich einer Anekdote) eine steile Hypothese zu erstellen. Wird z. B. ein Zahn gefunden, so wird manchmal auf die Essgewohnheiten („die Neandertaler lebten vegan“) geschlossen und als These verallgemeinert. Oder aus einem unvollständigen Gesichtsschädel wird manchmal nicht nur auf eine neue Menschenart geschlossen; in Reproduktionen werden Köpfe rekonstruiert, mit Einzelheiten zu Haut- und Haarfarbe und Gesichtsform, also Informationen, die man den Schädelresten sicher nicht entnehmen kann. Als man in der Höhle Dmanisi in Georgien Schädelfragmente und Skelette von mehr als fünf Urmenschen (*Homo erectus*) fand, war man über die Variabilität der Merkmale überrascht. Hätte man die Reste einzeln in unterschiedlichen Höhlen gefunden, wären vermutlich mehrere Arten daraus abgeleitet worden. Da sie aber alle nebeneinander gefunden wurden, war klar, dass Variabilität, die ein typisches Merkmal für alle Lebewesen ist, auch bei unseren Vorfahren vorhanden war. Was man aus dem Beispiel Dmanisi lernen kann: Wenn man die Variabilität berücksichtigt, wird vermutlich die Zahl der in der Gattung *Homo* beschriebenen Arten deutlich zurückgehen.

**Konrad Lorenz** (1903–1989), einer der Begründer der Verhaltensbiologie war ein ungewöhnlich begabter Naturbeobachter. Wenn er eine besondere Verhaltensweise sah, interpretierte und verallgemeinerte er sie oft. Für ihn reichte sogar eine einzige anekdotische Beobachtung, um eine Regel aufzustellen. **Niklas Tinbergen** (1907–1988), ein weiterer Vater der Verhaltensbiologie, war ebenfalls ein begabter Beobachter. Aber im Unterschied zu Konrad Lorenz konzipierte er nach einer ungewöhnlichen Beobachtung Experimente, um systematisch zu prüfen, ob die einmalige Beobachtung reproduzierbar ist und auch auftritt, wenn viele Individuen unter identischen Bedingungen analysiert werden. Das ist die heute empfohlene Strategie für experimentell arbeitende Wissenschaftler. Denn eine einmalige Beobachtung, also eine Anekdote, kann zwar allgemein gelten, aber es kann auch eine Ausnahme sein. Erst mittels einer Serie von Beobachtungen kann man erkennen, ob die Rückschlüsse verallgemeinert werden dürfen. Dabei nutzt die Wissenschaft zudem die Methoden

der Statistik, um zu prüfen, ob Unterschiede statistisch signifikant sind, d. h. nicht zufällig zustande gekommen sind.

## 6 Ausblick

Narrative sind offenbar so alt wie die Menschheit. Sie halfen den Menschen früher, Ordnung in die chaotische Umwelt zu bringen und für diverse Phänomene eine verständliche Erklärung zu liefern. Narrative waren vielfach Ausgangspunkt für die modernen Naturwissenschaften, den in den Narrativen beschriebenen Phänomenen genauer nachzugehen und rational zu erklären. Manche Narrative, z.B. wie die der Bibel, waren lange Zeit auch Hindernisse für die wissenschaftliche Forschung, da die Katholische Kirche die Aussagen der Bibel wörtlich nahm und moderne Erkenntnisse oft als ketzerisch brandmarkte und verbot.

Eine anekdotische Vorgehensweise ist typisch für die frühen Naturforscher und Mediziner. Einmalige Beobachtungen können wertvolle Hinweise liefern, bedürfen aber der Überprüfung an größeren Beobachtungsserien. Die Versuchung ist groß, aus einer einzelnen Beobachtung eines Phänomens, also einer Anekdote, eine Verallgemeinerung abzuleiten. Da Einzelbeobachtungen vom Zufall abhängig sind, darf man sie jedoch nicht vorschnell in ein Narrativ umwandeln. Die Wissenschaft geht zwar von Anekdoten aus, versucht aber, zu prüfen, ob die Beobachtungen auch in einer größeren Stichprobe Bestand haben und nicht zufällig sind, bevor man daraus eine Theorie ableitet.

## Literatur

- Broberg, G.** (2023). *The Man Who Organized Nature. The Life of Linnaeus*. Princeton University Press, Princeton & Oxford.
- Chan, A, Ridley, M** (2022) *Viral: The Search for the Origin of COVID-1*. Harper Collins Publishers UK.
- Darwin, C.** (1859). *On the Origin of Species*. London: John Murray.
- Eigen, M, Schuster P.** (1979) *The Hypercycle – A Principle of Natural Self-Organization*. Springer, Berlin 1979.
- Funke, J. & Wink, M.** (Hrsg.) (2022). *Die vier Elemente. Heidelberger Jahrbücher Online*, Band 7. Heidelberg University Publishing, <https://doi.org/10.17885/heiup.hdjbo.2022.1>
- Grinkov VG, Bauer A, SI Gashkov, H Sternberg, M Wink** (2018) Diversity of social-genetic relationships in the socially monogamous pied flycatcher (*Ficedula hypoleuca*) breeding in Western Siberia. *PeerJ* 6:e6059 <https://doi.org/10.7717/peerj.6059>
- Leroi A M** (2017) *Die Lagune oder wie Aristoteles die Naturwissenschaften erfand*. Theiss, Darmstadt

- Linné, C. von (1735–1768). *Systema Naturae*.  
 Medwedjew, S. A. (1971) *Der Fall Lyssenko. Eine Wissenschaft kapituliert*. Hamburg 1971  
 Meyer A (2015) *Adams Apfel und Eva's Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer*. Bertelsmann Verlag, München.  
 Niehaus, M. & Wink, M. (2020) *Wie man Männer in Schweine verwandelt und wie man sich vor solch üblen Tricks schützt*. Hirzel-Verlag, Stuttgart.  
 Niehaus, M., Wink, M. (2024) *Warum kopflose Männchen die besseren Liebhaber sind. Sex und Fortpflanzung im Tierreich*. Hirzel-Verlag  
 Nüsslein-Volhard, C. (2017) *Die Schönheit der Tiere. Evolution biologischer Ästhetik*. Matthes & Seitz, Berlin  
 Popper, K. (1935) *Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft*. Julius Springer, Wien  
 Schachinger, W., M. Wink, H. P. T. Ammon & E. Schrott (2025) *Heilpflanzen der ayurvedischen und westlichen Medizin*. 2. Aufl. Springer  
 Schulze-Hagen, K., Swatschek, I., Dyrzcz, A. & M. Wink (1993) Regelmäßiges Vorkommen multipler Vaterschaften in Bruten des Seggenrohrsängers *Acrocephalus paludicola*: Erste Ergebnisse des DNA-Fingerprintings. *Journal f. Ornithologie* 134, 145–154 (1993)  
 Storch, V., Welsch, U. & Wink, M. (2013). *Evolutionsbiologie*. 3. Auflage; Springer, Heidelberg.  
 van Wyk B.-E., C. Wink, M. Wink (2015) *Handbuch der Arzneipflanzen*, 3. Aufl., WVG, Stuttgart.  
 Wink, M. (1999). Wirkung und Kulturgeschichte psychotroper Pflanzen und Drogen, in H. Kiesel (Hg.): *Rausch, Heidelberger Jahrbücher*, 43, 27–90.  
 Wink, M. (2009) Wirkung der Vielkomponenten-Gemische auf Proteine, Gene und Biomembranen *Swiss Journal of Integrative Medicine*, 21, 42–53, 2009  
 Wink, M. (2015a) Modes of action of herbal medicines and plant secondary metabolites. *Medicines*, 2, 251–286  
 Wink, M. (2015b) Vom Pfeilgift bis zum Rauschmittel: Sekundärstoffe – die Geheimwaffen der Pflanzen. *Biologie in unserer Zeit* 45, 225–235.  
 Wink, M. (2022). Gift- und Rauschpflanzen in der frühen Antike: Ein Ausflug in die Welt der Ilias und Odyssee. *Biologie in unserer Zeit*. 52, 29–37, <https://doi.org/10.11576/biuz-4988>  
 Wink, M. (2025). *Ornithologie für Einsteiger und Fortgeschrittene*. 2. Aufl. Springer-Spektrum, Heidelberg  
 Wink M. & Dyrzcz A. (1999) Mating systems in birds: a review of molecular studies. *Acta Ornithologica* 34: 91–109  
 Wink, M. & Nünning, V. (2024). *Prognosen in der Wissenschaft*. Heidelberger Jahrbücher Online Band 9. Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2024.1>  
 Wink M, C. Wink, B. E. van Wyk (2008) *Handbuch der giftigen und psychoaktiven Pflanzen*. WVG, Stuttgart 2008.

## Über den Autor

**Michael Wink** ist Ordinarius für Pharmazeutische Biologie an der Universität Heidelberg, wo er seit 1989 die Abteilung Biologie am Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie leitete. Seit seiner Pensionierung arbeitet er seit dem 1.10.2019 dort als Seniorprofessor. Nach dem Studium der Biologie an der Universität Bonn forschte er in Braunschweig, Köln, München und Mainz. Seine Arbeitsgebiete reichen

von Phytochemie, Arznei- und Giftpflanzen, Ornithologie und Naturschutz bis zur Systematik, Phylogenie und Evolutionsbiologie. Er ist Autor/Co-Autor von mehr als 40 Büchern und über 1000 Originalarbeiten. Er ist Gastprofessor an Universitäten in China und Mexiko, außerdem Mitglied diverser Wissenschaftlicher Beiräte, Ko-Herausgeber des Heidelberger Jahrbuchs, Herausgeber einiger Zeitschriften und Empfänger mehrerer Auszeichnungen.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Michael Wink  
Institut für Pharmazie und Molekulare Biotechnologie, Universität Heidelberg  
D-69120 Heidelberg  
wink@uni-heidelberg.de

# Anekdoten und Narrative in den Wissenschaftsdisziplinen der Biologie: Die Vermenschlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der Einfluss alter Mythologien

Claudia Erbar & Peter Leins

Centre for Organismal Studies (COS) Heidelberg, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** In der Biologie nutzen wir Anekdoten und Narrative oft zur Werbung und um Interesse zu wecken. Aber darin kann auch die Gefahr der Missinterpretation von realen Sachverhalten liegen. Bringt man eine Anekdote von Carl von Linné auf einen Nenner („Aus Kohlköpfen werden Menschenköpfe und aus Menschenköpfen werden Kohlköpfe“), so ist dies letztlich die Quintessenz eines Ökosystems (mit der Nahrungskette). Da Ökosysteme dynamisch sind, passt auch eine Anekdote aus vorsokratischer Zeit („panta rhei“ – Alles fließt), die Heraklit von Ephesus zugeschrieben wird. Die Aussage von Aristoteles: „Die reinste Anschauung der Dinge hat, wer sie vom Anbeginn her wachsen sieht“, findet ihre Bestätigung, wenn man durch die Verfolgung der Blütenentwicklungsgeschichte zeigen kann, dass gleiche oder ähnliche Erscheinungsbilder von Strukturen im Blütenbereich auf völlig unterschiedliche Weise entstehen können.

Beeinflussen antike Mythen unser heutiges Bild bestimmter Pflanzen? Der verführerische Apfel der Eva, der Zankapfel der Eris, der goldene Apfel des Paris, die goldenen Äpfel der Hesperiden – Früchte, die für Verführung, Zwist, Verderbnis oder ewige Jugend stehen. Ist in all diesen Früchten unser alltäglicher Apfel zu sehen?

„Becircen“ („bezirzen“) geht auf die sagenhafte Zauberin Kirke zurück und wird nach dem Duden als Synonym zu „anlocken, betören, bezaubern“ gebraucht. Im homerischen Epos „Odyssee“ benutzt Kirke „schädliche Mittel“. Welcher pflanzliche Inhaltsstoff könnte bewirken, dass Männer in Schweine verwandelt werden? Was hat unser heimisches Hexenkraut *Circaea* damit zu tun? Und welche Pflanze verbirgt sich hinter dem geheimnisvollen „moly“, das der Götterbote Hermes Odysseus überreicht als Mittel gegen die Gifte der Kirke?

## 1 Einleitung

Mythologische und religiöse Erzählungen zeigen, wie prägend (und leider auch radikalisiert) Geschichten bis heute sind. In Europa begannen die Menschen in der Steinzeit (vor 37 000 Jahren in Südfrankreich) ihre Geschichten in Höhlenmalereien darzustellen. Vor etwa 5300 Jahren (etwa um 3300 v. Chr.) entwickelten sich in Mesopotamien die Keilschrift und fast zeitgleich in Ägypten die Hieroglyphen. Unsere heutigen alphabetischen Schriften aus Konsonanten und Vokalen gehen auf die im 11. Jahrhundert v. Chr. entstandene phönizische Schrift zurück. Geschichten, die aus Konsonanten und Vokalen aufgeschrieben sind, sind uns für eine Interpretation leichter zugänglich.

Narrative – Geschichten erzählen und aufschreiben – und die Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse scheinen sich auf den ersten Blick gegenseitig auszuschließen. Aber um Sachverhalte interessanter zu vermitteln, benutzen wir in öffentlichen Vorträgen, aber auch in der Lehre und zuweilen in wissenschaftlichen Publikationen Anekdoten. Besonders wenn es um Verhaltensweisen von Tieren geht, neigen wir dazu, diese mit menschlichen Verhaltensmustern zu schildern. Ein paar Beispiele aus dem Bereich der Insekten sollen kurz gestreift werden.

Als „Macho“ bezeichnen wir in Vorträgen das Männchen der Sizilianischen Schneckenhausbiene (*Rhodanthidium siculum*), weil es sich das vom Weibchen für den Nestbau ausgesuchte Schneckenhaus okkupiert und nur auf die Kopulation aus ist. In der entsprechenden Publikation (Erbar & Leins 2017) sprechen wir sogar von „sexueller Belästigung am Arbeitsplatz“ („sexual harassment at work“), wenn das Männchen das Weibchen während der Arbeit wie das Füllen des Schneckenhauses mit Larvenproviant (Pollenkörner und Nektar) und nach der Eiablage beim Verschließen des Schneckenhauses stört und so oft wie möglich versucht, mit dem Weibchen zu kopulieren (für mehr Information siehe auch Erbar & Leins 2023). Es ist aber keine sexuelle Belästigung in unserem heutigen Sinn, sondern das Verhalten dient lediglich dazu, das eigene genetische Material an die nächste Generation weiterzugeben.

Als „intelligente Baumeister“ bezeichnen wir in Vorträgen die Mörtelbienen, u. a. die solitär lebende Sizilianische Mörtelbiene (*Chalicodoma sicula*), die wir oft beim Nestbau beobachtet haben. Es ist schon faszinierend, wie das Weibchen eine Brutröhre in Wulsttechnik töpft, indem Stränge aus verklebtem Sand ringförmig übereinander geschichtet werden. Den Sand sammelt sie dort, wo er etwas ausgesintert ist. Aus Sand allein kann man kein Haus und auch keine Niströhre bauen – es braucht einen Kleber, damit Mörtel gebildet wird. Den Kleber in Form von langkettigen Kohlenwasserstoffen produziert die Biene selber in großen Speicheldrüsen (Labialdrüsen). Der Kleber wird schon bei Raumtemperatur fest und ist hydrophob (Kronenberg & Hefetz 1984), so dass die Brutröhren, die an Zweigen, oder Hauswänden oder auch



meeresnahen Felsen angeheftet werden, durch starken Regen und auch Winterstürme und den Kontakt mit Salzwasser nicht beschädigt werden. Aber die Mörtelbiene hat keinen genialen Plan, sondern ihr Verhalten ist vom Brutinstinkt gesteuert und in der Evolution zufällig entstanden. Im Hochsommer und Herbst werden besonders Wespen als „angriffslustige Plagegeister“ beschrieben. Aber sie greifen nicht um des Angreifen willens an. Fleisch (nicht nur andere Insekten, sondern auch von unseren Tellern) benötigen sie als Nahrung für die Brut. Dass sie für sich selber Zucker für die Ernährung brauchen (den sie auch von unseren Kuchen oder aus unseren zuckerhaltigen Getränken naschen), macht sie zu oft unterschätzen Bestäubern (Leins & Erbar 2008), da sie den zuckerreichen Nektar in den Blüten suchen und dabei unbeabsichtigt auch für die Übertragung der Pollenkörner aus den Staubbeuteln auf die Narbe einer anderen Blüte sorgen. Also keine Plagegeister, sondern Nützlinge! Mit den Interesse weckenden oder aus menschlicher Sicht verwendeten Begriffen müssen wir also immer aufpassen, den richtigen Mittelweg zwischen Didaktik und Wahrheit zu finden.



**Abbildung 1:** Bildliche Umsetzung des Narrativs von Linné (1745): Aus Menschenköpfen werden Kohlköpfe und aus Kohlköpfen werden Menschenköpfe (verkürzte Wiedergabe des Zitats). Verschiedene Kohl-Arten projiziert auf den Altar mit Schädel und Knochen im Beinhaus (Karner) der Wehrkirche St. Michael (Weißkirchen, Wachau, Österreich). Kollage Peter Leins. Bildquellen: Eigene Aufnahmen

In den folgenden Kapiteln wollen wir einerseits bekannte Narrative aus dem naturwissenschaftlichen Bereich etwas genauer beleuchten bzw. mit Fakten untermauern sowie antike Mythen unter dem Gesichtspunkt betrachten, wie sie unsere Pflanzenwahrnehmung und auch Sprache beeinflussen. In den ersten Kapiteln können wir ganz deutlich zwischen wissenschaftlichen Fakten und Interpretationen unterscheiden. In den Kapiteln mit mythologischem Hintergrund verwischen sich die Grenzen etwas, und wir landen auch im Bereich der Spekulationen.

## 2 Narrative und ihr naturwissenschaftlicher Hintergrund

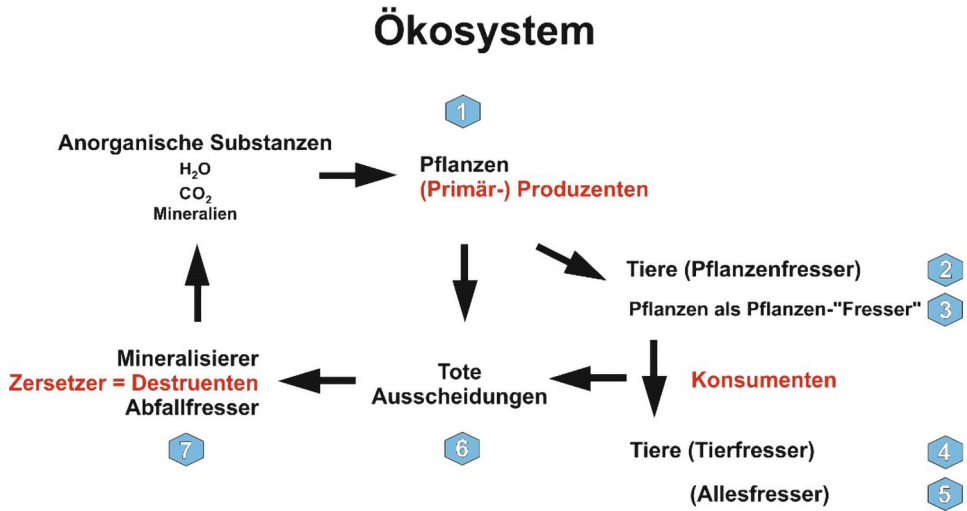
### 2.1 Ökosysteme

Unsere Narrativen-Darstellung möchten wir mit dem schwedischen Naturforscher Carl von Linné (1707–1778) beginnen, der mit seiner sog. binären Nomenklatur die Grundlagen der modernen botanischen und zoologischen Taxonomie (biologische Ordnungswissenschaft) gelegt hat. Eines seiner Narrative (Linné 1745) kann in Kurzform<sup>1</sup> so wiedergeben werden: ‚Aus Menschenköpfen werden Kohlköpfe und aus Kohlköpfen werden Menschenköpfe‘ (Abb. 1). Linné beschreibt damit ein Phänomen, das wir heute als Ökosystem bezeichnen. Die toten Organismen stehen in Beziehung zu einem „Quasi-Gleichgewicht“<sup>2</sup> zwischen Produzenten (grüne Pflanzen), Konsumenten und Destruenten (z. B. Mikroorganismen). Ökosysteme sind ineinander geschachtelte, über längere Zeiträume veränderliche (etwa durch einen Klimawandel), also nur vorübergehend abgrenzbare Komplexe (Abb. 2; siehe Erbar & Leins 2020).

Greifen wir zur Veranschaulichung einfach ein paar Ökosysteme heraus. Beginnen wir mit einem Ökosystem, das wohl eines der faszinierendsten Landschafts-

1 Das ausführliche Zitat findet sich in Erbar & Leins 2020.

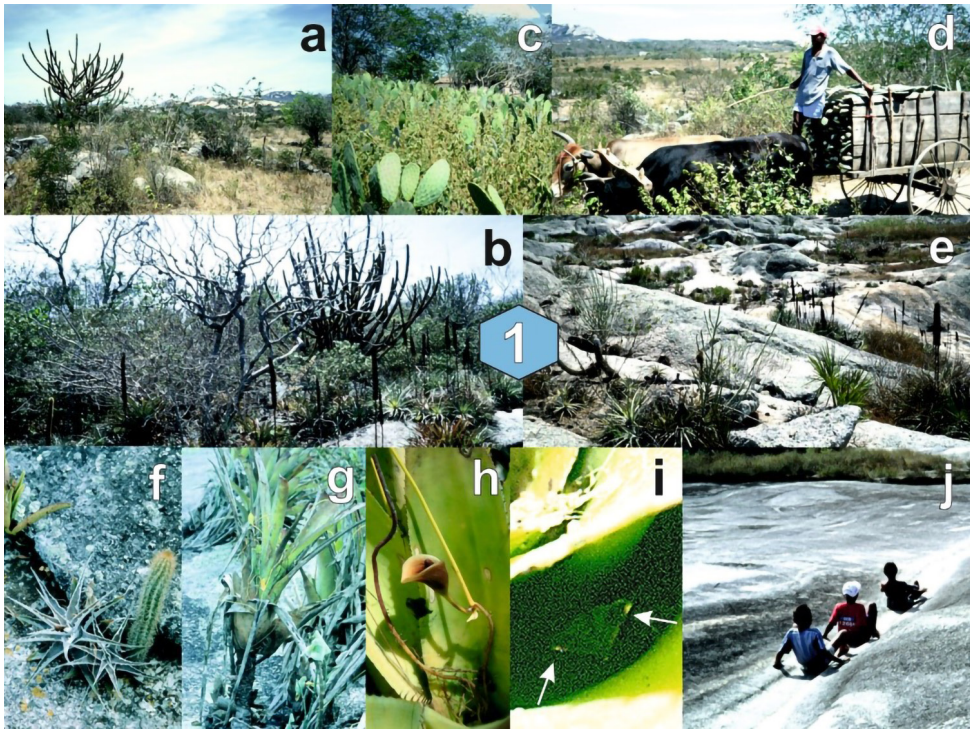
2 Als Ökosysteme werden Organismengemeinschaften und ihre unbelebte Umwelt bezeichnet, die durch vielfältige Wechselbeziehungen miteinander verbunden sind. Stehen die Akteure in einem stabilen Verhältnis zueinander, ist das Ökosystem im Gleichgewicht. Es ist aber ein dynamisches System, da es neben sich verändernden Populationsgrößen der Pflanzen und Tiere stets Stoffumsätze und Energieflüsse gibt. Ist die Bilanz insgesamt ausgeglichen, erscheint uns das als Gleichgewicht. Da es kein statisches System ist, sprechen wir von einem „Quasi-Gleichgewicht“. Ein einigermaßen stabiles Ökosystem ist nach einer Störung zur Selbstregulation fähig. Es kann aber auch zu einseitigen Veränderungen kommen. Beispielsweise in Räuber-Beute-Beziehungen kann es für eine bestimmte Organismengruppe zu dramatischen Veränderungen kommen, die die Beute-Population an ihre Existenzgrenze bringen kann. Sind die Störungen zu groß, „kippt“ eventuell ein bestehendes Ökosystem: Es kann zum Aussterben von Arten kommen, es kann sich aber auch ein völlig neues Ökosystem einstellen. Wie sich Ökosysteme unter stark veränderten Bedingungen verhalten, ist aber vom Zufall geprägt und nicht vorhersehbar (siehe dazu, z. B., Låstad & Haerter 2022).



**Abbildung 2:** Stark vereinfachte Darstellung eines Ökosystems. Die verschiedenen Stationen inklusive der Nahrungsketten sind mit Zahlen markiert, die sich auch auf den entsprechenden Bildzusammenstellungen (Abb. 3–11) finden. Bildquelle: Eigenes Schema

gebiete im Nordosten Brasiliens (Pernambuco) ist, nämlich eine Trockensteppe oder Dornbuschsavanne, die sog. Caatinga (Abb. 3). Dort fallen nur noch etwa 300 mm Regen pro Jahr. Dies sagt aber nicht viel aus, da es ein Durchschnittswert ist. In manchen Jahren bleibt der Regen völlig aus und es kommt zu Dürreperioden; nur die seltenen westlichen Winde bringen den ersehnten Regen. Charakteristisch aber ist die Unregelmäßigkeit der Niederschläge. Einem Jahr mit heftigen Niederschlägen, ja sogar Überschwemmungen, folgen verheerende Dürren. Das Besondere an dieser Landschaft ist eigentlich lebensbedrohend, und zwar für Pflanzen, Tiere und den Menschen. Dort wo sich in der Regenzeit das Wasser sammelt, entsteht eine dichtere Vegetation. Auf manchen der extrem trockenen Inselberge (Granitberge in den Tropen; der verwitterungsbeständige Granit bleibt stehen, während das umgebende Kalk-Gestein verwittert) in Pernambuco findet sich eine besondere Ineinanderschachtelung von Ökosystemen (Abb. 3g–i; siehe auch Erbar & Leins 2022): Das Wasser im Trichter einer großen Bromelie dient einem Aronstabgewächs als Quelle für Wasser und Nährsalze und ist auch der Lebensraum eines Frosches.

Dort wo in den Tropen genügend Wasser zur Verfügung steht, entwickeln sich immergrüne tropische Regenwälder; sie beherbergen mehr Arten als alle anderen Lebensräume der Erde und eine Fülle von Lebensformen (Abb. 4). Im Osten Brasiliens sind vor allem die östlichen Passatwinde für den Regenreichtum und für die davon abhängige Ausbildung der Küstenregenwälder (Mata Atlantica) verantwortlich (Abb. 4a). Hinter den Bergketten im Bereich fallender Luftmassen erwärmt sich

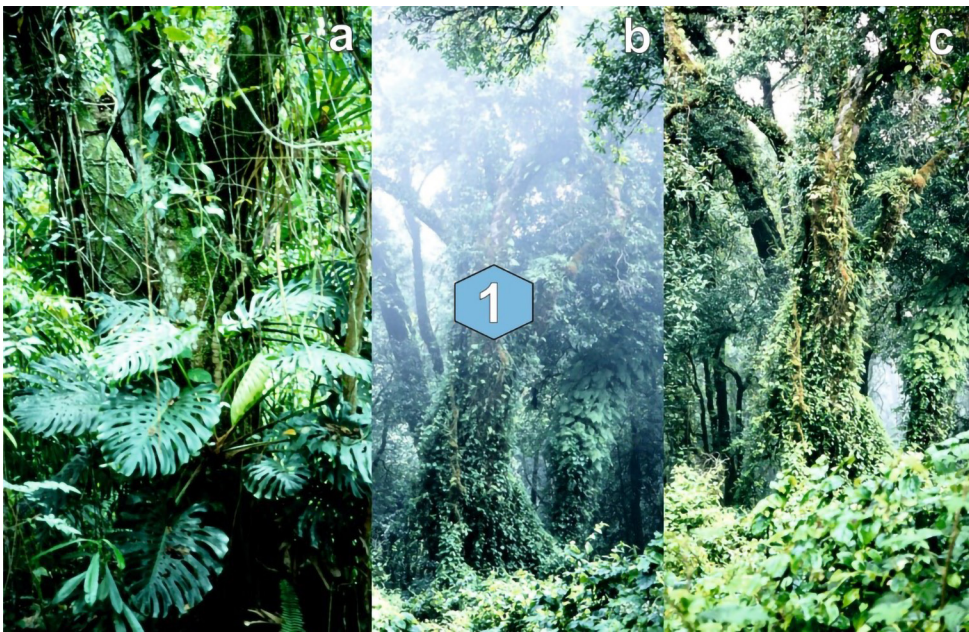


**Abbildung 3:** Caatinga (Dornbuschsavanne) in Pernambuco (NO-Brasilien). – a–d, Caatinga bei Pesqueira; siehe „1“ in Abb. 2. – a, Übersichtsbild mit einem Säulenkaktus (*Pilosocereus pachycladus* ssp. *pernambucensis*). – b, Typische Ansicht eines „Hellen Waldes“ (Übersetzung des indianischen Worts „Caatinga“). Die Vegetation besteht hauptsächlich aus gegen Dürre beständigen Sträuchern (links), Kakteen (in der Bildmitte *Pilosocereus pachycladus* ssp. *pernambucensis* und Bromelien (rechts im Bild *Encholirium spectabile* mit einem langen Blütenstand.) – c–d, Opuntien, die dem Vieh der Bauern zur Nahrung geboten werden. – e, Vegetation auf einem Inselberg bei Alagoinha. – f–i, Inselberg in den Serra Negra. – f, In Spalten, in denen sich Erde ansammelt, findet sich oft eine typische Ansammlung von kleinen Orchideen (links oben: *Brassavola tuberculata*), Bromelien und Kakteen (rechts unten: *Pilosocereus gounellei*). – g–i, Ein Mini-Ökosystem geprägt von der Trichter-Bromelie *Aechmea leptantha*, dem Aronstabgewächs *Anthurium bromelicola* und einem Frosch (Bild stark aufgehell, um den Frosch zwischen den Bromelienblättern sichtbar zu machen; Pfeile weisen auf die Augen). – j, Abflussrinnen werden von Kindern vielfach als Rutschbahnen genutzt (oft Kanister als „Schlitten“; Inselberg bei Pedra). Bildquellen: Eigene Aufnahmen



die Luft und gibt dann kaum mehr Feuchtigkeit ab, was für die Regenarmut der oben erwähnten Caatinga verantwortlich ist. Aus diesem dürrageplagten Armenland Brasiliens wandern die Menschen ab und siedeln hauptsächlich an der Küste, was dann zur Zerstörung des atlantischen Küstenregenwaldes beiträgt. Großflächiges Abholzen findet aber hauptsächlich für den Zuckerrohr-Anbau statt. Es ist aber nicht die Caipirinha, für die Zuckerrohr in großen Mengen gebraucht wird, sondern der größte Teil wird für die Gewinnung von Bioethanol-Kraftstoff eingesetzt.

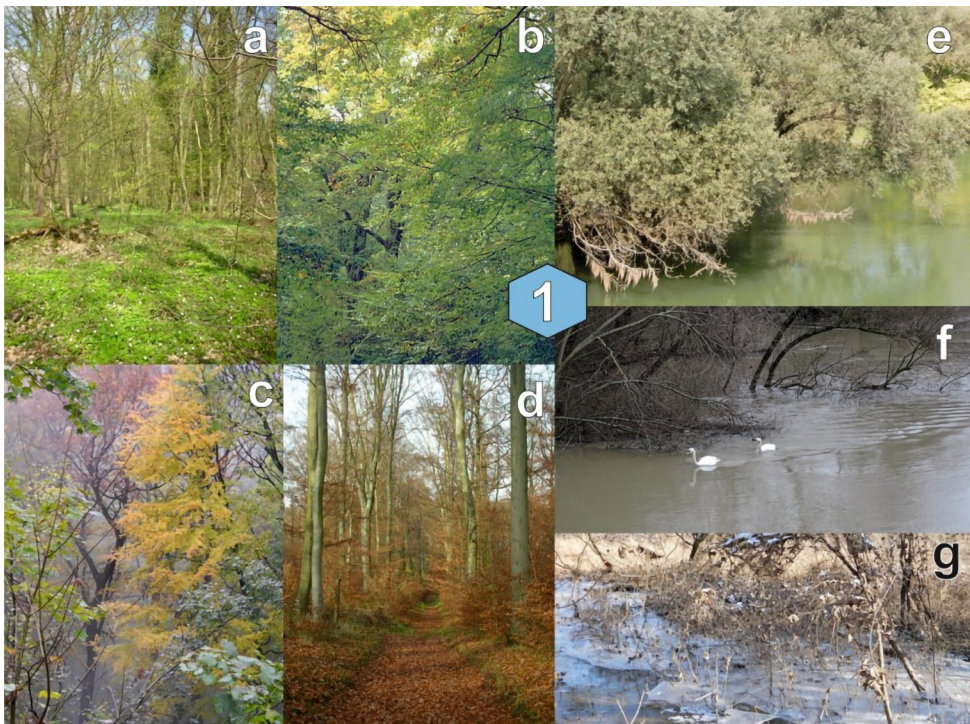
In den Tropen findet sich in Gebirgslagen zwischen 1000 und 3500 mNN in der Wolkenregion der sog. Nebelwald (Abb. 4b–c). Er ist gekennzeichnet durch ständigen Nebel, Taufall und Sprühregen. Durch den Wind steigen die feuchten Luftmassen am Hang aufwärts und kühlen sich dabei adiabatisch durch Ausdehnung ab, so dass es zur Kondensation des Wasserdampfes kommt und es bildet sich eine dichte Wolkendecke oder Nebel. In diesem ist die Luft mit Wasser übersättigt, die kleinen Nebeltröpfchen bleiben suspendiert, schlagen sich jedoch an festen Oberflächen nieder. Bewegt sich der Nebel bei Wind durch den Wald, so werden die Wassertröpfchen von



**Abbildung 4:** Immergrüne tropische Regenwälder; siehe „1“ in Abb. 2. – a, Mata Atlantica (Küsten-Regenwald) in der Nähe von Recife (NO-Brasilien). Im Vordergrund das köstliche Fensterblatt *Monstera deliciosa* (Aronstabgewächs, Araceae). – b–c, Nebelwald am Doi Inthanon (N-Thailand). Beindruckend die hohe Zahl von Epiphyten (Aufsitzerpflanzen), die durch die hohe Luftfeuchtigkeit möglich ist (siehe dazu Erbar & Leins 2022). Bildquellen: Eigene Aufnahmen

den Baumkronen „herausgekämmt“, sie tropfen von den Blättern ab, wodurch der Boden sehr hohe Wassermengen erhält.

Gehen wir zu einer nächsten Pflanzengesellschaft über, dem heimischen Buchenwald (Abb. 5a–d). Sein Vorkommen wird bedingt durch das typische Buchenwald-Klima (Jahreszeiten-Klima mit warmen, zuweilen heißen Sommern, aber mit genügend Regen [Niederschlagsmaximum im Sommer] und nicht zu langer kalter Winterzeit, die der Grund für den Blattabwurf ist). Dominanter Laubbaum ist die Rot-Buche (*Fagus sylvatica*), begleitet von Hainbuche (*Carpinus betulus*), Ahorn- (Spitz-Ahorn *Acer platanoides*, Berg-Ahorn *A. pseudoplatanus*, Feld-Ahorn *A. campestre*) und Eichen-



**Abbildung 5:** Mitteleuropäische Wälder; siehe „1“ in Abb. 2. – a–d, Buchenwälder im Raum Heidelberg, Baden-Württemberg. – a, Buchenwald mit beginnender Belaubung im „Erstfrühling“. Bei den 10 phänologischen Jahreszeiten ist das Buchwindröschen *Anemone nemorosa* (Hahnenfußgewächs, Ranunculaceae), das fast flächendeckend im Vordergrund zu sehen ist, die Zeigerpflanze, die das Einsetzen des Erstfrühlings markiert. – b, Frühsommer-Aspekt; Laub entwickelt. – c, Vollherbst mit beginnender Blaufärbung. – d, Winter-Aspekt. – e–g, Auwald auf der Ketscher Rheininsel (Baden-Württemberg). – e, Blick von der hölzernen Altrheinbrücke auf die „Biegholz-Aue“ mit Silber-Weiden (*Salix alba*). – f, Starkes Winter-Hochwasser (Januar-Februar 2021), das auch die Hartholz-Aue überschwemmte. – g, Nach starkem Frost und dann Wasserrückgang können die Kanten der Eisplatten Verletzungen an den Bäumen hervorrufen. Bildquellen: Eigene Aufnahmen

arten (Trauben-Eiche *Quercus petraea*, Stiel-Eiche *Q. robur*) sowie der Esche (*Fraxinus excelsior*). Hinzu kommt eine artenreiche Waldsaumgesellschaft und ein Unterwuchs aus krautigen Pflanzen; letztere blühen hauptsächlich im Frühjahr, wenn noch kein Blätterdach den Lichtgenuss einschränkt. Kommt es zu Veränderungen was den Bodenfaktor (edaphischer Faktor) betrifft, z.B. durch Überflutungen, verschwindet die nässeempfindliche Buche und es stellt sich eine mitteleuropäische Auenlandschaft ein (Abb. 5e–g), die im Wesentlichen aus zwei Bereichen besteht. Mehrmals im Jahr überflutet wird der bach- oder flussnahe Bereich, den wir bewusst Biegholz- statt Weichholz-Aue nennen. Die hier typischen Holzpflanzen wie Weiden und Pappeln bilden Lignin armes Holz aus. Dadurch wird es biegsam. Dann folgt vom Fluss entfernt (aber mindestens einmal im Jahr überflutet) auf den Ablagerungen der letzten Kaltzeit die sog. Hartholz-Aue.

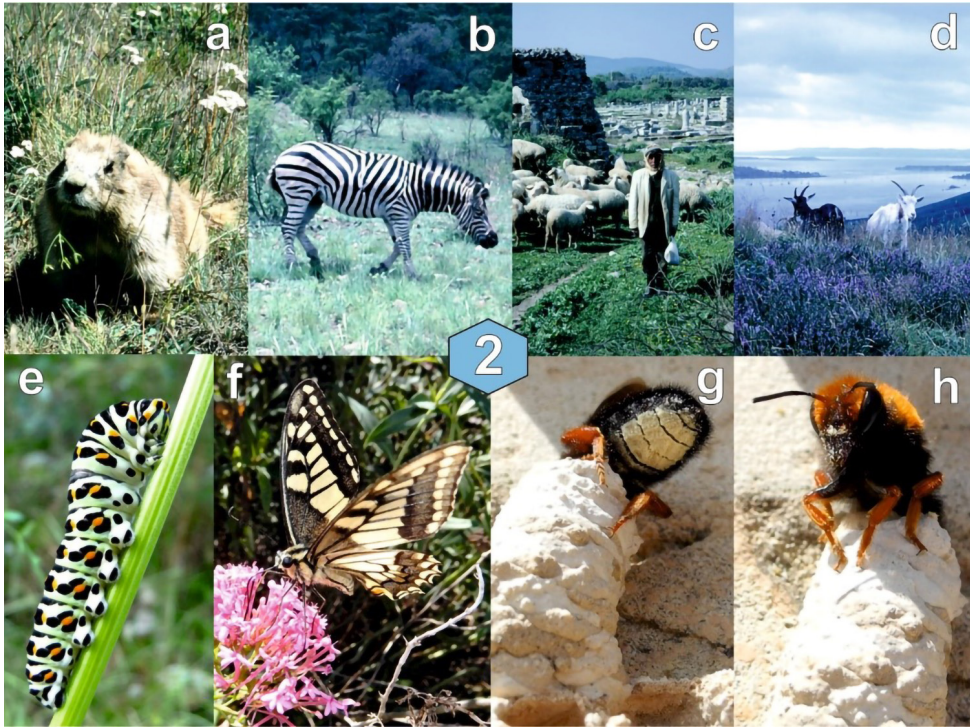
Bisher standen die Pflanzen als Primärproduzenten im Fokus („1“ in Abb. 2). Unabhängig von den Landschaften, wollen wir nun in Ökosystemen Organismen kurz ansprechen, die auf unterschiedliche Weise das Nahrungsangebot nutzen.

Eine kleine Auswahl von Tieren, die reine Pflanzenfresser sind („2“ in Abb. 2), zeigt Abb. 6. Dazu gehören viele Nagetiere, die großen Huftiere in den Savannen Afrikas, aber auch Weidetiere. Nicht zu vergessen sind solche Vögel, die sich überwiegend von vegetativen Pflanzenteilen (Gänse, Schwäne) oder von Früchten und Samen (Finken, Sperlinge, Ammern) ernähren. Eine große Rolle spielen aber hier auch Insekten, z.B. als Fresser an Blättern (Raupe) oder als Bestäuber, die entweder Nektar und/oder Pollenkörner zu sich nehmen.

Zu den reinen Pflanzenfressern gehören auch Pflanzen, nämlich Vollscharotzer (parasitische Pflanzen, „3“ in Abb. 2), die ihre Wirte sowohl für Wasser und Nährstoffe anzapfen. Sie selber sind chlorophyllfrei, also gehören sie nicht zu den Produzenten. Die Zusammenstellung (Abb. 7) zeigt mit dem Gelben und Roten Cistrosenwürmer (*Cytinus hypocistis*, *C. ruber*) solche Vertreter aus der Familie der Cytinaceae, die auf Cistrosen spezialisiert sind. Die anderen Bilder zeigen Vollscharotzer der Gattung *Orobanch*e (Sommerwurz). Während manche Arten als Wirte bestimmte Familien bevorzugen (die Kalifornische Sommerwurz *Orobanch californica* z.B. die Köpfchenblütler/Asteraceae), besitzen andere ein engeres Wirtsspektrum. Die Nelken-Sommerwurz (*Orobanch caryophyllacea*), auch Gewöhnliche Sommerwurz oder Labkraut-Sommerwurz genannt, zapft die Wurzeln von Labkraut- (*Galium*-) Arten an (seltener auch *Asperula*-Arten).

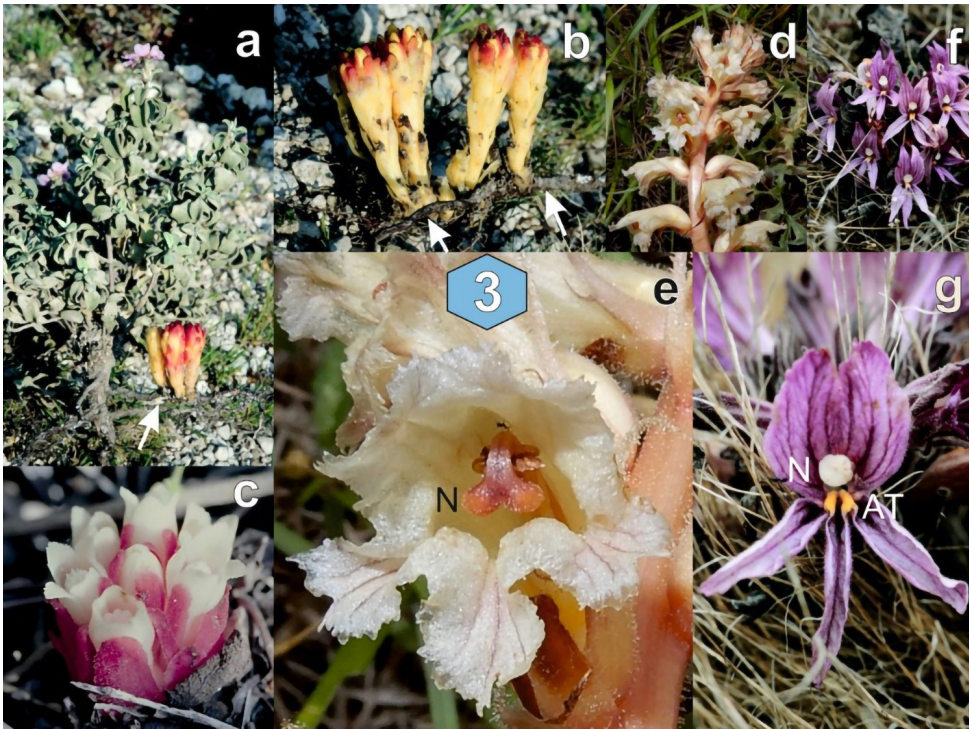
Reine Fleischfresser („4“ in Abb. 2) finden sich in vielen unterschiedlichen Tiergruppen (Abb. 8). Die meisten Reptilien ernähren sich von tierischer Nahrung; Ausnahmen sind Landschildkröten und der Grüne Leguan. Auch die Spinnen sind Fleischfresser ebenso wie die Libellen (sowohl die Larven als auch die adulten Tiere) unter den Insekten. Bei den Säugetieren denkt man sofort an die Löwen. Auch bei den





**Abbildung 6:** Tierische reine Pflanzenfresser; siehe „2“ in Abb. 2. – a, Olympisches Murmeltier (*Marmota olympus*; Hurricane Ridge, Olympic National Park, Bundesstaat Washington, USA). – b, Steppen-Zebra (*Equus quagga*) in der Savanne (Pilanesberg National Park, nordwestlich von Johannesburg, Südafrika). – c, Schafherde in Milet (Türkei). – d, Verwilderte Ziegen im schottischen Hochland (Firth of Clyde, Rosneath). – e–f, Raupe und adultes Tier des Schwalbenschwanzes (*Papilio machaon*; Gardasee-Gebiet). Der Falter säuft Nektar an der Roten Spornblume (*Centranthus ruber*). – g–h, Sizilianische Mörtelbiene (*Chalicodoma sicula*). – g, Wenn nach mehreren Blütenbesuchen hauptsächlich am Kretischen Hornklee (*Lotus creticus*) die Bauchbürste vollgefüllt mit hellgelben Pollenkörnern ist, fliegt das Weibchen zur Niströhre und dann beobachtet man immer den gleichen Ablauf: die Biene fliegt an, begibt sich kopfüber in die Röhre und spuckt den Nektar aus. – h, Dann dreht sie sich um, setzt sich mit dem Hinterleib in die Röhre (man sieht, dass sie vorher im Nektar gearbeitet hat: die Mundwerkzeuge sind klebrig und es hängt etwas Pollen daran) und streift mit ihren Mittel- und Hinterbeinen die Pollenkörner aus der Bauchbürste in das Nest hinein. Bildquellen: Eigene Aufnahmen





**Abbildung 7:** Pflanzliche Pflanzenfresser; siehe „3“ in Abb. 2. – a–b, Gelber Cistrosenwürger (*Cytinus hypocistis*) auf den Wurzeln der Kleinblütigen Cistrose (*Cistus parviflorus*; zwischen Didyma und Akköy, Türkei). Die Wurzeln (Pfeile) wurden frei gelegt. – c, Roter Cistrosenwürger (*Cistus ruber*; Datca, Marmaris, Türkei). – d–e, Nelken-Sommerwurz *Orobanche caryophyllacea* (Kalk-Trockenrasen am Beiertaler Weg, Nußloch, Baden-Württemberg). – f–g, Kalifornische Sommerwurz *Orobanche californica* (Chimney Rock, Point Reyes, Kalifornien, USA). Man beachte, dass bei *O. caryophyllacea* die Narbe als dreidimensionale Staubgefäß-Kopie fungiert, die auffällige Narbe bei *O. californica* allerdings von der Form her nicht als Kopie eines Staubgefäßes (bzw. von Pollensäcken) angesprochen werden kann. Dafür befinden sich auffällige, halbplastische Staubbeutel-Attrappen auf der Unterlippe der Blumenkrone (Näheres und weitere Beispiele zur „Signalattrappen-Theorie“ siehe Leins & Erbar 2008, Erbar & Leins 2019). N = Narbe, AT = Staubbeutel-Attrappe. Bildquellen: Eigene Aufnahmen



**Abbildung 8:** Reine Fleischfresser; siehe „4“ in Abb. 2. – a, Levanteotter (*Macrovipera lebetina*) aus der Familie der Vipern (Patara, Türkei). – b, Die Sizilianische Mauereidechse (*Podarcis waglerianus*) hat eine Grille gefangen (Vendicari, Sizilien). – c, Eine Eichblatt-Kreuzspinne, auch Eichblatt-Radspinne genannt (*Aculepeira ceropegia*, syn. *Araneus ceropegia*) hat eine Honigbiene beim Besuch eines blühenden Brombeerstrauches im Netz gefangen und als Vorrat eingewickelt (Hafling, Südtirol). – d, Kleine Blaupfeil-Libelle (*Orthetrum coerulescens*; Botanischer Garten Schloss Trautmannsdorf, Meran). – e, Berberlöwen-Männchen (*Panthera leo leo*) im Zoo Heidelberg. – f–g, Fleischfressende Vögel an/in der Murg bei Baiersbronn-Schwarzenberg (nördl. Schwarzwald). – f, (Bachstelze (*Motacilla alba*)). – g, Wasserramsel (*Cinclus cinclus*). Bildquellen: Eigene Aufnahmen



**Abbildung 9:** Allesfresser; siehe „5“ in Abb. 2. — a, Als anpassungsfähige, ausgesprochene Allesfresser können sich Wildschweine (*Sus scrofa*) leicht neue Nahrungsnischen erschließen, was dazu führt, dass sie auch in Felder, vermehrt aber auch in Gärten und Innenstadtbereiche eindringen. — b, Die Westmöve (*Larus occidentalis*) ist eine große Weißkopf-Möve von der Westküste Nordamerikas (Meyers Creek Beach, Oregon, USA). Möwen nehmen je nach Gelegenheit lebende Nahrung (vornehmlich Fische), Abfälle oder Aas zu sich. — c, Dreidimensionale Rekonstruktion von „Ötzi“ („Mann aus dem Eis“), einer aus der Jungsteinzeit (um 3300 v. Chr.) stammenden Gletschermumie; im Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen aufgenommen. Bildquellen: Eigene Aufnahmen



Vögeln gibt es eine Reihe reiner Fleischfresser (z. B. Bachstelze und Wasserramsel, aber auch Reiher, Störche, Greife, Eulen u. a.)

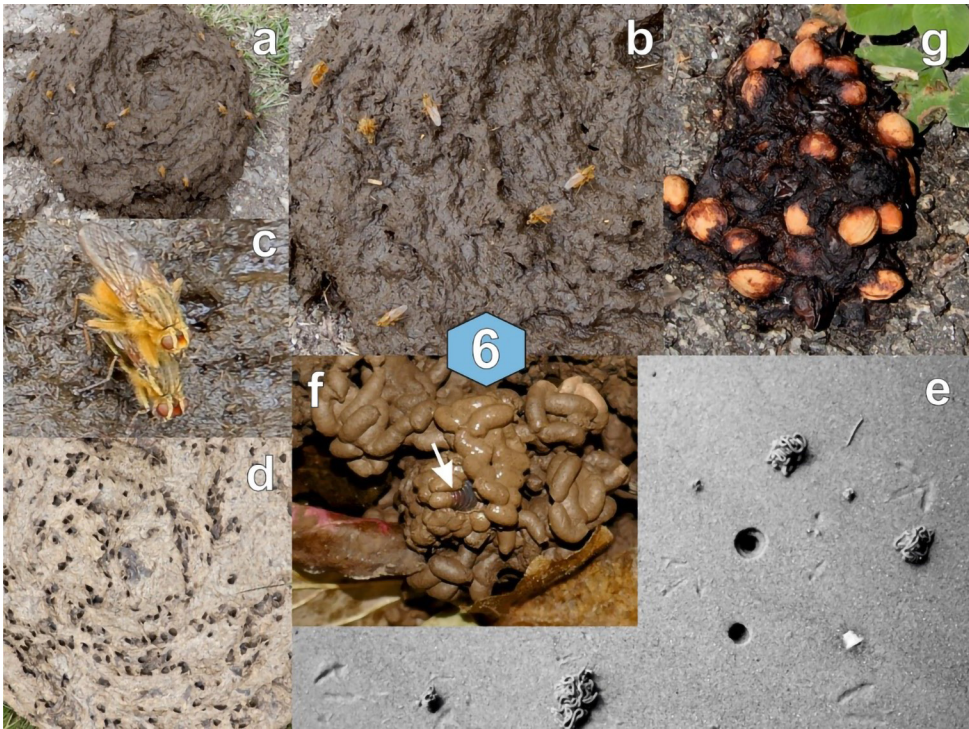
Allesfresser („5“ in Abb. 2; Abb. 9) unter den Vögeln sind etwa die Möwen und Rabenvögel, unter den Säugetieren beispielsweise die Schweine. Auch der Mensch ist in seiner Entwicklung ein Allesfresser (siehe Erbar & Leins 2024). Gebiss und Magen-Darm-Trakt zeigen entsprechende Anpassungen. Schnittpuren an fossilen Tierknochen (Domínguez-Rodrigo et al. 2005) belegen, dass der frühe Mensch (*Homo habilis*, *H. erectus*) seit etwa 2,5 Millionen Jahren tierische Nahrung zu sich nimmt und mit einfachen Werkzeugen bearbeitet. Der Mensch war in seiner Evolution aber nie ein reiner Fleischfresser, sondern Fleisch diente nur als zusätzliche Nahrung.

Die Ausscheidungen der Tiere („6“ in Abb. 2) in Form von Kot (Abb. 10) bilden fast ein eigenes Ökosystem. Auf, unter und in einem frisch abgesetzten Kuhfladen beginnt ein reges Leben. Hervorzuheben ist der ökonomischste Sex- und Brutplatz, der uns je begegnet ist. Gelbe Kotfliegen (*Scathophaga stercoraria*) stürmen sofort auf ihren Kopulationsplatz, der dann direkt zum Eiablage-Platz wird. Die Larven fressen aber nicht den Kot, sondern sind räuberisch und fressen andere Larven. Viele Insekten verpuppen sich im Kot, fliegen dann nach außen und hinterlassen kleine Löcher (Abb. 10a–d).

Der Wattwurm (*Arenicola marina*) und die Regenwürmer (Lumbricidae) gehören zu den sog. Substratfressern, d. h. sie nehmen das sie umgebende Material auf, um die darin enthaltenen organischen Stoffe zu verdauen. Der Vollständigkeit sei erwähnt, dass die Regenwürmer neben dem humusreichen Erdboden auch Pflanzenreste fressen. Beide Würmer sind für ihre charakteristischen Kothaufen bekannt. Der Wattwurm scheidet Sandschnüre an der Oberfläche des Wattbodens ab (Abb. 10e), die Regenwürmer setzen geringelten Kot ab (Abb. 10f). In Kothaufen jedweder Art findet man immer wieder zahlreiche dicht nebeneinander liegende Samen und Steinkerne (Abb. 10g). Dies hat aber eine andere Funktion: Nach der Samenausbreitung kann so eine Keimlingskonkurrenz einsetzen (siehe Leins & Erbar 2008, Erbar & Leins 2023).

Destruenten („7“ in Abb. 2) haben eine wichtige Rolle im Stoffkreislauf, indem sie organische Substanzen abbauen und dadurch den Produzenten anorganische Stoffe wieder zur Verfügung stellen. Destruenten sind meist Bakterien und Pilze. Am Abbau der Pflanzen sind hauptsächlich Pilze als Totholz-Verzehrer am Werk (Abb. 11).

Wenn man sich mit einem dynamischen „Quasi-Gleichgewicht“ (etwa bei Ökosystemen; siehe Fußnote 2) befasst, rutscht man automatisch in ein weiteres Narrativ, das dem vorsokratischen Philosophen Heraklit von Ephesus (um 500 v. Chr.) zugeschrieben wird: panta rhei – alles fließt. Dies eröffnet zwei Fragen von höchster Bedeutung. Gibt es einen unbewegten Beweger, der das Fließen antreibt, oder ist das Fließen selbst das absolute Sein? Wir neigen aus Gründen der Logik der zweiten Alternative zu. Und schon sitzen wir wieder in einem Narrativ. Logik kann nur auf



**Abbildung 10:** Tote Ausscheidungen in Form von Kot; siehe „6“ in Abb. 2. — a–c, Kuhfladen in verschiedenen „Entwicklungsstadien“ (Grünboden oberhalb Pfelders, Südtirol). — a, Eroberung des frisch abgesetzten Kuhfladens durch die Gelbe Dung- oder Gemeine Kotfliege (*Scathophaga stercoraria*). — b–c, Kopulation. — d, Die typischen Kotausscheidungen des Wattwurms (*Arenicola marina*; Portencross, Schottland). Die Löcher sind die Enden einer u-förmigen Röhre, in denen der Wattwurm lebt. — e, Geringelte Kotballen am Ende der Regenwurm-Gänge; der Pfeil zeigt auf das Ende eines Regenwurms (Gewann Hühnerstein, Heidelberg-Handschuhsheim). — f, Tierkot mit Kirschkernen von Vögeln oder Säugetieren abgesetzt (Hafling, Südtirol). Bildquellen: Eigene Aufnahmen



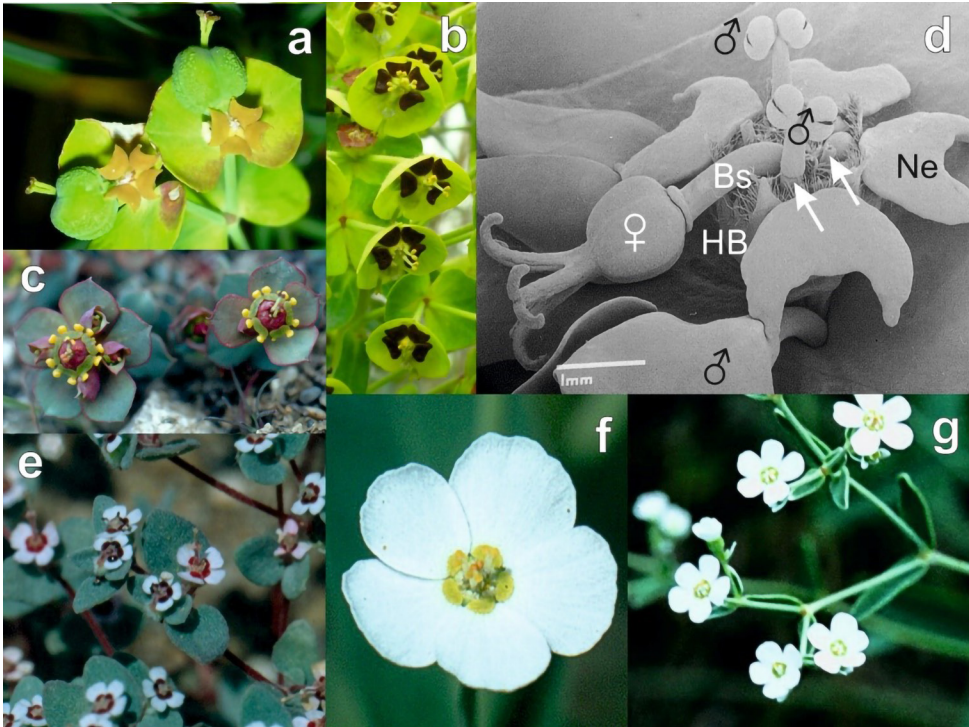
**Abbildung 11:** Totholz-Verzehrer (Pilze) im nördlichen Schwarzwald (Murgtal bei Schwarzenberg); siehe „7“ in Abb. 2. – a–b, Jüngerer und älteres Stadiums des Samtigen Schichtpilzes (*Stereum subtomentosum*). – c, Der in den Farben variable Rotbraune Zitterling (*Phaeotremella foliacea*). – d, Rotrandiger Baumschwamm (*Fomitopsis pinicola*). – e, Samtfußrübling (*Flammulina velutipes*). Bildquellen: Eigene Aufnahmen. Für die Bestimmung danken wir Prof. Dr. Andreas Bresinsky, Regensburg

Erfahrung aufgebaut werden. Aristoteles (384 v. Chr. – 322 v. Chr.) postuliert: Alle Menschen müssen sterben (Grunderfahrung). Sokrates ist ein Mensch. Die logische Schlussfolgerung: Also muss Sokrates sterben.

## 2.2 Entwicklungsgeschichte

Schaut man sich Wolfsmilch- (*Euphorbia*-) Pflanzen an, so mag man es kaum für möglich halten, dass all' diese auffälligen Strukturen keine Einzelblüten sind, sondern eindeutig Blütenstände (Abb. 12). Linné (1753) hielt sie noch für Einzelblüten. Aber bei genauerer Analyse und Verfolgung der Entwicklungsgeschichte (ganz im Sinne von Aristoteles: „Die reinste Anschauung der Dinge hat, wer sie vom Anbeginn her





**Abbildung 12:** Wolfsmilch-(*Euphorbia*-)Arten. – a, Zypressen-Wolfsmilch (*E. cyparissias*), eine in Europa häufig anzutreffende Art mit vier wachsgelben, halbmondförmigen Nektardrüsen. – b, Palisaden-Wolfsmilch (*E. characias*) aus dem Mittelmeergebiet mit vier rotbraunen Nektardrüsen. – c, *E. anacampseros*, ein Endemit Anatoliens (Yumru-Dag, Türkei). Die hellgelben, glänzenden Anhängsel der Nektardrüsen mögen das optische Signal zur Insektenanlockung (Fliegen) verstärken. – d, Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme. Becherförmiger Blütenstand (Cyathium) der Mandelblättrigen Wolfsmilch (*E. amygdaloides*). ♀ = weibliche Blüte, nur aus einem Fruchtknoten bestehend, ♂ = männliche Blüte nur aus einem Staubgefäß bestehend, Pfeil markiert die Zäsur zwischen Blütenstiel und Filament (Staubfaden). HB = Hochblatthülle, Bs = Blütenstiel, Ne = Nektarium. – e, Weißrandige Sandmatte oder Klapperschlangenkraut aus den Wüsten und Mediterran-Gebieten Nordamerikas (*E. albomarginata*, Sonora Wüste, Anza Borrego Desert State Park, Kalifornien) mit weißen Anhängseln an den vier roten Nektardrüsen. – f–g, Blumen-Wolfsmilch aus den Prärie-Gebieten Nordamerikas (*E. corollata*, Tucker Prärie, Missouri) mit großen weißen Anhängseln an den fünf gelben Nektardrüsen. – Bildquellen: Eigene Aufnahmen

wachsen sieht“), zeigt sich, dass die vermeintlichen Einheiten ein Konglomerat von vielen äußerst reduzierten eingeschlechtigen Blüten sind (Abb. 12d). Die männlichen Blüten sind bis zum Extrem, also bis auf ein einziges Staubgefäß, reduziert. An einer Zäsur (Pfeile in Abb. 12d) erkennt man den Übergang vom Filament (Staubfaden) zum Blütenstiel. Die Staubgefäße stehen in fünf Gruppen um eine lang gestielte weibliche Blüte, die nur aus einem Fruchtknoten besteht. Die männlichen Blütengruppen und die zentrale weibliche Blüte sind von einer fünfblättrigen Hochblatthülle umgeben. Die Hochblätter selbst stehen miteinander becherförmig in Verbindung.<sup>3</sup> Zwischen den Hochblättern befinden sich Nektardrüsen von unterschiedlicher Gestalt (mond-sichelförmig, oval, trapezförmig usw.) und Farbe (gelb, grünlich, rot), die oft recht ansehnlich sind. Wenn die langgestielte weibliche Blüte aus dem becherförmigen Blütenstand heraushängt, fehlt an dieser Stelle oft das Nektarium; meist sind es also deren vier. Mit etwas Erfahrung lässt sich dadurch ohne weitere Präparation gleich die Gattung *Euphorbia* erkennen (Abb. 12a–b). Der typische Aufbau lässt sich aber auch bei Arten mit fünf Nektarien noch leicht erkennen (Abb. 12c). Dies ist auch noch Fall, wenn vier Nektardrüsen aussehen wie Kronblätter (sog. petaloide Nektardrüsen), an deren Basis sich ein Nektar absondernde Struktur befindet (Abb. 12e). Aber wenn fünf Nektardrüsen vorhanden sind und diese dann auch noch kronblattartige Anhängsel besitzen, dann wird eine fünfzählige Blüte perfekt vorgetäuscht (Abb. 12f–g). Weitere Beispiele aus dem Blütenbereich der Angiospermen (Blütenpflanzen) sind ähnlich aussehende Strukturen, wie etwa Blüten mit vielen Staubgefäßen aus unterschiedlichen Verwandtschaftsgruppen oder Blumenkronröhren, die insbesondere im oberen Stammbaumniveau zu finden sind. Sie können sich auf vielfältige Weise entwickeln (Beispiele siehe Erbar & Leins 2020). Durch den Vergleich verschieden alter Stadien während der Blütenentwicklung zeigen sich die „individuellen“ Entwicklungsweisen (Ontogenien).

- 3 Dieser becherförmige Blütenstand, der den Eindruck einer Einzelblüte vermittelt, wird als Cyathium bezeichnet. Der Begriff stammt vom griechischen Wort „cyathos“ = Schöpfgefäß und bezeichnet damit die Form. Ein Cyathium ist eine für die Gattung *Euphorbia* charakteristische Ausprägung eines Pseudanthiums. Pseudanthium bezeichnet die funktionelle Einheit bei der Bestäubung, bei der viele Einzelblüten den Eindruck einer Blüte vermitteln, wie etwa bei Gänseblümchen (*Bellis perennis*) und Sonnenblume (*Helianthus annuus*), die zur Familie der Köpfchenblütler (Asteraceae) gehören.



### 3 Einfluss der Bibel und alter Epen auf unsere Pflanzenwahrnehmung und Sprache

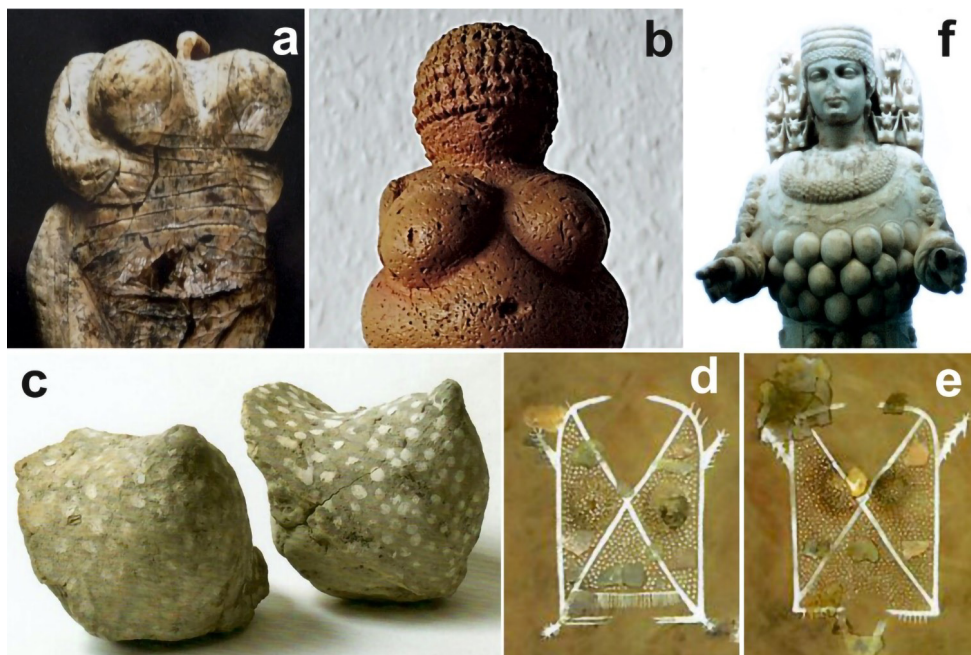
Wichtige Texte unserer europäischen Kultur und somit ein Bildungsgut sind die Epen „Illias“ und „Odyssee“, die Homer zugeschrieben werden, und die Bibel. Bevor sie aufgeschrieben wurden, sind die Inhalte in mündlicher Überlieferung weitergetragen worden und so wurden gemeinsame Bedeutungen geschaffen. Die Kenntnis dieser Texte aber geht mehr und mehr verloren. Aber wie viele Gemälde und Theaterstücke lassen sich nur mit der Kenntnis der Geschichten aus diesen Werken verstehen!

Die Dichtungen „Illias“ und „Odyssee“ wurden im 8. Jh. v. Chr. schriftlich fixiert, erzählen aber Ereignisse, die sich etwa fünfhundert Jahre früher abgespielt haben mögen, so dass Einblicke in die ausgehende Bronzezeit (die mykenische Zeit der Kolonisation in Kleinasien im 13. Jh. v. Chr.), gegeben werden. Wir bekommen aber auch erste schriftliche Kenntnis von Pflanzen des kleinasiatisch-europäischen Raums. In beiden Epen zusammen werden etwa sechzig Pflanzen namentlich erwähnt (für eine Zuordnung zur heutigen botanischen Nomenklatur siehe Erbar 2009). Die Bibel des Judentums als Schrifttext hat sich im 1. Jahrtausend v. Chr. schrittweise entwickelt, ebenfalls aus mündlicher Überlieferung. Während dieser Prozess noch im Gange war, entstand das Christentum. Es bezog sich auf die „heiligen Schriften“ Israels und weitere frühjüdische Literatur (später als Altes Testament bezeichnet). Es entstanden aber auch eigene Schriften, die schließlich als Neues Testament dem Alten Testament angefügt wurden (Schmid & Schröter 2019). Aus einem sehr breiten Spektrum wollen wir nur zwei Aspekte herausgreifen: Wie werden die „Äpfel“, die in diesen Epen eine große Rolle spielen, interpretiert, d. h. welchen real existierenden Früchten werden sie gleich gesetzt und welchen Einfluss haben die Interpretationen auf unsere heutige Pflanzenwahrnehmung? Am Beispiel der Zauberin Kirke aus der „Odyssee“ wollen wir kurz einen sprachlichen Aspekt („becircen“) beleuchten und uns die Frage nach ihren Zaubermitteln stellen.

#### 3.1 Mythische Äpfel für Aphrodite und Eva

Der „Apfel“ – wir nehmen den Namen zunächst mal als Stellvertreter für große, runde Früchte: „melon“ im Alt-Griechischen, „malum“ im Lateinischen – steht seit dem Altertum für Fruchtbarkeit, Liebe, Verführung und Unsterblichkeit, aber auch für Verderbnis und Zank.

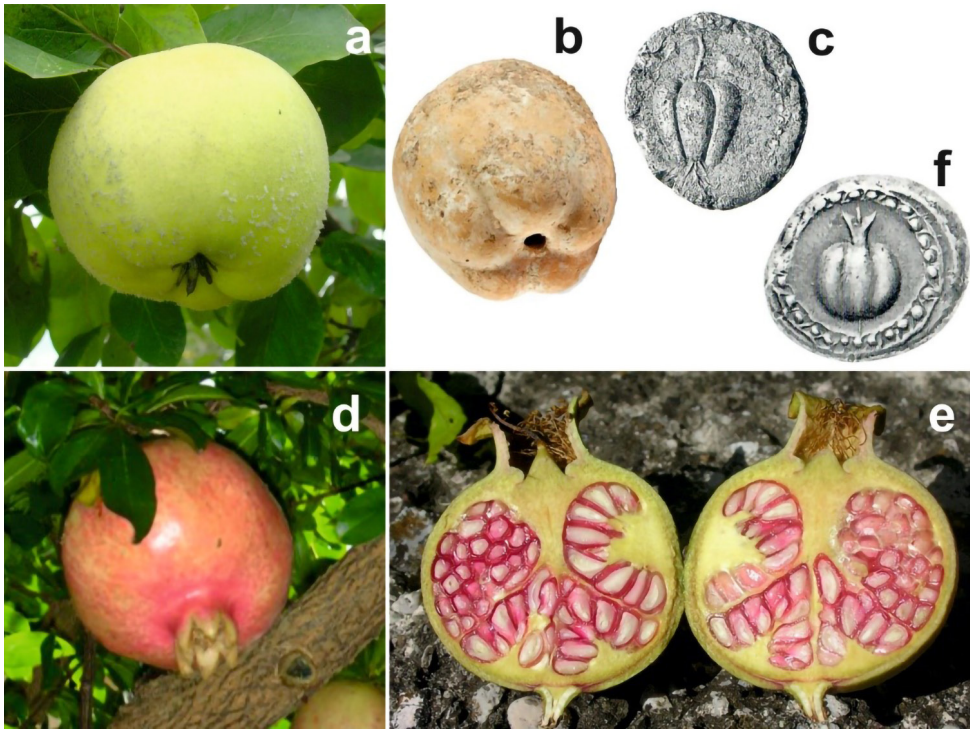
Vielleicht besteht beim Fruchtbarkeitssymbol ein Zusammenhang mit den großen Brüsten der Venusfigurinen aus der Altsteinzeit (Abb. 13a–b) und den Busendarstellungen auf der Ahninnen-Kultwand aus der Jungsteinzeit (Abb. 13c–e). Auch die



**Abbildung 13:** Weibliche Symbolik für Fruchtbarkeit. – a–b, Venus-Figurinnen aus der Altsteinzeit. – a, Frauenfigur aus Mammutelfenbein, etwa 35 000 Jahre alt, Fundort Hohle Fels bei Schelklingen, Schwäbische Alb. – b, Venus von Willendorf aus Kalkstein, Alter ca. 29 500 Jahre, Fundort Wachau. – c–e, Busendarstellungen auf der Ahninnen-Kultwand aus der Jungsteinzeit (knapp 6000 Jahre alt, Pfahlbauten Bodensee). – c, Vollständig erhaltene modellierte Brüste aus Lehm (in einem Feuer ausgehärtet). – d–e, Ausschnitte aus der Rekonstruktion der bemalten Wand unter Einbeziehung originaler Teile. – f, Kult-Statue der Artemisia Ephesia, römische Kopie aus dem 1. Jh. n. Chr.; Ephesos-Museum Selçuk, Türkei. Bildquellen: Eigene Aufnahmen. a, b, Museums-Repliken, c, Scan aus Schlichtherle 2016, d–e, Scans von einer während der Ausstellung verfügbaren Karte des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Kult-Statue der Artemisia Ephesia aus der griechisch-römischen Antike passt in dieses Bild (Abb. 13f). Die Interpretationen der steinzeitlichen Figuren sind theoretisch, da uns ja keine schriftlichen Aufzeichnungen vorliegen. In der griechischen Mythologie galt Artemis nicht nur als Jägerin, sondern auch als eine Göttin der Fruchtbarkeit (Roscher 1884–1890).

Es ist die runde, goldgelbe und wohlriechende Frucht der Quitte (*Cydonia oblonga*, Abb. 14a), die in der Antike der Liebesgöttin Aphrodite (bzw. in römischer Zeit der Venus) als Symbol für Liebe und Fruchtbarkeit als Attribut zugesprochen wurde. Als ursprüngliche Heimat gilt der östliche und südliche Kaukasus, wo sich auch vor 4000 Jahren erste kultivierte Quitten nachweisen lassen. In Griechenland findet man



**Abbildung 14:** Mythische Äpfel. – a, Quitte (*Cydonia oblonga*, Rosaceae). – b, Terrakotta-Votive Quitte, Attika, 500–450 v. Chr. – c, Münze mit Quitten-Darstellung; Side, um 500 v. Chr. – d–e, Granatapfel (*Punica granatum*, Lythraceae). – f, Münze mit Granatapfel-Darstellung; Melos, 480–450 v. Chr. Bildquellen: a, d, e Eigene Aufnahmen, b, Museum August Kestner Hannover, <https://nds.museum-digital.de/object/84989>, c, f, Scan aus Baumann 2000

sie ab 600 v. Chr. (also in homerischer Zeit). Bei den Römern ist sie ab 200 v. Chr. bekannt, die sie auch nach Norden brachten (Mansfeld's World Database). Der heutige wissenschaftliche Gattungsname *Cydonia* geht auf antike Namen zurück. Bei den antiken Griechen wurde die Quitte „melon kydonion“, wie wir beim griechischen Philosophen und Naturforscher Theophrast<sup>4</sup> (Hist. nat. 2.2.5, 4.8.11) lesen, bei den Römern „malum cotoneum“ genannt, wie der römische Gelehrte Plinius<sup>5</sup> (Hist. nat. 15,37) berichtet. „Kydonion“ verweist auf das Volk der Kydonier auf der Insel Kreta, die den Baum wohl kultivierten.

4 Theophrast (Theophrastos von Eresos): ~ 371–~ 287 v. Chr.

5 Plinius (der Ältere): 23–79 n. Chr.

Als Symbol der Liebe und Fruchtbarkeit war die Quittenfrucht, der kydonische Apfel, wie schon erwähnt, der Aphrodite geweiht. So spielte sie bei Heiratszeremonien eine Rolle. Der antike griechische Historiker und Schriftsteller Plutarch<sup>6</sup> erwähnt in seiner Biographie des athenischen Staatsmanns Solons<sup>7</sup>, dass nach einem Gesetz die Brautleute im Schlafgemach einen kydonischen Apfel essen mussten. Wahrscheinlich sollten sie sich damit symbolisch dem Dienst der Aphrodite weihen (Bauermann 2000). Ob es auch um ein Liebessymbol oder um den Duft ging, lässt Plinius (Hist. nat. 15,37) offen, wenn er die Quitte für die Besuchsräume der Männer und in den Schlafzimmern für die Vertrauten der Nacht („noctium consciis“) empfiehlt.

Die Abgrenzung der Quitte von anderen runden Früchten erfolgte in der Antike durch Adjektive wie „kydonisch“, goldene Farbe, flaumiger Belag, Wohlgeruch und gerippt. Plinius (Hist. nat. 15,37) etwa betont die goldgelbe Farbe und die Einschnitte. Für die hohe Symbolkraft spricht auch die Abbildung auf Münzen (Abb. 14c) sowie die Tatsache, dass man sie als rundplastische Terrakotta-Motive (Abb. 14b) den Verstorbenen mit ins Grab gab (Wamser-Krasznai 2007). Bei den Münzen und Terrakotta-Votiven sind die vertikalen Zäsuren für die eindeutige Zuordnung wichtig.

Obwohl bei Homer nicht erwähnt, spielt die Quitte als Zankapfel der Eris eine wichtige Rolle im Vorfeld des Trojanischen Krieges (siehe dazu Roscher 1884–1890). Mythologischer Auslöser war die Entführung der Helena, Gattin des Menelaos, durch Paris, den Sohn des trojanischen Königs Priamos. Die Kenntnis darum wird in der „Ilias“ selbst vorausgesetzt und nur einmal kurz angedeutet (Homer, Ilias, 24,28–30). Zur Hochzeit des sterblichen Königs Peleus mit der Meeresnymphe (Nereide) und Meeresgöttin Thetis war Eris, die Göttin der Zwietracht, nicht geladen. Sie warf deswegen einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „te kallisti“, der Schönsten, in die Runde und löste so einen Streit zwischen den Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite aus, weil jede den Goldapfel für sich beanspruchte. Zeus vermied die Wahl, bei der der Ärger vorprogrammiert war, denn Hera war seine Ehefrau, Aphrodite und Athene seine Töchter, und bestimmte Paris zum Schiedsrichter. Vor die Wahl gestellt zwischen politischer Macht, die ihm Hera versprach, Weisheit und Kriegskunst, die ihm Athene verhiess, oder dem von Aphrodite in Aussicht gestellten Besitz der schönsten Frau der Welt, entschied er sich für Aphrodite (Kerényi 1997, Ranke-Graves 2005). War die Entscheidung für Aphrodite eine „Wahlbeeinflussung“? Schließlich war doch die zu vergebende Trophäe, die goldene Frucht, der Aphrodite geweiht. Durch das

6 Plutarch: ~ 45–~ 125 n. Chr.

7 Solon: ~ 640–~ 560 v. Chr.

Ränkespiel der Eris war aber aus dem positiv belegten Symbol „goldener Apfel“ der „Zankapfel“<sup>8</sup> geworden.

Nach einer Version des Mythos stahl Eris einen der „Äpfel“ aus dem Garten der Hesperiden (Kerényi 1997). Die Hesperiden sind Nymphen, deren Wohngebiet im Laufe der Zeit immer an den jeweiligen westlichen Rand der den Griechen bekannten Welt gelegt wurde, wie es scheint, zuletzt auf eine der Inseln im Atlantik (Kanaren oder Kapverden). Aus Hesiods „Theogonie“ (~ 700 v. Chr.) erfahren wir, dass die Hesperiden „goldene schöne Äpfel“ („chrysea kala mela“) jenseits des Okeanos hüten. Unterstützt werden sie bei der Bewachung durch eine furchtbare Schlange (oder hundertköpfigen Drachen) namens Ladon. Die „goldenen Äpfel“ – nach dem zuvor ausgeführten sind es Quitten – hatte Hera zu ihrer Hochzeit mit Zeus von Gaia, der Erdgöttin, erhalten (Roscher 1884–1890).

Die „Äpfel der Hesperiden“ sind eng mit dem Herakles-Mythos verknüpft. Als elfte der zwölf ihm von Eurystheus, König von Mykene, als Strafe auferlegten Aufgaben, soll Herakles „goldene Äpfel“ aus dem Garten der Hesperiden rauben. In der ältesten Version holt Atlas die „Goldenen Äpfel“ für Herakles aus dem Garten. Wie Atlas es schafft, wird nicht erzählt, aber da er als Vater der Hesperiden gilt, brauchte er vielleicht keine List. Listig versuchte er dann aber den Herakles dauerhaft zum Träger des Himmelsgewölbes zu machen, aber dieser reagierte mit einer Gegenlist. Bei Apollodor (~ 60 v. Chr.) erfahren wir neben dieser bekannten Version eine weitere, nach der Herakles selbst bei den Hesperiden eingedrungen und die Schlange getötet haben soll (Apoll. II, 120 ff.). Sowohl für diese Fassung als auch für eine dritte Fassung, nach der Herakles die „Äpfel“ von den Hesperiden selbst erhielt, zeugen Darstellungen etwa auf Vasen und Münzen (Beispiele siehe bei Roscher 1884–1890).

Außer als Quitte sind die „Äpfel der Hesperiden“ auch als Citrusfrüchte interpretiert worden, erst spät, aber mit Auswirkungen bis heute, da allgemein unter „Hesperidengärten“ solche Gärten verstanden werden, die hauptsächlich Citruspflanzen beherbergen.

Dass die „Äpfel der Hesperiden“ Citrusfrüchte sein könnten, scheint für Botaniker auf den ersten Blick einleuchtend. Kennen sie doch den wissenschaftlichen Begriff des Hesperidiums (Desvaux 1813) als besondere Form einer Panzerbeere (dicke feste, aber nicht trockene äußere Schicht wie bei Banane, Gurke und Kürbis; Leins & Erbar 2008), bei der als Besonderheit auf die äußere, gelb oder orange gefärbte Schicht eine

8 Zankapfel als Wort ist zum ersten Mal belegt beim spätantiken Geschichtsschreiber und Schriftsteller Marcus Junianus Justinus (~ 2./3. Jh.), der von einem „Discordiae malum“ spricht (XII, 15; XVI, 3) Makedonien war im Zusammenhang mit dem Zerfall des Reiches Alexander des Großen zum Zankapfel für Lysimachios und Demetrios geworden, was letztlich einen Krieg auslöste, den wir heute den Pyrrhischen Krieg nennen.

weißlich-schwammige Schicht und zuletzt der Fruchtfleischanteil der Fruchtwand folgt, bei dem sich sog. Saftschläuche in die Fruchtfächer einstülpen.<sup>9</sup>

Heute scheinen in der botanischen und zoologischen Taxonomie (Klassifikation) zwei Gattungen in Zusammenhang mit den Hesperiden zu stehen, die aber nicht direkt mit unserem Thema „runde Früchte“ in Beziehung stehen.<sup>10</sup>

Könnten Citrusfrüchte die „Äpfel der Hesperiden“ gewesen sein? Die erste Erwähnung einer Citrusfrucht findet sich bei Theophrast im 4. Jh. v. Chr. als „melon Medikon“ oder „melon Persikon“ (Hist. pl. 1.11.4, 4.4.2), wobei in den Adjektiven der Hinweis auf die Herkunft steckt: Medien und Persien (Medien war eine Landschaft im damaligen Persien, südlich des Kaspischen Meeres). Die Griechen hatten durch die Eroberungszüge Alexander des Großen Kenntnis von dieser Pflanze bekommen. Die Beschreibungen der Frucht bei Theophrast und später bei Plinius („malum medica“, Hist. nat. 12,14, 13,103), Dioskurides<sup>11</sup> („die medischen oder persischen Äpfel, ... die Citria der Römer“, Mat. med. 1,166) und Galen<sup>12</sup> („kitrion“, De alim. fac. 2,37) – Frucht länglich, runzelig, goldfarben, scharf wohlriechend, ungenießbar (die dicke weiße Schicht der Fruchtwand umhüllt nur relativ wenig Fruchtfleisch) – lassen die eindeutige Zuordnung zur Zitronat-Zitrone zu, der Linné (1753) den wissenschaftlichen Namen *Citrus medica* (Abb. 15a) gab. Bei diesen Naturforschern und Ärzten geht es um Aussehen und Gebrauch (als Mottenschutz), aber es findet sich kein mythologischer Bezug. Um diesen war im 3. Jh. Athenaeus<sup>13</sup> bemüht. Beim fiktiven Gespräch über

9 Desvaux (1813) bezieht sich nicht auf einen mythologischen Hintergrund, sondern begründet den neuen Namen damit, dass sonst alle Citrusfrüchte „Orange“ heißen müssten.

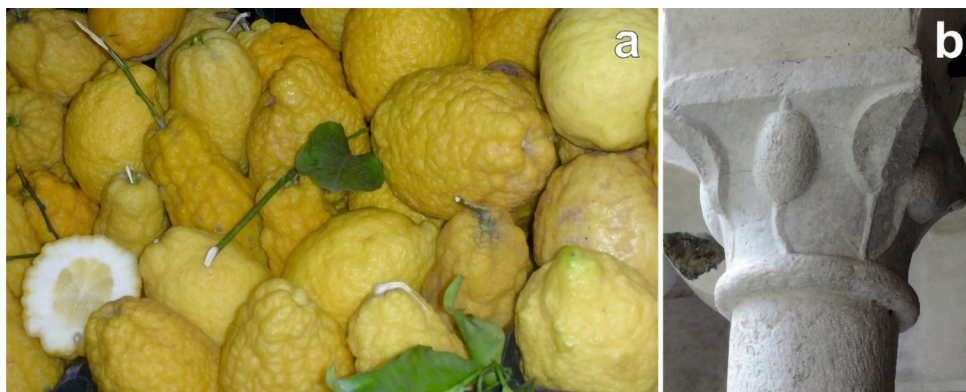
10 Johan Christian Fabricius benannte 1793 eine Schmetterlingsgattung *Hesperia* (auf der Grundlage die Familie Hesperidae etabliert). Als sein Schüler hat er vielleicht die Vorliebe Linnés, sich bei der Benennung von Gattungen der griechischen Mythologie zu bedienen (*Hesperia* ist eine der Hesperiden), übernommen. Der Bezug ist nicht klar, da die meisten Dickkopffalter (Hesperidae) tagaktiv sind. Anders sieht das bei dem botanischen Pendant aus. Der von Karl Prantl 1891 eingeführte Tribennamen Hesperideae leitet sich ab von der Gattung *Hesperis* (Nachtviole), die Linné 1753 aufgestellt hat. Zur Benennung verweist er auf Caspar Bauhin (1623), der sich wiederum auf Plinius (Hist. nat. 21,39) bezieht: „hesperis nocti magis olet, inde nomine invento“ (Hesperis riecht nachts stärker, daher hat sie den Namen bekommen). Ob Plinius dabei einen Bezug zur Mythologie im Sinn hatte (Hesperis ist die weibliche Verkörperung des Abendsterns) oder nur das altgriechische Wort „[h]esperis“ benutzte, das allerdings sowohl „abendlich“ als auch „westlich“ bedeutet? Und die Hesperiden hatten ihren Wohnsitz im fernen Westen der bekannten Erde – auch die altgriechische Sprache scheint mit der Mythologie verknüpft zu sein.

11 (Pedanios) Dioskurides: 1. Jh., griechischer Arzt im römischen Reich zur Zeit Neros.

12 Galen (Galenos von Pergamon): ~129 – ~199, griechischer Arzt in Rom.

13 Athenaeus Nancratia (Athenaios, 192–235): griechischer „Anekdoten-Sammler“ (Poikilograph) aus Ägypten, der in seinem „Deipnosopistae“ (Gastmahl der Gelehrten) bunt Gemischtes in Form von Tischgesprächen zusammengestellt hat.





**Abbildung 15:** Zitrusfrüchte. — a, Zitronatzitronen (*Citrus medica*, Rutaceae) auf einem Markt in Sizilien (Taormina). — b, „Zitronen“-Kapitell im Kreuzgang des Hl. Franziskus in Gargnano, Gardasee (13./14 Jh.). Bildquellen: Eigene Aufnahmen

„kitrion“ wird Juba, der König von Mauretanien (ca. 50 v. Chr. – 23 n. Chr.), erwähnt, der in einem Werk über Libyen geschrieben haben soll, dass dort die „kitrion“ als „Äpfel der Hesperiden“ („melon ‚Esperikon“) bezeichnet werden und es eben jene seien, die wegen ihrer Farbe golden („chrysea“) genannt und die die Erde („Ge“) anlässlich der Hochzeit von Zeus und Hera hervorgebracht hat (Athenaeus, Deipn. 3, 25).

Die Zitronat- oder Zedratzitrone *Citrus medica*, ursprünglich aus SO-Asien (Fuß des Himalaya) stammend, war über die Seidenstraße nach Westen gelangt. Im östlichen Mittelmeerraum war sie seit etwa 300 v. Chr. bekannt. In Folge der Eroberung Jerusalems und der Tempelzerstörung (70 n. Chr.) brachten Exil-Juden die Pflanze nach Südeuropa<sup>14</sup>; Sizilien ist heute noch eines der Hauptanbaugebiete der „Cedro“ (Abb. 15a).<sup>15</sup> In vielen Artikeln (vor allem im Internet – ohne Angabe von Recherchen oder Autoren-Zitaten!) wird statt von Zitronat-Zitrone oder Cedro (pl. Cedri) allgemein von Zitronen gesprochen. Es ist aber auch eine Crux mit den Citruspflanzen. Sehr vielfältig sind die Sorten und Varietäten und auch die regionalen Namen. Schon Ferrari (1646; sie weiter unten) verglich das Katalogisieren mit den Schwierigkeiten, die Herakles beim Raub der goldenen Früchte hatte. Hinzu kommt, dass es nur verhältnismäßig wenige Arten gibt, die sich alle leicht kreuzen lassen. Mabberley (2004), ein ausgewiesener Experte in der *Citrus*-Taxonomie, spricht von

14 Daraus erklärt sich der deutsche Name „Judenapfel“. Als „Etrog“ gehört die Zitronat-Zitrone zum Ritus des jüdischen Laubhüttenfestes.

15 Der gleiche Name für die Zedern findet seine Erklärung im Geruch.

taxonomischer Verwirrung („taxonomic havoc“). Molekulargenetische Untersuchungen bringen etwas Klarheit in die Abgrenzungen (Nicolosi et al. 2000, Wu et al. 2018). Die Zitrone (*C. x limon*) ist eine Kreuzung aus Zitronat-Zitrone und Bitterorange oder Pomeranze (*C. x aurantium*), die wiederum eine Kreuzung aus Pampelmuse (*C. maxima*) und Mandarine (*C. reticulata*) ist. Zitrone und Bitterorange sind durch die Araber um 1000–1200 zuerst wohl nach Sizilien gekommen. Die Echte oder Saure Limette (*C. x aurantifolia*, eine Kreuzung aus Zitronat-Zitrone *C. medica* und Kaffern-Limette *C. hystrix*) kam vermutlich durch die Araber in den Nahen Osten und im 13. Jh. durch die Kreuzritter aus Palästina nach Süd-Europa. Die Orange (*C. x sinensis*), eine Kreuzung aus Pampelmuse *C. maxima* und Mandarine *C. reticulata*, die dann mit *C. maxima* rückgekreuzt wurde (Xu et al. 2012), kam erst im 15. Jh. nach Europa (Mansfeld's World Database, Zeller 2005).

Juba von Mauretanien ist dann wohl der Urheber des Ersetzens der Quitte durch die Zitronat-Zitrone, wie wir bei Athenaeus erfahren (s. o.). Dieses Verständnis von den „Äpfeln der Hesperiden“ sowie die 3. Variante der Herakles-Mythe, dass nämlich dieser die „Äpfel“ von den Hesperiden erhielt, wurde in der Renaissance und im Barock so weiterentwickelt, dass Herakles selbst zusammen mit den Hesperiden die Citrusfrüchte nach Italien brachte.

Um 1500 ist es zunächst der italienische Humanist und Schriftsteller Giovanni Pontano, der in seinem Lehrdicht über Citrusfrüchte und deren Anbau („De Hortis Hesperidum“) die „Äpfel der Hesperiden“ als Citrusfrüchte identifiziert. In seinem Werk vermischt er botanische und mythologische Themen und zudem weicht er in der Mythe des Adonis von der antiken Vorstellung ab, in der Venus (Aphrodite) das auf die Erde tropfende Blut des sterbenden Adonis in ein rotes Adonisröschen (*Adonis annua*/*A. aestivalis*/*A. flammea*) verwandelt (Ovid met. 10, 720 ff.). Bei Pontano verwandelt Venus ihren toten Geliebten in einen Hesperidenbaum. Fast 150 Jahre später erscheint das Werk „Hesperides“ des Jesuiten, Professors für orientalische Sprachen und Pflanzenliebhabers Giovanni Battista Ferrari (1646), in dem er sich in vielfältiger Weise (Klassifikation, Geschichte, Anbau, Vermehrung, Verwendung) mit den Citrusfrüchten beschäftigte. Neben zahlreichen detaillierten Stichen von Blüten und Früchten wird in dem Werk in mehreren der allegorischen Tafeln die Ankunft der Citrusfrüchte in Italien (Rom, Salò am Gardasee [Abb. 16a], Neapel, Genua) dargestellt. Auch spielt die Mythologie stets eine Rolle. Ferrari interessierte sich besonders für deformierte Früchte, die er als „frutte che scherzano“ (Scherzfrüchte) bezeichnete. Da er keine wissenschaftliche Erklärung fand, suchte er diese in selbst erfundenen mythologischen Geschichten, womit er sich in die Tradition Pantanos stellte. So erklärt er die Existenz von „Malum citreum digitatum seu multiforme“ (Zitrusfrucht gefingert oder vielgestaltig) in Anlehnung an Ovids Metamorphose der Nymphe Daphne, die bei der Flucht vor Apollon in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde (Ovid met. 1,

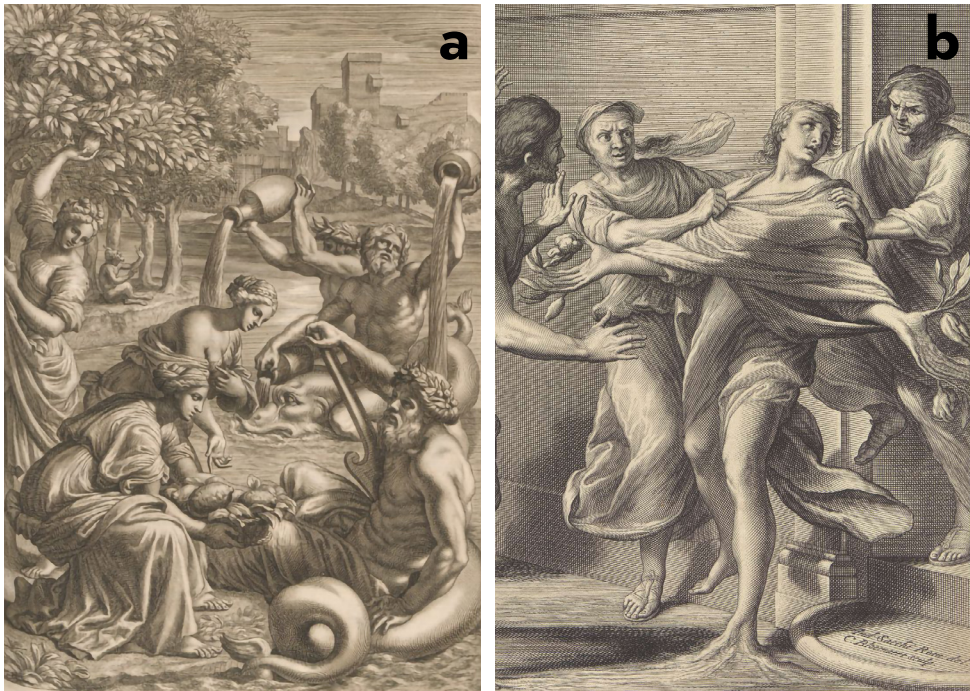


452 ff.) mit der Verwandlung des Harmonillus in einen Citrusbaum mit gefingerten Früchten (Abb. 16b).<sup>16</sup>

Das Sammeln von Kuriositäten war beliebt bei adligen und wohlhabenden „Zitronensammlern“ in der Renaissance und im Barock. Schon ab den 1440er Jahren werden Citruspflanzen in den Gärten der Medici in und um Florenz in Briefen erwähnt. Berühmt aber war der Hesperidengarten des Cosimo De Medici von 1538. Die Zitronat-Zitrone, den „malum Medica“, brachten die Medici mit ihrem Familiennamen in Verbindung und sahen in ihnen heraldische Früchte, die den Kugeln im Medici-Wappen ähneln. Der Vergleich war beliebt, weil die goldenen „Hesperiden-Äpfel“ als Zeichen für Tugend und vor allem Unsterblichkeit standen (Strunck 1999, Lauterbach 2000).

Ab dem 17. Jh. wurde es an europäischen Fürstenhöfen Mode, Citruspflanzen in sogenannten Orangerien zu kultivieren. Da der Transport über die Alpen teuer war und Gebäude errichtet werden mussten, entwickelten sie sich zu Status- und Machtsymbolen. Auch das immergrüne Laub, das gleichzeitige Blühen und Fruchten, der starke Duft der Blüten, der Blätter und der Fruchtschale führten zur hohen Wertschätzung. Das deutsche Gegenstück zum italienischen „Hesperides“ von Ferrari (1646) sind die „Nürnbergischen Hesperides“ von Johann Christoph Volkamer (1708). Der Nürnberger Kaufmann übernahm von seinem Großvater dessen Seidenmanufaktur in Rovereto (nördlich des Gardasees). So kam er mit der Zitronenkultur am Gardasee in Kontakt. Zurück in Nürnberg verfasste er das prächtig illustrierte Werk, das neben Lokalpatriotismus (unter dem Eindruck des Buches wurden die Nürnberger Bürgergärten zu Hesperidengärten, die teilweise heute noch zu sehen sind) auch seine Italien-Begeisterung zeigt. Diese teilt rund 100 Jahre später auch Goethe, der ebenfalls mit den Zitronen zum ersten Mal am Gardasee in Berührung kommt. Er beschreibt auch die speziellen Zitronengärten (die Limonaie) in Limone (Goethe 1786). „Das Land, wo die Zitronen blühen“ – dieses Gedicht schrieb Goethe (1783) vor seiner Italienreise. Es wurde zum geflügelten Wort und drückte nach dem 2. Weltkrieg die Reisesehnsucht einer ganzen Generation aus. Entgegen der mythologischen Version von Ferrari (siehe oben), dass die Hesperiden und Herakles die Zitronen nach Salo am Gardasee brachten, waren es Franziskaner-Mönche, die 1266 in Gargnano ein Kloster

16 In Kurzform (eine wortgetreue Übersetzung der langen Fassung findet sich in Freedberg 1992): Harmonillus hatte eine so schöne Stimme, dass Apollon ihn in seine Akademie zur Ausbildung aufnahm. Er scheiterte aber an einer strengen Aufseherin, die ihm das Singen verbat. Ein Freund aber stellte ihm eine Falle und nennt ihm einen verlassenem Garten, in dem er frei singen könne. Als Harmonillus die Intrige bemerkt, weint er so viele Tränen, dass er sich in einen Citrusbaum verwandelt. Auf einem allegorischen Kupferstich ist deutlich zu sehen, wie sich die Finger des unglücklichen Harmonillus in die Blätter und Früchte von Zitronen verwandeln.



**Abbildung 16:** Mythologisierung der Zitrusfrüchte. – a, Die Hesperiden bringen die Zitrusfrüchte an den Gardasee (Salò). – b, Der Sänger Harmonillus verwandelt sich in einen Citrusbaum mit gefingerten Früchten. Bildquellen: Allegorischen Kupferstiche aus Ferrari (1646)

gründeten und die Citruskultur am Westufer des Sees einführten. Sehenswert ist der Kreuzgang (Ende 13./Anfang 14. Jh.), der in der Bevölkerung „Stein Zitronengarten“ genannt wird. Die Kapitelle der Säulen der gotischen Arkaden sind mit Zitronen (und anderen Früchten) geschmückt (Abb. 15b).

Obwohl die Zitronat-Zitrone als erste Citrusfrucht das östliche Mittelmeergebiet erreichte, passt es zeitlich nicht zur Mythenbildung im kleinasiatisch-griechischen Raum. Aber neben der Quitte ist eine weitere runde Frucht zu nennen, die ursprünglich aus West- bis Mittelasien stammend seit der Antike im Mittelmeerraum angebaut wird. Homer nennt den Granatapfelbaum (*Punica granatum*, Abb. 14d–e) zusammen mit Birnen- und Apfelbäumen als kultivierte Bäume (z. B. Od XI, 589). Im Gegensatz zu Quitte und Zitronat-Zitrone, die als „melon“ bezeichnet wurden, hatten die antiken Griechen einen eigenen Namen für den Granatapfel: „roia“ (Homer, Od. 11,589, 24,233, Theophrast, Hist. plant. 1.3.3, 2.2.9f). Zur Römerzeit begegnen wir dann wieder dem „malum“ (als „malum punicum“ etwa bei Plinius, Hist. nat. 13,33, 15,20 etc.). Der Punische Apfel – diese Bezeichnung der Römer bezieht sich darauf, dass sie die Frucht von

den Puniern kennengelernt hatten.<sup>17</sup> Der vermutlich aus SW-Asien stammende Granatapfel wird seit etwa 5000 Jahren in Mesopotamien kultiviert (Zohary & Hopf 1994) und ist schon lange wegen der vielen Samen (damit erklärt sich auch der wissenschaftliche Name: *Punica granatum* [granatus = von Samen erfüllt; Abb. 14e]) ein Symbol für Fruchtbarkeit. Der rote Granatapfel war der in vielen Formen beschriebenen Astarte geweiht, der ersten historisch belegten Fruchtbarkeitsgöttin. Diese vielbusige Göttin, die in Ephesus als Artemis von Ephesos verehrt wurde (Abb. 13f), war Vorläuferin von Isis und Aphrodite/Venus (Roscher 1884–1890, Beuchert 2021). Im antiken Griechenland war der Granatapfel auch der Hera geweiht und entwickelte sich in der Folge zum Machtsymbol, zuerst der Priester, dann auch der weltlichen Herrscher (für die hohe Symbolkraft spricht wiederum die Abbildung auf Münzen; Abb. 14f). Der Kelch der Granatapfel-Blüte ist fleischig und bleibt zur Fruchtzeit als kleine Krone erhalten. Dies soll die Inspiration für König Salomons Kronenform und später auch für entsprechende Kronen europäischer Königshäuser gewesen sein (Mabberley 2006). Der kronenförmige Kelch über einem runden „Apfel“ machte ihn auch zum Reichsapfel (Beuchert 2021). Albrecht Dürer (1519) hat Kaiser Maximilians I. mit dem Granatapfel, statt eines Reichsapfels, in der Hand porträtiert. Auch das berühmte Zwiebelmuster auf Porzellan geht auf den Granatapfel zurück. Die Blaumaler interpretierten den Granatapfel als Zwiebel, wie bei einer Führung in der Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Meißen demonstriert wird. Vielfältig ist die Symbolik des Granatapfels im Juden- und Christentum, aber das würde an dieser Stelle zu weit führen.

Mit dem Granatapfel eng verknüpft ist der Mythos der Persephone (Kerényi 1997, Ranke-Graves 2005), so dass er nicht nur als Symbol für Reichtum und Fruchtbarkeit galt, sondern auch als Aphrodisiakum (Erbar 2009). Vielleicht führte dieser Aspekt dazu, dass in vielen Texten, vor allem auch Blog-Beiträgen, im Internet, die ja keine Quellen angeben müssen, der Granatapfel bei der „Schönheitswahl“ in die Hand des Paris gegeben wird (siehe oben). Aber weder passt die Farbe zum „Goldenen Apfel“ der Eris noch die Gesamt-Symbolik, da er ja auch für die Herrschaft steht und damit auch der Hera zugeordnet wird.

Es fehlt in unserer Betrachtung noch der „typische“ Apfel, also die Frucht, die den Mitteleuropäern bei diesem Wort als erstes einfällt (Abb. 17). Wirtschaftlich gesehen ist heute nur unser Kultur-Apfel (*Malus domestica*; Abb. 17b) von Bedeutung (geschätzt gibt es mehrere Tausend Apfelsorten gibt, aber nur wenige davon werden regelmäßig im Handel angeboten). Der Europäische Wild-Apfel (*Malus sylvestris*;

17 Punier nannten die Römer die nordafrikanischen Karthager (Punische Kriege!). Karthago war zunächst eine Kolonie der Phönizier (gegründet 814 v. Chr.); als Phönizien war im 1. Jahrtausend v. Chr. ein schmaler Landstreifen an der östlichen Mittelmeerküste bekannt.

Abb. 17a) aber wurde schon in der Steinzeit (ab 5800 v. Chr.) als Nahrung genutzt, wie Funde in den Pfahlbausiedlungen am Bodensee bezeugen. Nach neuesten molekulargenetischen Erkenntnissen stammt unser Kultur-Apfel (*Malus domestica*) aber nicht direkt von diesem ab, sondern vom Asiatischen Wild-Apfel (*Malus sieversii*), heimisch in den Gebirgen Zentralasiens (Kasachstan bis in die chinesische Provinz Xinjiang; z.B. Juniper et al. 2007, Veleasco et al. 2010). Von dort gelangte er schon vor tausenden Jahren über Mesopotamien, das Perserreich, das antike Griechenland und das Römische Reich nach Westen. Zusammen mit dem Wissen über Kultivierung und Veredelung brachten ihn die Römer dann über die Alpen nordwärts. In Europa existieren heute Wild- und Kulturart nebeneinander. Schon auf dem Weg von Kasachstan gen Westen kreuzten sich die Wege der wilden Vorfahren. Aber auch nach der Kultivierung gab es Genübertragungen vom Europäischen Wild-Apfel in das Genom des Kultur-Apfels; das Genom des Kultur-Apfels stammt zu 46 % vom Asiatischen Wild-Apfel, 21 % vom Europäischen Wild-Apfel, und die restlichen 33 % konnten bisher nicht zugeordnet werden (Duan et al. 2017). Der Baum der Erkenntnis hat sein Geheimnis also noch nicht zur Gänze enthüllt! Aber ist der Baum der Erkenntnis überhaupt unser Apfelbaum?

Entgegen der landläufigen Meinung wird in der Bibel (Genesis 2) der Apfel nicht erwähnt, weder im hebräischen Text, noch in der altgriechischen Septuaginta, noch in der spätantiken lateinischen Vulgata. Es ist die Frucht (hebräisch: „pri“, griechisch: „karpos“, lateinisch: „fructus“) vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen („lignum scientiae boni et mali“), die Eva und Adam, von der Schlange verleitet, gekostet haben, was ihnen die Vertreibung aus dem Paradies einbrachte. Für die Exegese der Sündenfallgeschichte (obwohl sich da viel gewandelt hat, Flasch 2004) ist es unwesentlich, zu welcher Pflanzengattung der Baum der Erkenntnis gehört, ganz im Sinne von Mark Twain (1894): „Adam war ein Mensch – das erklärt alles. Er wollte den Apfel nicht des Apfels wegen, sondern nur, weil er verboten war.“

Zwei Erklärungen werde gerne gegeben, warum sich im Laufe der Jahrhunderte der rote Apfel als verbotene Paradiesfrucht durchgesetzt hat. So wird ein Wortspiel angeführt, da in der lateinischen Sprache „malum“ das Übel bedeutet und andererseits „mölum“ den Apfel im Sinne einer runden Frucht (als „mölus“ wird der Obst- oder Apfelbaum bezeichnet). Der Unterschied liegt in der Länge des „a“. Der Überstrich (das Makron) bei „mälum“ (entsprechend dem griech. „mēlon“) betont den Vokal, so dass er lang gesprochen wird, während „malum“ im Sinne von Übel kurz gesprochen wird. Aber für ein solches Wortspiel findet sich in der älteren Literatur kein Hinweis. Eine weitere Erklärung wird darin gesucht, dass Hieronymus, der um 400 die Bibel übersetzte (die sich dann bis zum 8./9. Jh. zur sog. Vulgata entwickelte), sich einen Übersetzungsfehler geleistet haben soll. Aber auch diese Erklärung greift zu kurz, da „bonum et malum“ immer als Paar auftreten; für die Frucht, die ja erst im





**Abbildung 17:** Äpfel. – a, Europäischer Wild-Apfel (*Malus sylvestris*, Rosaceae), Auwald bei Ketsch (Baden-Württemberg). – b, Kultur-Apfel (*Malus domestica*). – c–f, Sündenfall-Darstellungen. – c, Psalterium Cod. Lichtenthal 25. – d, Lucas Cranach d. Ä., Adam und Eva mit der Schlange im Apfelbaum, 1525;. – e–f, Byzantinische Mosaiken (1179 bis 1182) in der arabisch-normannischen Kathedrale Santa Maria Nuova in Monreale (Palermo, Sizilien). – g, Der „Apfelbaum“ aus Bock 1546, Abbildung von David Kandel. Bildquellen: a, b, e, eigene Aufnahmen, c, ©Badische Landesbibliothek Karlsruhe, <https://digital.blb-karlsruhe.de/blbhs/content/pageview/1190600>, d, ©Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, f, freundlicherweise von Peter Hess zur Verfügung gestellt

Gespräch der Schlange mit Eva ins Spiel kommt (Gen. 3,2) wird „fructus“ gebraucht (s. o.) Nächster Kandidat für den Beginn der „Tradition vom paradiesischen Apfelbaum“, wie Leder (1961) es nennt, ist der aus Gallien oder Oberitalien stammende Cyprianus Gallus, der in seinem „Heptateuchos“ (4./5.Jh.) u. a. die Paradieserzählung dichterisch nacherzählt hat. Im Genesis-Text spricht er von „malum noxale“ (schädliches Obst/runde Früchte) oder „poma dulcis“ (süßes Obst/runde Früchte). „Malum“ oder „pomum“: beide Begriffe werden in der lateinischen Sprache allgemein für Obst gebraucht. Also auch hier findet sich keine schlüssige Erklärung.

Wenn uns die literarischen Betrachtungen nicht weiterbringen, wie sieht es dann mit frühen Darstellungen des Sündenfalls aus? Als älteste Darstellung des Sündenfalls gilt die Wandmalerei in den Katakomben von S. Gennaro in Neapel. Eine Bestimmung der Frucht ist aber nicht möglich, auch im Psalterium des Klosters Lichtenthal (Cod. Lichtenthal 25, um 1450; Abb. 17c) sind nur runde Früchte zu erkennen. In der bildenden Kunst finden sich erste eindeutig als Äpfel zu bestimmende Darstellungen zu Beginn der Renaissance bei Albrecht Dürer (1507) und Lucas Cranach d. Älteren (1508/10; Abb. 17d). Ab diesem Zeitpunkt prägt der Apfelbaum als Baum der Erkenntnis die Vorstellungen der Menschen, so dass er, jedenfalls nördlich der Alpen, regelrecht als Realität wahrgenommen wird. Interessant ist, dass südlich der Alpen, beispielsweise in den byzantinischen Mosaiken (1179–1182) in Monreale (oberhalb Palermos) der Feigenbaum dargestellt ist (Abb. 17e–f), genauso wie in der bekannten Deckenmalerei Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan (1508–1512).

Für die „Apfelbaum-Tradition“ geht Leder (1961) von einer „Volksfrömmigkeit“ aus. Was ist darunter zu verstehen? Für die des Lesens und der lateinischen Sprache Unkundigen wurden im Mittelalter sog. „Mysterienspiele“ (oder geistliche Spiele) zur Vermittlung religiöser Inhalte aufgeführt. Das „Paradeis-Spiel“, das am Adam- und Eva-Tag, also am 24. Dezember, aufgeführt wurde, war der erste Teil der christlichen Heilsgeschichte aus Weihnachts-, Passions-, Oster- und Fronleichnamsspielen. Im Raum des heutigen Bayern sind Aufführungen seit dem 11. Jh. belegt (Knedlik 2019). Der Paradiesbaum war ein immergrüner Baum oder Strauch (Wacholder, Tanne, Fichte, Buchsbaum, Stechpalme), als Früchte wurden rote Äpfel genommen (Universitätsbibliothek Regensburg online). Der Baum aus dem Paradiesspiel wurde zum Christbaum (Weihnachtsbaum), aus den Äpfeln wurden die zunächst nur roten Christbaumkugeln.

Natürlich finden wir den Apfelbaum auch in den Kräuterbüchern der Renaissance. Ungewöhnlich sind dabei die Darstellungen bei Hieronymus Bock (1546) und Adam Lonitzer (1564). Die Schlange verweist auf den Sündenfall, der Schädel bei Bock (Abb. 17g) zeigt drastisch die Strafe (Tod) bei Verzehr der Frucht. Auffällig ist bei Bock als auch bei Lonitzer, der allerdings als erster Plagiator gilt (Leins & Erbar 2017,

S. 52), dass der Apfelbaum (genau wie der zuvor dargestellte Quittenbaum) als gleichzeitig blühend und fruchtend dargestellt ist, was diese Bäume im Gegensatz zu den Citrus-Bäumen nicht tun. Außerdem sind die Äpfel eher gelb als rot und zeigen eine verschiedene Form. Allerdings gab es schon in der römischen Antike verschiedene Apfelsorten (Plinius, Hist. nat. 15,39). Da die Zeit der Renaissance gekennzeichnet ist durch eine Rückbesinnung auf die Antike, könnte man die Darstellung als einen Hinweis auf den Hesperiden-Baum und seine spätere Interpretation als Citrus-Baum sehen.

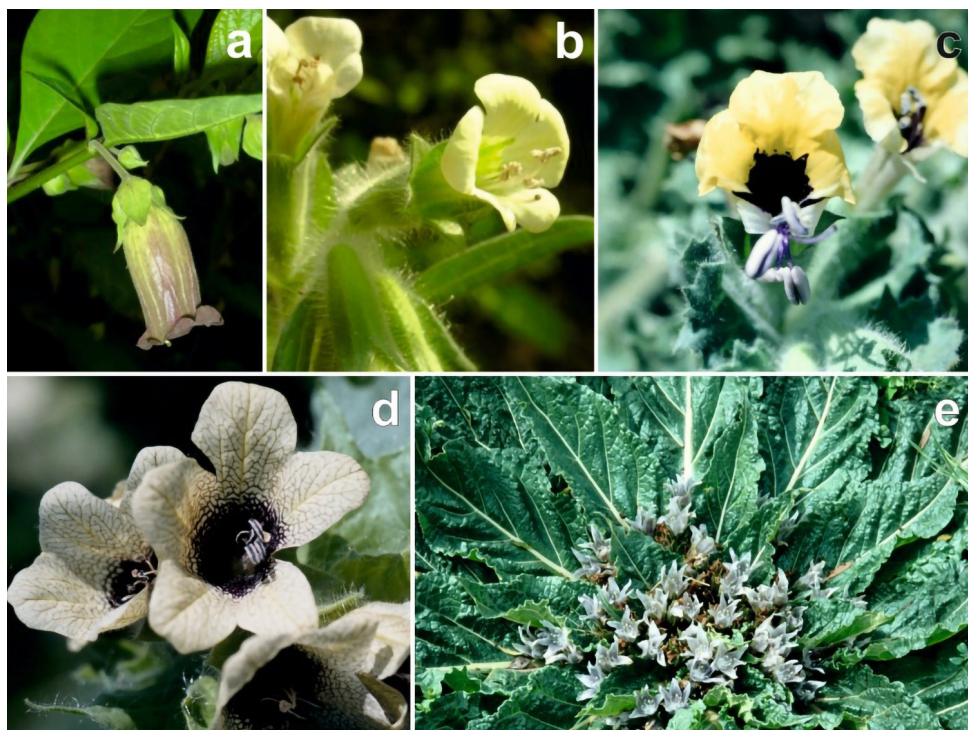
Die Interpretation der biblischen und antiken Früchte ist vielfältig, wie wir gesehen haben, und hat sich im Laufe der Jahrhunderte auch geändert. Es ist aber sicher zu einfach, in allen Früchten unseren Apfel zu sehen, wie es die Philologen gerne tun, z. B. Schmalzgruber (2017), die dem Apfel eine „althergebrachte literarisch-mythologische Prominenz“ einräumt (siehe auch Heisig 1952). Wahrscheinlich sind die Erzählungen von den Hesperiden-Äpfeln mit der biblischen Schilderung des Paradieses verschmolzen.

Als „Paradiesäpfel“ (siehe Bock 1546) wurden aber auch Früchte aus einer ganz anderen Familie bezeichnet, nämlich die der aus Mittel- und Südamerika stammenden Tomatenpflanzen, was sich als „Paradeiser“ bis heute in Südtirol und Österreich erhalten hat. Die Giftigkeit der Pflanze (nicht aber die reife Frucht!), die runde Form und die gelbe oder rote Farbe der Früchte passen gut zur Symbolik. Der Italiener Mattioli hat wohl die Pflanze als erster beschrieben (1544). Da er goldene Früchte vor den roten kennenlernte, nannte er sie „mala aurea“ oder „pomi d'oro“ (1554), was bis heute in der italienischen Bezeichnung „pomodoro“ für Tomate erhalten blieb.

### 3.2 Verderbliche pflanzliche Gifte – die Künste der antiken Zauberinnen

Bis heute prägen alte Mythen unseren Sprachgebrauch: wir haben eine „Odyssee“ hinter uns, wenn etwas lang und umständlich war, die „Herkulesaufgabe“ bezieht sich auf den immensen Umfang der zwölf Aufgaben des Herakles und eine „Sisyphus-Arbeit“ bedeutet eine nie ans Ziel führende Arbeit. Wir greifen das Wort „becircen“ als Beispiel heraus, da es bei der Interpretation Bezüge zu Pflanzen gibt.

„Ein durch dämonischen Zauber fesselndes Weib nennen wir eine Circe“ heißt es noch Ende des 19. Jh. (Büchmann 1898). Heute findet sich im Duden unter bezirzen (oder becircen) die Bedeutung: „verführen, betören, bezaubern, umgarnen“, etwa in dem Sinn, jemanden „auf verführerische Weise durch charmante Überredung für seine Wünsche gewinnen“. Jetzt steht also die Persönlichkeit der Frau im Vordergrund. Kirke (altgriech., latinisiert Circe, deutsch Zirze), die Tochter des Sonnengottes Helios



**Abbildung 18:** Nachtschattengewächse (Solanaceae) mit Bewusstsein beeinflussenden Tropa-  
nalkaloiden. – a, Tollkirsche (*Atropa bella-donna*), Europa bis N-Iran. – b–d, Bilsenkräuter  
(*Hyoscyamus*). – b, Weißes Bilsenkraut (*H. albus*), Mittelmeergebiet bis südl. Russland. –  
c, Goldgelbes Bilsenkraut (*H. aureus*), östl. Mediterranraum. – d, Schwarzes Bilsenkraut  
(*H. niger*), Eurasien. – e, Gewöhnliche Alraune (*Mandragora officinarum*), Mittelmeergebiet.  
Bildquellen: Eigene Aufnahmen

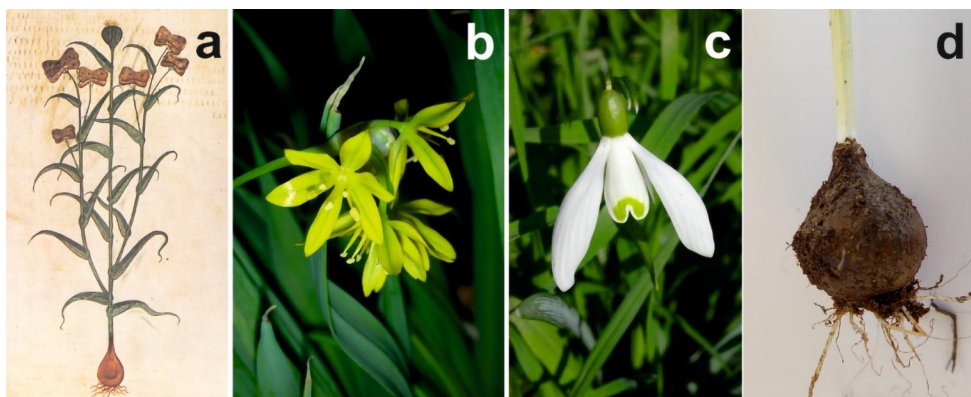
und der Okeanide Perse (Homer, Od. 10,138 f.), ist in der griechischen Mythologie eine Zauberin, also eine kräuterkundige Frau. Man denke nur an den Kräutergarten der Hekate in der Kolchis, den Hesiod (~ 700 v. Chr.) beschreibt; die aufgezählten Pflanzen sind solche mit starken pharmazeutischen Wirkungen!

Kirke „bezirzt“ Odysseus, damit er, obwohl auf dem Heimweg nach Ithaka, für ein Jahr bei ihr bleibt. Reine Verführung oder stecken doch Zaubermittel dahinter? Kommen wir zunächst zu der spannenden Frage nach dem Zaubermittel der Kirke, das sie den Kameraden des Odysseus verabreichte, den „pharmaka lygra“, den schädlichen Mitteln: „Menge geriebenen Käse mit Mehl und gelblichem Honig unter pram-  
nischen Wein, und mischte betörende Säfte in das Gericht, damit sie die der Heimat gänzlich vergäßen [...] Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber, auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig, wie vormals.“ (Homer, Od. 10,234 ff).



Welcher pflanzliche Inhaltsstoff kann bewirken, dass Männer in Schweine verwandelt werden oder, anders ausgedrückt, das Bewusstsein, die Halluzination haben, Schweine zu sein? Ein paar nah verwandte Pflanzen mit sehr ähnlichen Inhaltsstoffen bieten sich zur Identifikation an, die vielleicht auch zusammengemischt sein können: die Tollkirsche (*Atropa bella-donna*, Abb. 18a), Bilsenkraut-Arten (*Hyoscyamus*; Abb. 18b–d) und die Alraune (*Mandragora officinarum*, Abb. 18e). Alle gehören innerhalb der Alkaloid-reichen Nachtschattengewächse (Solanaceae) wegen des Vorkommens von Tropanalkaloiden zu den tödlichen Giftpflanzen; geringere Mengen führen zu Bewusstseins-Veränderungen. Linné gab der Tollkirsche ihren wissenschaftlichen Namen nach der griechischen Schicksalsgöttin Atropos (Linné 1737), einer Tochter des Zeus, die den Lebensfaden der Menschen zerschneidet. Hyoscyamin und Scopolamin sind Bewusstsein störende Alkaloide, die bekanntermaßen Tierhalluzinationen und eine Auflösung des Zeitempfindens auslösen.

Die Erstautorin kann die Tierhalluzinationen nach dem Genuss von *Atropa* durch einen Fall in der Uni-Klinik Heidelberg bestätigen. Eine junge Ärztin brachte ihr Blätter zum Bestimmen, da eine Frau, die im Wald bei Bammental „wilden Mangold“ (was sich als Tollkirsche herausstellte) gesammelt hatte, nach dem Verzehr Spinnenhalluzinationen hatte. Ein weiterer Inhaltsstoff ist das Atropin (bzw. Hyoscyamin), das wie Scopolamin die Signalübertragung zwischen den Nervenzellen unterbricht, indem es die Acetylcholinrezeptoren an den Synapsen blockiert (siehe Abb. 5 in Erbar & Leins 2024). Die schon mehrmals erwähnten antiken Autoren (Theophrast, Dioskurides, Plinius) wussten um die betäubende und auch Schwindel und Wahnsinn verursachende Wirkung der genannten Pflanzen, so dass wir uns bei der Bestimmung der „pharmaka lygra“ ziemlich sicher sein können (siehe Erbar 2009, Niehaus & Wink 2020).



**Abbildung 19:** Das „Homerische Moly“. – a, Abbildung aus dem „Wiener Dioskurides“. – b, *Allium moly* (Amaryllidaceae). – c–d, Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*, Amaryllidaceae). Blüte und frisch ausgegrabene Zwiebel. Bildquellen: Eigene Aufnahmen

Welche Pflanze aber verbirgt sich hinter dem geheimnisvollen „moly“, das der Götterbote Hermes Odysseus überreicht als Mittel gegen die Gifte der Kirke? „Weinmus rührt sie dir ein, und mischt ihr Gift in die Speise: dennoch gelingt es ihr nicht, dich umzuschaffen; die Tugend dieser heilsamen Pflanze verhindert sie.“ (Homer, Od. 10,290f.). „Also sprach Hermeias, und gab mir die heilsame Pflanze, die er dem Boden entriß, und zeigte mir ihre Natur an: Ihre Wurzel war schwarz, und milchweiß blühte die Blume; Moly wird sie genannt von den Göttern. Sterblichen Menschen ist sie schwer zu graben; doch alles vermögen die Götter.“ (Homer, Od. 10,302ff.). Seit der Antike werden Vermutungen angestellt über das Kraut mit der schwarzen Wurzel und den weißen Blüten. Theophrast meinte, dass es ein Zwiebelgewächs sei, der Meerzwiebel, einer äußerst giftigen Pflanze, sehr ähnlich. Dioskurides stellt eine Verbindung zum Knoblauch, zur Stranddistel und zu verschiedenen Rautengewächsen her (siehe die Abbildung im „Wiener Dioskurides“; Abb. 19a). Später wurde es meist mit Lauch- oder Knoblaucharten in Verbindung gebracht (siehe z.B. Stannard 1962). Linné (1753) beschreibt ein *Allium moly*, allerdings mit gelben Blüten (Abb. 19b). Heute geht, von Neurologen angestoßen (Plaitakis & Duvoisin 1983, Heinrich & Teoh 2004), die Vermutung in Richtung Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*; Amaryllidaceae; Abb. 19c–d), dessen Gattungsname Milchblume bedeutet (galakti ... anthos – milchweiße Blume), was gut zur homerischen Beschreibung passt. Es ist allerdings nicht bekannt, warum Linné diese Pflanze so bezeichnete; kein antiker und nur wenige vorlinnéische Namen (erst aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts), sind für diese Pflanze bekannt. Warum nun seit kurzem die Identifikation von „moly“ als Schneeglöckchen? Plinius (Hist. nat. 25,26) bezieht sich auf Homer, der bezeugt haben soll, dass Moly das „geschätzteste aller Kräuter“ und „das stärkste aller Gegengifte“ sei. Gesucht wurde ein Kraut gegen Halluzinationen und das Vergessen. Es liegt also an der Wirkung des Schneeglöckchens im menschlichen Körper. Sein Inhaltsstoff, das Alkaloid Galantamin, führt zu einer Erhöhung der Konzentration des Neurotransmitters Acetylcholin und damit zu einer besseren Signalübertragung zwischen den Nervenzellen. Galantamin greift in den Acetylcholinstoffwechsel ein, indem es ein Enzym hemmt, die Acetylcholinesterase, das Acetylcholin abbaut. Heute werden Medikamente mit dem Wirkstoff Galantamin eingesetzt bei Demenzen, Hirnschwächen, die mit Gedächtnis-, Sprach- und Erinnerungsstörungen, aber auch mit Halluzinationen und Wahnvorstellungen einhergehen können (z.B. Maelicke et al. 2001, Heinrich & Teoh 2004; siehe auch Erbar 2009, Wink 2022).

Bleibt uns noch die Frage, was unser heutiges Hexenkraut, *Circaea* (Abb. 20), das zu den Nachtkerzengewächsen (Onagraceae) gehört, also einer ganz und gar ungiftigen und was die Inhaltsstoffe angeht unspektakulären Familie, mit der mythologischen Kirke zu tun hat. Dioskurides (Mat. med. 3,124) und Plinius (Hist. nat. 27,60) erwähnen eine „Kirkaiä“ bzw. „Circaea“, die aber nicht leicht zuzuordnen sind.



**Abbildung 20:** Großes Hexenkraut (*Circaea lutetiana*, Onagraceae). – a, Oft dichte Bestände. – b, Blüten und junge Klettfrüchte. Die Nussfrüchte mit den langen hakigen Borsten werden vielfach für die Herleitung des Namens angeführt (Marzell 1943) – c, Blüte mit dem bei den Nachtkerzengewächsen ungewöhnlichen Blütenaufbau: 2 Kelchblätter (Ke), 2 Kronblätter (Kr; der oberflächliche Eindruck von 4 Kronblättern entsteht durch einen tiefen Einschnitt – Pfeil – in den Kronblättern), 2 Staubgefäße (St), Fruchtknoten aus 2 Fruchtblättern vereinigt (N = Narbe). Bildquellen: Eigene Aufnahmen

Dioskurides vergleicht die Blätter mit dem „Garten-Nachtschatten“. Er erwähnt „Kirkaia“ ein zweites Mal und zwar bei dem Kapitel „Mandragora“, die auch „Kirkaia“ genannt werde, da die Wurzel als Liebesmittel wirksam zu sein scheine (Mat. med. 4,76). Der Italiener Mattioli (1544), der erste Bearbeiter der Dioskurides-Schriften, bleibt bei den Aussagen des Dioskurides, zweifelt aber, ob es die „Circaea der Alten“ sei. Die erste Zeichnung unserer heutzutage *Circaea lutetiana* genannten Pflanze findet sich bei dem flämischen Botaniker Matthias Lobelius (1576), der sich auf Dioskurides bezieht und sie bei den giftigen Solanaceae unterbringt. Zum Hexenkraut wird die Pflanze durch den Schweizer Mediziner und Botaniker Theodor Zwinger (1696), der mit seinem „Theatrum Botanicum“ eine deutsche, erweiterte Ausgabe von Mattiolis Kräuterbuch vorlegte: „Hexenkraut heißt Griechisch Kirkaia, Lateinisch Circaea, ... Englisch Enchanters Night-Schade.“ Über den englischen Namen ist die Verbindung zu den Nachtschattengewächsen gegeben („Nacht“ im Sinne von „geistig umnachtet“). Durch den deutschen Namen ist die Pflanze dann auch im Volks-Aberglauben angekommen, aber meist liegt wohl eine Verwechslung mit anderen Pflanzen vor. Der Erstautorin diente der Namen in ihrer Studienzeit als Hinweis auf eine Besonderheit. Die Nachtkerzengewächse (Onagraceae), zu denen *Circaea* systematisch gehört, ist durch durchgehend 4-zählige Blüten gekennzeichnet. Aber *Circaea* ist „verhext“: die Blüten sind durchgehend 2-zählig (Abb. 20b–c).

## 4 Schlussbetrachtung

Im ersten Teil wurde mit einigen ausgewählten Beispielen die Vielfalt der Ökosysteme und Nahrungsketten dargestellt, ausgehend vom „Kohlkopf-Narrativ“ Carl von Linnés. Hier könnte man auch das „panta rhei – alles fließt“ des Heraklit von Ephesus (etwa 500 v. Chr.) anführen. Stellvertretend für die Verfolgung der Entwicklungsgeschichte im Sinne des Aristoteles wurde der besondere Blütenstand der Gattung *Euphorbia* (Wolfsmilch) gewählt. Mit diesen Beispielen bewegten wir uns auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Beobachtung. Wenn wir in diesem Zusammenhang Narrative benutzen, müssen wir den richtigen Mittelweg zwischen Didaktik und Wahrheit finden und uns einer sauberen Sprache bedienen.

Der zweite Teil, die Betrachtung der verführerischen Äpfel der Aphrodite und der Eva sowie der Zauberkünste der Kirke, führte uns in die Mythologie und damit in den Bereich der Spekulation. Aber auch hier sollte bei Interpretationsversuchen immer die wissenschaftliche Genauigkeit und der aktuelle Kenntnisstand als Messlatte dienen. Bei der Interpretation der „Äpfel“ haben wir uns auf im Wesentlichen auf die Antike beschränkt. Aber der Apfel findet sich als Narrativ auch nach der Antike immer wieder. Man denke an das Märchen von Schneewittchen, den Apfel im Tellerschuss, den Apfel, der angeblich Newton zu seiner Theorie der Schwerkraft verhalf und neuerdings an das Logo eines Technologie-Unternehmens.

Der Begriff „Apfel“ für etwas Rundes scheint tief in unserem Bewusstsein verwurzelt zu sein. Er wurde für Gewächse verwandt, die nach 1492 aus der Neuen Welt zu uns kamen. Die Paradiesäpfel, die Beerenfrüchte der Tomaten, haben wir vorne erwähnt. Aber auch die Kartoffel, die keine Frucht, sondern eine Verdickung der Sprossachse (Ausläufer) ist, wurde und wird regional als Erdapfel bezeichnet.

Bis heute beeinflusst die Mythologie die wissenschaftlichen Pflanzennamen. Normalerweise folgt der adjektivisch gebrauchte Artname dem substantivischen Gattungsnamen, z.B. *Hyoscyamus niger*, *Atropa bella-donna* oder *Pilosocereus pachycladus*. Aber warum heißt unsere heimische Buche *Fagus sylvatica* und nicht „*Fagus sylvaticus*“? „Lateiner“ erinnern sich an einen Merkvers: „Bäume, Städte, Land auf us, stets weiblich man gebrauchen muss.“ Der mythologische Hintergrund sind die weiblichen Stadtgottheiten und die Baumnymphen, die Dryaden, aus der griechischen Mythologie.

## Literatur

- Apollodor:** *Bibliothēke. Die griechische Sagenwelt* (Sammlung Dieterich Bd. 354). Übersetzt von C. G. Moser & D. Vollbach. – Lizenzausgabe Parkland Verlag Köln, 1997.
- Athenaeus Nancratia:** *Deipnosophistae*. Griechisch/Englisch. Übersetzt von C. B. Gulick, 1927–1930. Loeb Classical Library. – <https://topostext.org/work/218>.
- Bauhin, C.** 1623: *Pinax Theatri botanici*. – Basel: J. Regis.
- Baumann, H.** 2000: *Pflanzenbilder auf griechischen Münzen*. – München: Hirmer.
- Beuchert, M.** 2021: *Symbolik der Pflanzen*. – Berlin: Insel Verlag.
- Bock, H.** 1546: *New Kreütter Buch*. – Straßburg: W. Rihel.
- Büchmann, G.** 1898: *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes*. 19. Aufl. – Berlin: Haude & Spener'sche Buchhandlung.
- Cyprianus Gallus:** *Heptateuchos*. Cypriani Galli poetae Heptateuchos, bearb. von R. Peiper, 1891. – Wien: F. Tempsky.
- Desvoux, N. A.** (1813). Essai sur less differens genres de fruits des plantes phanero-games. – *J. Bot. Agric.* 2: 161–183.
- Dioskurides:** *De materia medica*. Des Pedanios Dioskurides aus Anazarbos Arzneimittellehre in fünf Büchern, übersetzt und mit Erklärungen versehen von J. Berendes, 1902. – Stuttgart: Enke.
- Dioskurides-Handschrift (512):** *Der Wiener Dioskurides – Codex medicus graecus 1 der Österreichischen Nationalbibliothek*, Faksimile-Ausgabe, Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt (Glanzlichter der Buchkunst Band 8.1+ 8.2, 1998–1999).
- Domínguez-Rodrigo, M., Pickering, T. R., Semaw, S., & Rogers, M. J.** (2005). Cutmarked bones from Pliocene archaeological sites at Gona, Afar, Ethiopia: implications for the function of the world's oldest stone tools. – *J. Hum. Evol.* 48: 109–121.
- Duan, N. et al.** 2017: Genome re-sequencing reveals the history of apple and supports a two-stage model for fruit enlargement. – *Nat. Commun.* 8: 249. <https://doi.org/10.1038/s41467-017-00336-7>
- Erbar, C.** 2009: Homerische Pflanzen – Nutz-, Heil- und Zauberpflanzen in Ilias und Odyssee. – *Mannheimer Geschichtsblätter* (remmagazin) 17: 101–116.
- Erbar, C. & Leins, P.** 2017: Sex- and breeding-behaviour of the Sicilian snail-shell bee (*Rhodanthidium siculum* Spinola, 1838; Apoidea-Megachilidae – preliminary results. – *Arthropod-Plant Interactions* 11: 317–328. <https://doi.org/10.1007/s11829-016-9489-x>
- Erbar, C. & Leins, P.** 2020: *Entwicklungen in der Entwicklung – Fortwährende Veränderungen im Fluss der Organismenwelt*. – Heidelberg Jahrbücher online 5: 1–45. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2020.0.24182>
- Erbar, C. & Leins, P.** 2022: *Erde, Luft, Wasser und Feuer – wie Pflanzen diese Elemente nutzen*. – Heidelberg Jahrbücher online 7: 57–111. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2022.1.24622>
- Erbar, C. & Leins, P.** 2023: *Schöpferischer Kampf und Kooperation im Licht der Organismischen Evolution*. – Heidelberg Jahrbücher online 8: 29–73. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2023.1.24810>
- Erbar, C. & Leins, P.** 2024: *Prognosen zum Insektenschwund und zum Veganismus im Zusammenhang mit Nachhaltigkeit*. – Heidelberg Jahrbücher online 9: 85–132. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2024.1.25079>
- Ferrari, G. B.** 1646: *Hesperides sive de Ma-lorum Aureorum Cultura et Usu Libri Quatuor*. – Rom: H. Scheus.
- Flasch, K.** 2004: *Eva und Adam. Wandlungen eines Mythos*. – München: C.H. Beck.

- Freedberg, D.** 1992: Ferrari on the classification of oranges and lemons. – In: Cropper, G. P. & Solinas, F. (eds.), *Documentary Culture*. Papers from a Colloquium held at the Villa Spelman, Florence 1990. pp. 287–306. – Bologna: Nuova Alfa Editoriale.
- Galen, C.:** *De alimentorum facultatibus II*. – Griech. Text: Corpus Medicorum Graecorum/Latinorum. [https://cmg.bbaw.de/epubl/online/cmg\\_05\\_04\\_02.php?p=265](https://cmg.bbaw.de/epubl/online/cmg_05_04_02.php?p=265)
- Heinrich, M. & Teoh, H. L.** 2004: Galanthamine from snowdrop – the development of a modern drug against Alzheimer's disease from local Caucasian knowledge. – *J. Ethnopharmacol.* 92: 147–162.
- Heisig, K.** 1952: Woher stammt die Vorstellung vom Paradiesapfel?. – *Zeitschr. Neutest. Wiss.* 44: 111–118.
- Hesiod:** *Theogonie*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt von O. Schönberger. – Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9763, 2018.
- Hesiod:** *Orfeus der Argonaut*. Aus dem Griechischen übersetzt von J. H. Voss 1806. – Heidelberg: Mohr & Zimmer.
- Homer:** *Ilias und Odyssee*. Altgriechisch/Deutsch. Übersetzt von Johann Heinrich Voß. – Neu-Isenburg: Zweitausendeins, Lizenzausgabe 2008.
- Juniper, B. E.** 2007: The mysterious origin of the sweet apple. – *Amer. Sci.* 95: 44–51.
- Justinus, M. J.:** *Historiarum Philippicarum*. – <https://www.thelatinlibrary.com/justin.html>
- Kerényi, K.** 2022: *Die Mythologie der Griechen*. 14. Aufl. – Stuttgart: Klett-Cotta.
- Knedlik, L.** 2019: *Geistliche Spiele* (Mittelalter). – <https://search.ub.tum.de/vufind/Record/DE-604.BVo46253531>
- Kronenberg, S. & Hefetz, A.** 1984: Role of labial glands in nesting behaviour of *Chalicodoma sicala* (Hymenoptera; Megachilidae). – *Physiol. Entomol.* 9: 175–179.
- Låstad, S. B. & Haerter, J. O.** 2022: The geometry of evolved community matrix spectra. – *Sci. Rep.* 12: 14668.
- Lauterbach, I.** 2000: *J. C. Volkamer, the Book of Citrus Fruits*. The Complete Plates 1708–1714. – Köln: Taschen.
- Leder, H.-G.** 1961: Arbor Scientiae. Die Tradition vom paradiesischen Apfelbaum. – *Zeitschr. Neutest. Wiss.* 52: 156–189.
- Leins, P. & Erbar, C.** 2008: *Blüte und Frucht. Morphologie, Entwicklungsgeschichte, Phylogenie, Funktion und Ökologie*. – Stuttgart: Schweizerbart.
- Leins, P. & Erbar, C.** 2017: *Bäume und Sträucher in Herbst und Winter erkennen. Bebilderte Steckbriefe, Wissenswertes zu Namen, Mythologie und Verwendung*. 2. Aufl. – Stuttgart: Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung
- Linné, C. von 1737:** *Hortus Cliffortianus*. – Amsterdam.
- Linné, C. von 1753:** *Species Plantarum*. – Stockholm: L. Salvius.
- Linné, C. von 1745:** *Reisen durch Oeland und Westgothland*. – Aus dem Schwedischen übersetzt von D. C. D. Schreber 1765 (Teil: Westgothland). – Halle: Curts.
- Lobelius, M.** 1576: *Plantarum seu Stirpium Historia*. – Antwerpen: C. Plantijn.
- Lonitzer, A.** 1564: *Kreuterbuch*. – Frankfurt: C. Egenolffs Erben.
- Mabberley, D. J.** 2004: *Citrus* (Rutaceae) – A review of recent advances in etymology, systematics and medical applications. – *Blumea* 49 p. 484
- Mabberley, D. J.** 2006: *Mabberley's Plantbook*. 3<sup>rd</sup> ed. – Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Maelicke, A., Samochocki, M., Jostock, R., Fehrenbacher, A., Ludwig, J., Albuquerque, E. X. & Zerlin, M.** 2001: Allosteric sensitization of nicotinic receptors by galantamine, a new treatment strategy for Alzheimer's disease. – *Biol. Psychiatry* 49: 279–288.
- Mansfeld's World Database of Agricultural and Horticultural Crops:** <https://mansfeld.ipk-gatersleben.de/apex/f?p=185:7>

- Marzell, H.** 1943: *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen I.* – Köln: Parkland Verlag (Nachdruck 2000).
- Mattioli, P. A.** 1544: *Di Pedacio Dioscoride Anazarbeo libri cinque.* – Venetia, Pavone di Brescia: N. de Bascarini.
- Mattioli, P. A.** 1554: *Commentarii in libros sex Pedacii Dioscoridis Anazarbei.* – Venedig: Valgrisius.
- Nicolosi, E., Deng, Z. N., Gentile, A., La Malfa, S., Continella, G. & Tribulato, E.** 2000: Citrus phylogeny and genetic origin of important species as investigated by molecular markers. – *Theor. Appl. Genet.* 100: 1155–1166.
- Niehaus, M. & Wink, M.** 2020: *Wie man Männer in Schweine verwandelt und wie man sich vor solch üblen Tricks schützt. Rauschpflanzen und Gifte in antiken Mythen und Sagen.* – Stuttgart: Hirzel.
- Ovid: Metamorphosen.** Lateinisch/Deutsch. Übersetzt von M. v. Albrecht. – Stuttgart: P. Reclam jun. 1994.
- Plaitakis, A. & Duvoisin, R. C.** 1983: Homer's moly identified as *Galanthus nivalis* L.: physiologic antidote to stramonium poisoning. – *Clin. Neuropharmacol.* 6: 1–6.
- Plinius: Naturalis Historia.** – [https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lsposto1/PliniusMaior/plm\\_hooo.html](https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lsposto1/PliniusMaior/plm_hooo.html)
- Plutarch: Solon.** – <https://scaife.perseus.org/reader/urn:cts:greekLit:tlg0007.tlg007>
- Pontano, G.:** *De hortis Hesperidum.* – Bearbeitet von J. A. De Luca 1761. – Venedig: G. Grandi.
- Prantl, K.** (1891). Cruciferae. – In: A. Engler & K. Prantl (Eds.), *Die natürlichen Pflanzenfamilien III.2* (pp. 145–206). Leipzig: Engelmann.
- Ranke-Graves, R. v.** 2007: *Griechische Mythologie.* 17. Aufl. – Hamburg: Rowohlt.
- Roscher, W. H.** 1884–1890: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.* – Leipzig: B. G. Teubner.
- Schlichtherle, H.** 2016: Mitten im Leben. Kulthäuser und Ahnenreihen. – In: *4000 Jahre Pfahlbauten.* Begleitband zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2016. – Ostfildern: Thorbecke.
- Schmalzgruber, H.** 2017: *Studien zum Bibelepös des sogenannten Cyprianus Gallus.* – Stuttgart: F. Steiner Verlag.
- Stannard, J.** 1962: The Plant Called Moly. – *Osiris* 14: 254–307.
- Strunck, C.** 1999: Pontormo und Pontano. – *Marburger Jb.* 26: 117–137.
- Theophrastos von Eresos: Historia plantarum.** *Theophrast's Naturgeschichte der Gewächse.* Übersetzt und erläutert von K. Sprengel 1822. – Altona: J. F. Hamme-rich.
- Twain, M.** 1894: *The Tragedy of Pudd'nhead Wilson.* – <https://www.gutenberg.org/ebooks/102>
- Universitätsbibliothek Regensburg online:** *Das Paradiesspiel im Mittelalter und in der Neuzeit.* <https://www.uni-regensburg.de/bibliothek/granatapfel/volkstuemlich/paradiesspiel/index.html>. Zuletzt besucht 6.3.2025.
- Velasco, R. et al.** 2010: The genome of the domesticated apple (*Malus × domestica* Borkh.). – *Nat. Genet.* 42: 833–839. doi:10.1038/ng.654
- Volkamer, J. C.** 1708: *Nürnbergische Hesperides.* – Frankfurt & Leipzig: Endter.
- Wamser-Krasznai, W.** 2017: *Quitte*, <https://www.uni-giessen.de/fbz/fbo4/institute/altertum/klassarch/einrichtungen/antikensammlung/bestaende/terrakotten/quitte>
- Wink, M.** 2022: Gift- und Rauschpflanzen in der frühen Antike: Ein Ausflug in die Welt der Ilias und Odyssee. – *BiuZ* 52: 29–37.
- Wu, G. A. et al.** 2018: Genomics of the origin and evolution of *Citrus*. – *Nature* 554: 311–316.
- Xu, Q. et al.** 2012: The draft genome of sweet orange (*Citrus sinensis*). – *Nat. Genet.* 45: 59–66.

**Zeller, F. J.** 2005: Herkunft, Diversität und Züchtung der Banane und kultivierter Zitrusarten. – *J. Agric. Rural Dev. Trop. Subtrop*, suppl, 81.

**Zohary, D. & Hopf, M.** 1994: *Domestication of Plants in the Old World*. 2<sup>nd</sup> ed. – Oxford: Clarendon Press.

**Zwinger III., T.** (1696): *Theatrum Botanicum*. – Basel: Bertsche.

## Über die Autoren

**Prof. Dr. Claudia Erbar** wurde nach ihrem Biologie- und Chemiestudium, das sie mit dem 1. Staatsexamen in beiden Fächern abschloss, an der Universität Bonn zum Dr. rer.nat. promoviert. Für ihre Staatsexamensarbeit erhielt sie den Preis der Konrad-Adenauer-Stiftung für Studierende der Botanik. Seit 1983 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Heidelberg. Nach der Habilitation im Fach Botanik 1993 hatte sie seit 2000 eine apl. Professur und war Forschungsgruppenleiterin für das Gebiet „Blütenbiologie und Evolution“ am Centre for Organismal Studies (COS) Heidelberg. Seit 2022 ist sie im forschenden und lehrenden „Ruhestand“. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Blütenentwicklungsgeschichte vor dem Hintergrund morphologisch-funktioneller Fragestellungen, Blütenökologie (Blütenfunktionen bei Bestäubung und Befruchtung und der Interaktion mit Insekten) und Verwandtschaft und Evolution der Blütenpflanzen. In der Lehre vertritt sie auch die Pflanzengeographie.

**Prof. Dr. Peter Leins** (1937–2025) studierte Biologie, Chemie und Philosophie an den Universitäten Tübingen, Freiburg und München. In München wurde er zum Dr. rer. nat. promoviert. Anschließend war er Assistent, später Oberassistent, am Institut für Systematische Botanik bei Prof. Dr. Hermann Merxmüller. Zwischendurch erlernte er die Methodik der Pollenkunde bei Prof. Dr. Gunnar Erdtman in Stockholm. Er habilitierte sich im Fach Botanik mit einer pollensystematischen Forschungsarbeit an einer Compositengruppe. Danach erhielt er einen Ruf auf eine Professur am Botanischen Institut der Universität Bonn. Drei weitere Rufe folgten: FU Berlin, Uni Heidelberg, Uni Kiel (FU Berlin und Uni Kiel nicht angenommen). An der Universität Heidelberg war er zunächst Direktor des Instituts für Systematische Botanik und Pflanzengeographie und des Botanischen Gartens (später Abteilung Biodiversität und Pflanzensystematik des neu gegründeten Heidelberger Instituts für Pflanzenwissenschaften; heute in COS integriert). Seit 2002 war er im forschenden und lehrenden „Ruhestand“. Seine Forschungsschwerpunkte lagen in den Bereichen der Blütenmorphologie und -entwicklungsgeschichte, Blütenökologie, Blütenpflanzen-systematik, Pollenkunde, Ausbreitungsbiologie, Evolutionsbiologie und Biophilosophie. Er war viele Jahre Mitherausgeber der Zeitschrift „Plant Diversity and Evolution“ (früher „Botanische Jahrbücher“) sowie von „Bibliotheca Botanica“.



## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Claudia Erbar

[claudia.erbar@alumni.uni-heidelberg.de](mailto:claudia.erbar@alumni.uni-heidelberg.de)

<https://www.cos.uni-heidelberg.de/de/forschungsgruppen/forschungsgruppen/apl-prof-claudia-erbar>

<https://www.cos.uni-heidelberg.de/de/forschungsgruppen/professoren-im-ruhestand/prof-dr-peter-leins>



# **Dysfunktionale Narrative: Die Beispiele Afrika und Gesundheit**

## **Oder: wie etablierte Narrative Flexibilität verhindern**

Konrad Obermann & Bernd Glazinski

Center for Preventive Medicine and Digital Health (CPD),  
Medizinische Fakultät Mannheim, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** In unserer Analyse betrachten wir zwei auf den ersten Blick sehr disparat scheinende Phänomene: Die Entwicklungszusammenarbeit in Afrika und die Gesundheitsversorgung in Deutschland. Wir zeigen auf, wie in beiden Fällen gefestigte und machtvoll Narrative dazu führen, dass bei Krisen lediglich „more of the same“ erfolgt. Eine sich hier anbietende paradigmatische Diskussion findet derzeit de facto nicht statt, obwohl die Resultate der Dysfunktionalität in vielen Analysen sowohl ökonomisch als auch soziokulturell zumindest deutliche Hinweise auf eine überfällige Reformulierung der Narrative liefern. Der Beitrag reflektiert Kontext, Ursachen und Wirkstrukturen und versucht Wege zur Neuformulierung bestehender Narrative aufzuzeigen.

### **1 Theoretischer Rahmen: Komplexität – Narrativ – Dysfunktionalität**

Dieser Beitrag nähert sich dem Thema der Narrative aus einer Komplexitätstheoretischen Perspektive und unter Einbeziehung systemtheoretischer Ansätze. Dabei wird das Konzept des „Komplexitätsmanagements“ genutzt, um Narrative als hilfreiches Mittel zur Bewältigung komplexer Situationen einzuordnen. Der Fokus liegt auf der funktionalen Rolle, die Narrative bei der Reduktion von Komplexität spielen (vgl. Egner 2008).

Ein zentrales Unterscheidungsmerkmal zwischen komplexen und lediglich komplizierten Sachverhalten liegt in der Notwendigkeit, Komplexität zu reduzieren.

Nur so wird es Menschen möglich, trotz begrenzter kognitiver Ressourcen in einer hochkomplexen Welt handlungsfähig zu bleiben. Komplexitätsreduktion bedeutet in diesem Zusammenhang, dass innerhalb sozialer Systeme – wie Gruppen, Organisationen oder ganzen Gesellschaften – vereinfachende Annahmen getroffen werden (grundlegend Luhmann 1984, beispielhaft Nünning et al. 2013). Diese machen komplexe Zusammenhänge verstehbar und ermöglichen darauf basierende Entscheidungen im Alltag (vgl. Glazinski & Obermann 2016).

Solche Vereinfachungsprozesse folgen einer Art innerem „Algorithmus“, der hilft, die Welt in handhabbare Ausschnitte zu zerlegen. Dies trifft besonders auf Narrative zu: Sie bündeln komplexe Inhalte in verständliche Erzählmuster, die durch ihre Wiederholung und Anwendung stabilisiert werden. Im Laufe der Zeit entwickeln sich Narrative dadurch zu selbstverstärkenden Strukturen im gesellschaftlichen Alltag.

Narrative lassen sich in diesem Zusammenhang mit wissenschaftlichen Modellen vergleichen. Wie Modelle reduzieren sie die Komplexität der Realität auf zentrale Elemente, um bestimmte Phänomene erklärbar und handhabbar zu machen. Doch damit stellen sich auch normative Fragen: Dient das gewählte Narrativ tatsächlich den Zielen und Werten der jeweiligen sozialen Gruppe oder wirkt es im Gegenteil hinderlich? Narrative können sowohl funktional sein – also zweckdienlich und förderlich – als auch dysfunktional, wenn sie bestehende Ziele unterlaufen oder verhindern (vgl. Rosenberger 2024).

Im Kontext einer konstruktivistisch geprägten Systemtheorie gilt dabei: Eine bestimmte Form der Komplexitätsreduktion ist nicht per se richtig oder falsch. Entscheidend ist ihre Zweckmäßigkeit – also ob sie im konkreten sozialen Zusammenhang dazu beiträgt, mit Komplexität angemessen umzugehen, oder ob sie zu Fehlentwicklungen führt (Luhmann 1984).

Abschließend lässt sich sagen: Ohne Komplexitätsreduktion ist gesellschaftliches Handeln kaum möglich. Doch sie darf nicht in zu starke Vereinfachung münden, sonst wird sie der Vielschichtigkeit der Realität nicht mehr gerecht. Eine funktionale Reduktion behält die Ziele und Logiken des jeweiligen Systems im Blick. Eine dysfunktionale hingegen gefährdet diese oder führt in die Irre.

In folgenden zeigen wir an zwei Beispielen wie sich eine solche, in unserer Einschätzung dysfunktionale, Komplexitätsreduktion entwickelt und verfestigt hat.

## 2 Narrativbeispiel 1: Afrika

Afrika wird seit Jahrzehnten als „Kontinent der Zukunft“ oder „Kontinent der Hoffnung“ beschrieben. Dennoch verändert sich die Gesamtsituation kaum grundlegend. Im Gegenteil: Die Herrschaft korruptionsanfälliger Eliten vor Ort wird durch eine in vielen Aspekten fehlgeleitete Entwicklungszusammenarbeit eher stabilisiert als aufgelöst.

### 2.1 Beschreibung des Narrativs

Das Narrativ „Afrika“ eignet sich besonders gut für eine kritische Reflexion im oben skizzierten Kontext. Denn die enorme Vielfalt des afrikanischen Kontinents macht eine Reduktion der Komplexität zunächst notwendig – und zugleich problematisch. Die enorme Fülle klimatischer, kultureller, ethnischer und ökonomischer Unterschiede macht bereits im ersten Zugriff deutlich, wie schwer es fällt, eine konsistente und zugleich sinnvolle Vereinfachung in Form eines einheitlichen Narrativs zu leisten.

Dennoch soll im Folgenden – sicherlich unvollständig – der Versuch unternommen werden, das aktuell gängige Narrativ zu Afrika knapp zu beschreiben und in seinen zentralen Merkmalen nachzuzeichnen.

Zunächst ist festzuhalten: Mit „Afrika“ wird ein überaus heterogener Kontinent bezeichnet. Auf einer Fläche von 30,2 Millionen km<sup>2</sup> (etwa das 85-Fache der Fläche Deutschlands) leben rund 1,4 Milliarden Menschen (etwa das 16-Fache der deutschen Bevölkerung). Es existieren über 2 000 eigenständige Sprachen, von denen etwa 50 von jeweils mehr als einer Million Menschen gesprochen werden. Der Kontinent umfasst 55 Staaten (alle UNO-Mitgliedsländer Afrikas plus Westsahara), wobei ein Staat (Somaliland) international umstritten ist.

Nur etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt in Regionen mit asphaltiertem Straßennetz. Gleichzeitig haben mehr als 90 % Zugang zu einem Mobilfunknetz – während etwa ein Drittel keinen ausreichenden Zugang zu Elektrizität hat. Das nominale Brutto-sozialprodukt pro Kopf (Stand: 2022) schwankt erheblich – von etwa 13 700 USD in Algerien bis hin zu nur 791 USD in Burundi. Auch die Bedeutung der Wirtschaftssektoren (Landwirtschaft, Industrie, Dienstleistungen) unterscheidet sich stark zwischen den Staaten. Die Lebenserwartung variiert ebenfalls erheblich: Sie reicht im Jahr 2023 von 77,3 Jahren in Algerien bis zu 53,7 Jahren in Lesotho (grundlegende Zahlen und Daten finden sich unter World Bank – Africa Development Indicators: <https://data.worldbank.org/region/africa>; African Development Bank (AfDB) – Statistics Department: <https://www.afdb.org/en/knowledge/statistics/publications>; OECD – Africa Multi-Dimensional Review/Development Centre: <https://www.oecd.org/dev/africa/>)

Der Kolonialismus wird in vielen Diskursen als zentrale Ursache für viele der heutigen Probleme Afrikas benannt (grundlegend Acemoglu et al. 2001). Zudem gilt der Kontinent als besonders stark vom menschengemachten Klimawandel betroffen. Dabei wird oft unterstellt, diese Vulnerabilität sei eine Art unausweichliches Naturgesetz. Ein Blick auf die Sahelzone (die semiaride Übergangszone zwischen Sahara und Trockensavanne) zeigt jedoch: Diese Region könnte etwa 30 Millionen Menschen versorgen – tatsächlich leben dort mittlerweile rund 100 Millionen Menschen, bei weiterhin starkem Bevölkerungswachstum. Dieser demografische Befund wird in vielen Diskussionen über Terrorismus oder Konflikte kaum berücksichtigt – obwohl er zentrale Bedeutung hat.

Darüber hinaus wird häufig angenommen, dass Entwicklungszusammenarbeit (EZ) gezielt zur Verbesserung der Lebensverhältnisse beiträgt. Sie gilt vielfach als Motor für „Hilfe zur Selbsthilfe“ und für eine Entwicklung hin zu Demokratie, Menschenrechten und wirtschaftlichem Fortschritt. Die Kooperation mit staatlichen Institutionen gilt dabei als alternativlos – als „Königsweg“ für gesellschaftliche Transformation.

Dabei werden jedoch mehrere grundlegende Annahmen kaum hinterfragt und fortlaufend reproduziert:

- Demokratie sei in jeder kulturellen Umgebung einführbar und grundsätzlich die beste aller möglichen Regierungsformen.
- Die Menschen vor Ort wünschen sich diese Form von Entwicklung und stehen den Zielen der EZ grundsätzlich positiv gegenüber.
- Gesellschaftliche Transformation – etwa durch Stärkung von Minderheitenrechten oder Klimaschutzmaßnahmen – seien universelle und nicht verhandelbare Ziele.

Dabei wird aus der Perspektive der westlichen Welt – sicherlich auch beeinflusst durch koloniale Geschichte und daraus gewonnene Lernerfahrungen – ein sehr verallgemeinerndes Bild von Afrika gezeichnet. Dieses Bild wird mit einem europäischen Maßstab abgeglichen. Anhand dieses Maßstabs versucht man, Nähe oder Distanz zu den Errungenschaften der westlichen Welt zu messen. Auf Grundlage dieser „Distanzmessung“ werden anschließend Entwicklungsschritte oder Hilfsangebote formuliert. Diese werden oft als wohltätige Geste dargestellt.

Gleichzeitig wird im öffentlichen Diskurs immer wieder auf das große Potenzial Afrikas verwiesen – insbesondere im Hinblick auf wirtschaftliche Entwicklung, natürliche Ressourcen und das sogenannte „Humankapital“, das sich aus der demografischen Dynamik ergibt (vgl. AfDB 2013). Dieser Betrachtung liegt häufig ein teleologisches Verständnis zugrunde: Es wird unterstellt, dass die Kulturen, Gesellschaften

und Ökonomien Afrikas im Vergleich zur westlichen Welt noch ein geringeres Entwicklungsniveau aufweisen und daher gezielter Unterstützung bedürfen.

Die vermeintlich fehlenden Kompetenzen – etwa im Bereich der Wirtschaft oder einer demokratisch geprägten politischen Kultur – rechtfertigen aus westlicher Sicht eine führende, teilweise korrigierende Haltung. Diese äußert sich in der Annahme, die westliche Welt sei nicht nur besser ausgestattet, sondern moralisch verpflichtet, richtungsweisend einzugreifen. Damit wird gleichzeitig ein Anspruch auf Definitionshoheit über Entwicklungsziele und -wege erhoben.

## 2.2 Gesellschaftliche Zielsetzung des Narrativs

Das Narrativ „Afrika“ ist fest eingebettet in politische Debatten über globale Entwicklung – sei es in Bezug auf Entwicklungspolitik, Rohstoffverteilung, Klimaschutz oder Migration. Der zugrundeliegende Tenor zielt auf „Hilfe zur Entwicklung“ – verstanden als Unterstützung Afrikas auf dem Weg hin zu Standards, wie sie in westlichen Ländern bereits etabliert sind.

Aus systemischer Perspektive beschreibt das Narrativ somit ein Zielkonzept, das auf eine signifikante Verbesserung der kulturellen und sozioökonomischen Bedingungen auf dem Kontinent abzielt – gemessen an den Maßstäben der Geberländer. Die Wirkung entwicklungspolitischer Interventionen lässt sich dabei anhand gängiger Indikatoren wie Wirtschaftswachstum, Gleichberechtigung, Meinungsfreiheit oder Inklusion beurteilen. Entsprechend steht das Narrativ in engem Zusammenhang mit gesellschaftlichen Zielvorstellungen, die zugleich in eine multilaterale Interessenlage eingebettet sind – sowohl auf nationaler als auch auf globaler Ebene.

Neben diesen politisch-ökonomischen Zielsetzungen zeigt das Narrativ auch eine weitere Funktion: Für große Teile der Bevölkerung – insbesondere im Kontext migrationspolitischer Debatten – symbolisiert Afrika einen unsicheren, jedoch unausweichlichen Faktor des globalen Geschehens. Diese Wahrnehmung ist oft geprägt durch Unsicherheit über künftige Entwicklungen sowie durch Unwissen über die tatsächliche Vielfalt des Kontinents.

Das Narrativ dient damit zugleich der Orientierung im Alltag: im persönlichen Umgang mit Migration ebenso wie in der politischen Meinungsbildung und Entscheidungsfindung im Kontext globaler Herausforderungen.

## 2.3 Funktionalitätsprüfung des Narrativs

Die Überprüfung der Funktionalität des Narrativs „Afrika“ erfolgt anhand des zugrundeliegenden Ziels: der gesellschaftlich gewollten Reduktion komplexer Realitäten. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieses Ziels stellt sich dabei zunächst nicht, da es auf kollektiver Willensbildung basiert. Vielmehr geht es um die Wirksamkeit der Komplexitätsreduktion – gemessen an nachvollziehbaren sozioökonomischen, politischen und kulturellen Parametern.

Auch ohne eine detaillierte Betrachtung aller relevanten Themen lässt sich festhalten – und dies entspricht weitgehend dem öffentlichen Konsens –, dass die Entwicklung vieler afrikanischer Länder weiterhin deutlich hinter den Standards der westlichen Welt zurückbleibt. Seit dem Ende der Kolonialzeit – also seit etwa zwei Generationen – wird Entwicklungshilfe in erheblichem Umfang betrieben, sowohl durch Staaten als auch durch private Organisationen.

Fortschritte sind insbesondere in Bereichen wie Lebenserwartung und Gesundheitsversorgung erkennbar. Auch wirtschaftliche Veränderungen – etwa durch den Abbau natürlicher Ressourcen – lassen sich beobachten (beispielhaft Zhang 2024). Allerdings profitieren breite Bevölkerungsschichten nur selten direkt von den wirtschaftlichen Erträgen.

Ein Beispiel für positive Entwicklungen ist der Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung. Dieser lässt sich vor allem auf Fortschritte in der Mutter-Kind-Versorgung zurückführen – etwa durch besseren Zugang zu sauberem Wasser, verbesserte Hygiene, Vorsorgeprogramme und medikamentöse Therapien bei typischen Kinderkrankheiten (vgl. Bamba et al. 2024). Allerdings zeigt sich zugleich, dass jenseits dieser Bereiche – etwa bei der allgemeinen Gesundheitsversorgung Erwachsener – nur begrenzte Fortschritte erzielt wurden.

Insgesamt gleichen sich die Schwerpunkte der Entwicklungshilfeprojekte seit Jahrzehnten: Wasserversorgung, Energie, Bildung, Gesundheit und Ernährung stehen dauerhaft im Fokus. Verbesserte medizinische Versorgung trägt zur Bevölkerungszunahme bei, was die sozialen Systeme zunehmend überfordert – denn gesellschaftliche und ökonomische Strukturen können mit dem Wachstum oft nicht Schritt halten.

Zwar gibt es zahlreiche Gegenbeispiele für gelungene Entwicklungen in einzelnen Ländern oder Regionen. Doch diese Einzelfälle widersprechen der grundlegenden Logik des Narrativs, das Afrika weitgehend als einheitliche, defizitäre Größe darstellt. Daher ist festzustellen: Das gegenwärtige Narrativ „Afrika“ trägt nur begrenzt zu einer angemessenen Diskussion der gesellschaftlichen Zielsetzungen bei. Angesichts der enormen Vielfalt des Kontinents ist das Narrativ in seiner derzeitigen Form weitgehend dysfunktional.



Dies betrifft sowohl die problematische Vereinfachung eines hochkomplexen Themenfelds – die Afrika zu einer scheinbar konsistenten Einheit reduziert – als auch die kritisch zu hinterfragende ethisch-moralische Grundannahme, wonach Entwicklung zwangsläufig an westlichen Maßstäben gemessen werden müsse.

Offensichtlich gelingt es dem Narrativ nicht, die tatsächlichen Strukturen und Dynamiken adäquat zu erfassen. Dadurch wird möglicherweise der Blick auf alternative, kulturell angemessenere Herangehensweisen verstellt. Im schlimmsten Fall verfestigt sich das Narrativ sogar selbst: Wenn große Anstrengungen westlicher Akteure nicht die erhofften Ergebnisse liefern, entsteht leicht der Eindruck einer grundsätzlichen Rückständigkeit Afrikas. Dieses Bild wird durch ständige Wiederholung verstärkt – bis es sich in der kollektiven Wahrnehmung und Deutung als allgemeine Wahrheit etabliert.

### **3 Narrativbeispiel 2: Gesundheit**

#### **3.1 Beschreibung des Narrativs**

Die Gesundheitsversorgung in Deutschland gilt häufig als eine der besten der Welt. Tatsächlich war das unter Reichskanzler Bismarck eingeführte System der gesetzlichen Krankenversicherung über viele Jahrzehnte hinweg eine Erfolgsgeschichte: Es gewährleistete eine umfassende Kostenübernahme bei Krankheit für breite Bevölkerungsschichten, bot eine hohe Behandlungsqualität und garantierte einen vergleichsweise guten Zugang zur Versorgung – unabhängig von Wohnort oder sozialem Status. Zusammen mit der dualen Ausbildung im Handwerk zählt die gesetzliche Krankenversicherung zu den „Exportschlägern“ Deutschlands in der internationalen Zusammenarbeit (für einen grundlegenden Überblick siehe Blümel et al. 2020).

In den vergangenen Jahren jedoch hat dieses System zunehmend Risse bekommen. Deutschland gibt inzwischen den höchsten Anteil seines Bruttoinlandsprodukts für Gesundheit innerhalb der EU aus – liegt bei der Lebenserwartung aber am unteren Ende des Rankings. Facharzttermine sind schwer zu bekommen, in manchen Regionen nahezu unmöglich. Gleichzeitig herrscht flächendeckend Personalmangel: Etwa die Hälfte aller examinierten Pflegekräfte arbeitet nicht mehr im erlernten Beruf. Zuletzt kündigte der Bundesgesundheitsminister eine erneute, historisch einmalige Erhöhung der Beiträge zur gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) an. Eine systematische Industriepolitik im Bereich der pharmazeutischen Forschung und Medizintechnik ist faktisch kaum vorhanden (Zeeb et al. 2025).

Der Arzt bzw. die Ärztin in eigener Praxis gilt weiterhin als Idealbild einer patientenzentrierten Versorgung. Niedergelassene Ärzte sind freiberuflich tätig und müssen Mitglieder der jeweiligen regionalen Kassenärztlichen Vereinigung (KV) sein,

um gesetzlich versicherte Patienten behandeln zu dürfen. Nur etwa fünf Prozent aller Praxisärzte arbeiten rein privatärztlich ohne KV-Zulassung. Die 17 regionalen KVen sind in der Kassenärztlichen Bundesvereinigung (KBV) organisiert, die zentrale Verhandlungen mit den gesetzlichen Krankenkassen über Versorgung und Vergütung führt.

Zudem existiert der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA), der über die Erstattungsfähigkeit neuer Medikamente und Verfahren sowie über Qualitätsstandards für Praxen entscheidet. Insgesamt besteht ein weitgehend einheitliches Versorgungssystem mit nur geringen regionalen Unterschieden. Der zunehmende Einsatz von privatem Kapital (Private Equity) in der ambulanten Versorgung wird in der Regel als Notlösung betrachtet und gesellschaftlich wie politisch äußerst kritisch gesehen.

Im Bereich der stationären Versorgung spielen die Bundesländer eine zentrale Rolle. Nach dem Krankenhausfinanzierungsgesetz sind sie für den Bau, die Instandhaltung und die Modernisierung der Kliniken zuständig. Die laufenden Betriebskosten hingegen werden über das DRG-System (Diagnosis-related Groups) abgerechnet. Die Beteiligung der Länder und die Erstellung von Krankenhausbedarfsplänen orientieren sich am verfassungsrechtlichen Ziel der „Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse“. Nach rund 20 Jahren Anwendung wird das DRG-System derzeit grundlegend überarbeitet – bislang jedoch ohne fundierte, wissenschaftlich hochwertige Studien zu seinen Auswirkungen auf Behandlungsqualität und Leistungsumfang.

### 3.2 Vermutetes gesellschaftliches Ziel des Narrativs

Das System der Gesundheitsversorgung ist zu einem erheblichen Teil historisch geprägt. Die Bismarck'sche Einführung der Sozialversicherung hatte primär eben *nicht nur* das Ziel einer Absicherung der Arbeiterschaft, sondern wollte auch den Einfluss der Sozialdemokratischen Partei zurückdrängen und die Belastung nicht dem Staat aufbürden. In der „Kaiserlichen Botschaft“ vom November 1881 heißt es

[...] haben Wir Unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. [...] Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde. [...]

In den 1950er bis 1970er Jahren prägte die Idee des Sozialingenieurwesens maßgeblich die Ausgestaltung der Gesundheitsversorgung. Der Anspruch, für sämtliche Unwägbarkeiten des Lebens eine detaillierte – und damit vermeintlich gerechte – Lösung zu schaffen, ging mit hohen Einnahmen der Sozialversicherungsträger einher und ermöglichte eine umfassende Ausweitung von Leistungen auf nahezu alle Lebensbereiche.

Von dieser Entwicklung profitierte insbesondere die Ärzteschaft: Nahezu jeder niedergelassene Arzt sowie fast jeder Chefarzt (Chefärztinnen waren damals äußerst selten) erzielte ein Einkommen, das im Vergleich mehrfach höher war als heute. Auch die Patientinnen und Patienten zogen Vorteile daraus: Direkter Zugang zu Fachärzten sowie regelmäßige Erstattungen für Brillen, Hörgeräte und ähnliche Hilfsmittel waren selbstverständlich. Aussagen wie „Meine Hüfte macht’s nicht mehr – ich lass das mal machen“ oder „Die Pumpe läuft nicht richtig – ich geh mal zum Durchchecken“ spiegeln ein technokratisches Gesundheitsverständnis wider, das mit der Erwartungshaltung einherging, sämtliche Leistungen von der Versichertengemeinschaft finanziert zu bekommen.

Ein zentrales Ziel bestand darin, eine „Zweiklassen-Medizin“ zu vermeiden. Jeder Bundesbürger sollte grundsätzlich gleich behandelt werden und gleichwertige Leistungen in gleicher Qualität erhalten. Der niedergelassene Arzt in Einzelpraxis galt als Garant für eine persönliche und verlässliche Versorgung, da er seine Patientinnen und Patienten kannte und sich um sie kümmerte. Die korporatistische Organisation mit den zentralen Akteuren GKV und KBV (bzw. der Deutschen Krankenhausgesellschaft, DKG) sicherte in der Selbstverwaltung einen gewissen Interessenausgleich. Versorgungslücken sollten durch erhöhte Budgets geschlossen werden.

### 3.3 Funktionalitätsprüfung des Systems

Das Gesundheitssystem – wie auch andere Säulen der sozialen Sicherung (Rente, Berufsgenossenschaften, Arbeitslosigkeit, Pflege) – basiert auf dem Modell des durchgehenden Vollzeit-Erwerbs bis zur Rente. In den letzten Jahrzehnten vermehrt hinzugekommene Lebensrealitäten wie berufliche Auszeiten, Pflege von Angehörigen oder gemeinsame Kindererziehung wurden im ursprünglichen System kaum berücksichtigt und müssen bis heute mühsam integriert werden.

Es zeigen sich erhebliche Herausforderungen: Wie bereits beschrieben, steigen die Beiträge zur Kranken- und Pflegeversicherung kontinuierlich, während die Resultate im internationalen Vergleich eher mittelmäßig ausfallen. Die Arbeitszufriedenheit von Ärztinnen und Ärzten sinkt, bürokratische Belastungen nehmen zu – etwa drei Stunden täglich für Klinikärzte. Besonders prekär ist der Zugang zu

Leistungen für besonders vulnerable Gruppen wie Obdachlose oder nicht-registrierte Personen.

Zwar werden immer wieder innovative Versorgungsformen angestoßen, doch die Beharrungskraft der korporatistischen Strukturen ist groß. So ist eine regionale, ambulante Versorgung ohne Beteiligung der KV de facto kaum umsetzbar. Eine gesellschaftliche Debatte über den Umgang mit Hochbetagten, Menschen mit Demenz oder Sterbenden bleibt weitgehend aus. Erfolgreiche Initiativen entstehen meist im privaten Raum – häufig ohne, mitunter sogar gegen, die etablierten Institutionen.

Aktuell bestehen erhebliche Finanzierungsprobleme. Erste Pflegekassen sind insolvent, die Beitragssätze könnten perspektivisch auf bis zu 20 % des Bruttoeinkommens steigen. Zusätzlich gibt es Überlegungen, einkommensabhängige Zuzahlungen deutlich zu erhöhen. Eine Debatte über Einsparungen oder Leistungskürzungen findet praktisch nicht statt.

### 3.4 Elemente eines neuen Paradigmas

Im Kern steht ein Paradigmenwechsel: Weg von der Bismarck'schen Versicherungslogik hin zu einem gesamtgesellschaftlichen Verantwortungsansatz. Die individualisierte Risiko- und Krankheitsbetrachtung soll um eine gesundheitsorientierte Präventionslogik erweitert und in ein biopsychosoziales Gesamtsystem eingebettet werden.

Verschiedene alternative Modelle der Gesundheitsversorgung (beispielhaft Jensch 2021) haben sich herausgebildet. Sie teilen zentrale Elemente:

- **Zulassung regionaler Lösungen**, die sich im Wettbewerb mit anderen Ansätzen beweisen müssen.
- **Stärkere Fokussierung auf Prävention**, bei gleichzeitiger enger Verzahnung der kurativen Versorgung mit anderen Lebensbereichen – wie Schulen, öffentliche Gesundheitsdienste oder die Lebensmittelindustrie.
- **Umfassende Datennutzung zur Bewertung von Qualität und Kosten**. Hierfür braucht es elaborierte Systeme zur Messung von Inputs und Outputs – insbesondere in Bezug auf Leistungsqualität, Mitarbeiterzufriedenheit und Patientenerfahrungen (inkl. „patient-reported outcomes“).
- **Kritische Reflexion von Rankings und Vergleichsmetriken**. Aggregierte Ranglisten überdecken individuelle oder regionale Besonderheiten und erzeugen eine problematische „besser/schlechter“-Logik, die gesellschaftlicher Vielfalt nicht gerecht wird. Zudem können sie kontraproduktive Effekte erzeugen („work the system“). Stattdessen sollte ein kollegialer, datenbasierter Austausch auf Augenhöhe im Sinne eines Peer-to-Peer-Ansatzes angestrebt werden.

- **Förderung regionaler „Health Literacy“.** Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und einer veränderten Patientenrolle muss Gesundheitskompetenz nicht nur die Fähigkeit zur Gesundheitsförderung umfassen, sondern auch ein Grundverständnis für die politischen und finanziellen Rahmenbedingungen des Systems – um eine aktive Auseinandersetzung mit gesundheitsrelevanten Fragen zu ermöglichen.

Zahlreiche Initiativen, wie beispielsweise der „Neustart“ der Robert Bosch Stiftung (<https://www.neustart-fuer-gesundheit.de/>), zeigen, dass ein grundsätzlich anderes Narrativ denkbar und prinzipiell vorteilhafter wäre als das bestehende.

Ein zusätzlicher Aspekt sei erwähnt: Verbesserungen in den Gesundheitssystemen ressourcenarmer Länder orientieren sich häufig (zumindest implizit) an den Erfahrungen entwickelter Staaten. Dies kann unbeabsichtigte Folgen haben, wenn lokale Gegebenheiten und die inhärente Komplexität gesundheitlicher Versorgung nicht ausreichend berücksichtigt werden (vgl. Humphreys 2025).

Ein Beispiel: Beiträge zur sozialen Krankenversicherung werden oft zum Jahresanfang erhoben – ohne Rücksicht auf regionale Einkommenszyklen. Dabei wären viele Landwirte direkt nach der Ernte deutlich zahlungsfähiger. In zahlreichen Ländern spielt zudem das chinesische Neujahr eine zentrale Rolle – es ist üblich, älteren Familienmitgliedern zu diesem Zeitpunkt Geschenke zu machen, wie z.B. eine Krankenversicherungskarte. Ignoriert man solche kulturellen Gepflogenheiten und Zahlungszyklen, kann dies den Erfolg sozialer Sicherungssysteme erheblich beeinträchtigen. Die Untersuchung von Liu et al (2020) analysiert das Phänomen der sogenannten „roten Umschläge“ (informelle Zahlungen) im chinesischen Gesundheitssystem und zeigt auf, wie kulturelle Praktiken und saisonale Ereignisse, wie das chinesische Neujahrsfest, die Zahlungsbereitschaft und das Verhalten der Versicherten beeinflussen können.

## 4 Zur Notwendigkeit und Veränderbarkeit von Narrativen

Die zunehmende Komplexität moderner Lebenswelten und globaler Kontexte führt zu einem gesteigerten Bedürfnis nach kognitiver Kontrolle und Sinnstiftung. Narrative dienen hierbei als Mittel zur Reduktion von Komplexität und ermöglichen es Individuen und Gemeinschaften, Erfahrungen zu strukturieren und zu interpretieren. Sie bieten Orientierung und helfen, disparate Lebensereignisse in kohärente Geschichten zu integrieren. Dies ist besonders relevant in mediatisierten Gesellschaften, in denen die Vielzahl an Informationen und Perspektiven eine kohärente Selbstwahrnehmung erschwert (Schachtner 2023).

Narrative sind somit sowohl individuelle als auch kollektive Konstruktionen, die als struktur-funktionale Elemente des Mensch-Welt-Verhältnisses fungieren. Sie können jedoch auch zu dysfunktionalen Mustern führen, wenn sie nicht regelmäßig auf ihre Aktualität und Angemessenheit überprüft und gegebenenfalls angepasst werden (hier grundlegend Luhmann 1984). Die kritische Reflexion und Weiterentwicklung von Narrativen ist daher essenziell, um ihre Funktionalität in sich wandelnden gesellschaftlichen Kontexten zu gewährleisten (vgl. Fischer und Storksdiel 2018). Sie sind Ausdruck gesellschaftlicher Auseinandersetzungen in komplexen Zusammenhängen, wobei Chancen und Risiken oft eng beieinanderliegen und zu kritischer Reflexion sowie aktiver Mitgestaltung einladen.

Die Fähigkeit einer Gesellschaft, ihre dominanten Narrative zu hinterfragen und anzupassen, ist ein Indikator für ihre Resilienz und Innovationskraft, aber auch eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung. Wie die Beispiele der Narrative „Afrika“ und „Gesundheit“ zeigen, können sich solche Erzählmuster zu selbstverstärkenden mentalen Bewegungen verfestigen. Narrative können sich dann verfestigen und autopoietische Eigenschaften entwickeln, die Veränderungen erschweren. Dies zeigt sich beispielsweise in der Tendenz zur Selbstverstärkung von Mindsets, die durch wiederholte narrative Strukturen in neuronalen Wahrnehmungsmustern verankert werden: Die entsprechenden Denk- und Wahrnehmungsmuster werden neurologisch verankert und weiter verstärkt (Nassehi 2024 mit vielen Beispielen).

Je länger Narrative bestehen, desto resistenter werden sie gegenüber konstruktiver Kritik – nicht zuletzt, weil die Akteure innerhalb dieser Narrative Lernprozesse durchlaufen, die ihre Sichtweisen weiter festigen.

Veränderungen werden insbesondere dann möglich, wenn (i) ein Narrativ als dysfunktional erkannt wird, (ii) alternative Narrative bereits sichtbar sind und (iii) der Veränderungsdruck so hoch ist, dass ein „Weiter so“ nicht mehr tragfähig erscheint.

Dabei stellt sich die Frage, ob solche Veränderungen eher disruptiv – also im Sinne eines vollständigen mentalen Wandels – erfolgen sollten, oder ob eine schrittweise, evolutionäre Weiterentwicklung sinnvoller ist. Diese Unterscheidung betrifft die Wahl zwischen einer kontinuierlichen Anpassung bestehender Narrative (Gestaltwandel) und einer radikalen Ersetzung durch neue Erzählmuster.

Auch ein historischer Rückblick auf überholte, dysfunktionale Narrative kann dabei wertvolle Einsichten liefern – etwa in Form eines „Negativabdrucks“, der als Korrektiv für die Entwicklung neuer Narrative dienen kann.

## 5 Schlussbemerkung

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Überprüfung der Wirkungskraft von Narrativen in Bezug auf ihren gesellschaftlichen Zweck ist nicht nur sinnvoll, sondern notwendig. Dies erfordert einen bewussten Akt kritischer Reflexion, der im Alltag oft zu kurz kommt – insbesondere bei etablierten, stark verbreiteten Narrativen, die zu einem systematischen Ausschluss von Selbstkritik neigen.

Die Auseinandersetzung mit Narrativen bietet jedoch die Chance, grundlegende soziale Normen, Werte, Wahrnehmungen und Haltungen zu aktualisieren, bewusst zu machen und dadurch einen Raum für kollektives Lernen zu schaffen. Narrative sind – sofern ihre Funktionalität oder Dysfunktionalität kritisch reflektiert wird – weit mehr als bloße Werkzeuge zur Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen. Sie sind auch Impulsgeber für Fortschritt und Weiterentwicklung im gesellschaftlichen Diskurs.

## Literatur

- Acemoglu, D., Johnson, S., & Robinson, J. A. (2001). The Colonial Origins of Comparative Development: An Empirical Investigation. *American Economic Review*, 91(5), 1369–1401. <https://doi.org/10.1257/aer.91.5.1369>.
- AfDB (African Development Bank): *Economic Brief: Health in Africa over the next 50 years*. March 2013. Verfügbar unter: [https://www.afdb.org/fileadmin/uploads/afdb/Documents/Publications/Economic\\_Brief\\_-\\_Health\\_in\\_Africa\\_Over\\_the\\_Next\\_50\\_Years.pdf](https://www.afdb.org/fileadmin/uploads/afdb/Documents/Publications/Economic_Brief_-_Health_in_Africa_Over_the_Next_50_Years.pdf)
- Bamba G, Abi abboud J, Olal E, Kitara DL. *Comparative analysis of the evolution of Life Expectancy in the United Republic of Tanzania, Uganda, and Kenya in 61 years (1960–2021): A secondary data analysis of the World Population Prospects (WPPs) on the three East African countries*. medRxiv 2024.04.12.24305722; doi: <https://doi.org/10.1101/2024.04.12.24305722>.
- Blümel M, Spranger A, Achstetter K, Maresso A, Busse R. Germany: Health System Review. *Health Syst Transit*. 2020 Dec;22(6):1–272. PMID: 34232120.
- Egner, H. (2008). Komplexität. Zwischen Emergenz und Reduktion. In Egner H., Ratter B., Dikau R. *Umwelt als System – System als Umwelt. Systemtheorien auf dem Prüfstand*. Oekom Verlag, München.
- Fischer D. und Storksdiel M. (2018). Storytelling: Ein Ansatz zum Umgang mit Komplexität in der Nachhaltigkeitskommunikation? In: Pyhel Th (Hrsg). *Zwischen Ohnmacht und Zuversicht: Vom Umgang mit Komplexität in der Nachhaltigkeitskommunikation*. Deutsche Bundesstiftung Umwelt, Bd 10.
- Glazinski B., Obermann K. (2016). *Komplexität und Kontrolle: Wirklichkeit und individuelle Haltung im digitalen Zeitalter*. Köln: Verlag für Angewandte Managementforschung.

- Humphreys G.** Mitigating the unintended consequences of health-care initiatives. *Bull World Health Organ* 2025;103:5–6 | doi: <http://dx.doi.org/10.2471/BLT.25.020125>.
- Jensch, E.** (2021). Integrierte Versorgungsmodelle neu gedacht. In: Simon, B., Krämer, N. (eds) *Zukunft der Gesundheitsversorgung*. Springer Gabler, Wiesbaden. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33007-1\\_5](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33007-1_5).
- Liu, N., Bao, G. & He, A. J.** Does health insurance coverage reduce informal payments? Evidence from the „red envelopes“ in China. *BMC Health Serv Res* 20, 95 (2020). <https://doi.org/10.1186/s12913-020-4955-7>.
- Luhmann, N.** (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Nassehi, A.** (2024). *Kritik der großen Geste. Anders über Transformation nachdenken*. München: C.H. Beck.
- Nünning V., Rupp J., Ahn G.** (2013). *Ritual and Narrative. Theoretical Explorations and Historical Case Studies*. Transcript Academic Publishing.
- Rosenberger, M.** (2024). *Narrative Orientierung der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit*. Tectum.
- Schachtner C.** (2020). Narrative Selbstkonstruktionen zur Funktion des Erzählens in mediatisierten Lebenswelten. In *Merz Zeitschrift für Medienpädagogik*. <https://doi.org/10.21240/merz/2020.4.7>
- Zeeb, H. et al.** (2025) Public health in Germany: structures, dynamics, and ways forward. *The Lancet Public Health*, Volume 10, Issue 4, e333–e342.
- Zhang X.** (2024). Sustainable development in African countries: evidence from the impacts of education and poverty ratio. *Humanit Soc Sci Commun* 11, 1386. <https://doi.org/10.1057/s41599-024-03912-7>

## Über die Autoren

**Prof. Dr. med. Dr. rer. pol. Konrad Obermann**, Jahrgang 1965, ist Arzt und Wirtschaftswissenschaftler mit mehr als 30 Jahren Erfahrung in Klinik, Forschung, strategischer Planung und Beratung. Seine Arbeitsschwerpunkte sind internationale Gesundheitsökonomie, Entwicklung von Gesundheitssystemen und Finanzierung des Gesundheitswesens/soziale Krankenversicherung sowie empirische quantitative und qualitative Gesundheitssystemforschung. Er verfügt über mehr als 20 Jahre Erfahrung in der internationalen Zusammenarbeit in mehr als 25 Ländern in Europa, Nordafrika, Subsahara-Afrika und Zentral-, Süd- und Südostasien. Professor Obermann arbeitete als Berater bei der Boston Consulting Group, war Leiter der Abteilung Gesundheitsökonomie am IGES Institut in Berlin und arbeitete für die GIZ auf den Philippinen.

Seit 2008 ist Konrad Obermann Senior Lecturer am Mannheim Center for Preventive Medicine and Digital Health (CPD) der Universität Heidelberg. Außerdem ist er Gastwissenschaftler am Pakistan Institute of Development Economics (PIDE) in Islamabad und Overseas Member der Royal Society of Medicine in London. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen zählen „Das deutsche Gesundheitssystem“ (3. A., med-



hochzwei Verlag, Heidelberg) und „Medical Economics“ (Columbia University Press, New York).

**Prof. Dr. phil. Bernd Glazinski**, Dipl.-Psych, MA, Jahrgang 1967, studierte Pädagogik, Latein und Philosophie sowie Psychologie an der Universität zu Köln. 1992 promovierte er bei Professor Doktor Clemens Menze über Wilhelm von Humboldt zum Thema „Antike und Moderne“. Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen wie auch anwendungsbezogenen Tätigkeit als Berater liegt im Themenfeld des Zusammenspiels von Mensch und Organisation. Unter Rückgriff auf systemtheoretische und konstruktivistische Ansätze beschäftigt er sich mit Fragen der Organisationsentwicklung und Kommunikation in sozialen Systemen insbesondere im interkulturellen Kontext.

Darüber hinaus ist er auch immer mit eigenen Projekten unternehmerisch tätig gewesen. Im Rahmen dieser Aktivitäten hat er vier Jahre in Westafrika (Guinea Bissau) gelebt und gearbeitet. Seine theoretischen Konzepte sind immer eng mit der Anwendungspraxis verbunden. Er ist unter anderem Präsident der Akademie der Wissenschaften von Guinea Bissau und Direktor des dortigen German University Institutes „Wilhelm von Humboldt“.



# Gibt es den Teufel im Roman?

## Dämonomanie und unzuverlässiges Erzählen in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947)

Barbara Beßlich

Germanistisches Seminar, Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* schildert *das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*. Dieser Freund ist der Latein- und Geschichtslehrer Serenus Zeitblom, der sich in vielerlei Hinsicht als ein unzuverlässiger Erzähler entpuppt. Von unzuverlässigem Erzählen spricht man, wenn in einem literarischen Text die von einem fiktiven Erzähler vermittelte Geschichte Widersprüche, Ungereimtheiten oder auch markante Lücken aufweist, die sich nicht auf einen Fehler des Autors zurückführen lassen, sondern Zweifel an der Kompetenz oder Glaubwürdigkeit des Erzählers wecken (sollen). Vorliegende Studie untersucht einen Aspekt dieses unzuverlässigen Erzählens im *Doktor Faustus* und problematisiert den Realitätsstatus des Teufels in der erzählten Welt des Romans.

Von unzuverlässigem Erzählen spricht man in der Narratologie, wenn ein literarischer Text von einem Erzähler vermittelt wird, dessen Bericht nicht vertrauenswürdig ist.<sup>1</sup> Während wir uns in unserem Alltag immer wieder unmittelbar und intuitiv fragen, ob das, was uns gerade unser reales Gegenüber erzählt, stimmt, reagieren wir als Leser eines Romans anders und gehen normalerweise davon aus, dass das, was der Romanerzähler äußert, mit den Fakten der fiktionalen Welt übereinstimmt. Das meint nicht, dass das, was fiktional erzählt wird, korrekt auf die außerliterarische Wirklichkeit referieren muss, sondern nur, dass der Romanerzähler wahrheitsgemäß

- 1 Grundlegend hierzu Nünning, Vera (Hg.): *Unreliable Narration and Trustworthiness. Inter-medial and Interdisciplinary Perspectives*. Berlin 2015. Vera Nünning sei herzlich gedankt für einen inspirierenden Mailwechsel im November 2023, dem diese Studie wichtige Hinweise verdankt zum Verhältnis von Leverkühns (figuralen) und Zeitbloms (narratorialen) Überzeugungen.

und angemessen erläutert, was in der erzählten Welt der Fall ist.<sup>2</sup> Wenn etwa Don Quixote meint, einen Kampf mit gigantischen Riesen zu führen, uns zuvor aber der Erzähler in Cervantes' Roman informiert hat, dass der Ritter von der traurigen Gestalt Windmühlen gegenübersteht, so glauben wir dem Erzähler und nicht der Figur. Leser sind es gewohnt, das Erzählerwissen hierarchisch oberhalb des Figurenwissens anzusiedeln. Man kann dieses Rezeptionsphänomen auch als „willing suspension of disbelief“ (Coleridge) begreifen: Für die Dauer der Romanlektüre verzichten wir auf unsere Alltagskepsis und prüfen nicht eigens die Glaubhaftigkeit des Erzählten und die Glaubwürdigkeit des Narrators. Das unzuverlässige Erzählen macht sich diese Konvention zunutze, um den Leser in seinem Rezeptionsverhalten zu irritieren. Denn in einem unzuverlässig erzählten Roman ist man mit einem Erzähler konfrontiert, dessen Bericht nicht zu trauen ist. Das gilt auch in ganz besonderer Weise für Thomas Manns Roman *Doktor Faustus*.<sup>3</sup>

Im Zentrum von Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* steht das ‚Teufelsgespräch‘, in dem ein Pakt zwischen einem Musiker und dem Teufel besiegelt wird. Der Teufel verspricht dem Komponisten Inspiration zu großer Musik, fordert im Gegenzug seine Seele und verbietet ihm die Liebe. Der Realitätsstatus dieses Teufelspakts in der erzählten Welt des Romans ist allerdings höchst unklar, denn bei dem sogenannten Teufelsgespräch handelt es sich nicht um ein verbürgtes Ereignis, sondern um einen hinterlassenen Text des Komponisten Adrian Leverkühn über eine solche dämonische Unterhaltung, den sein Nachlassverwalter und Biograph Serenus Zeit-

- 2 Zentral sind in diesem Zusammenhang Gattungskonventionen: In einem Märchen sind zaubernde Feen und fliegende Teppiche kein Argument für die Unzuverlässigkeit des Erzählers, sondern Teil der Märchenwelt, die sich von dem realen Alltagskosmos des Lesers unterscheidet. Phantastische Texte wiederum kalkulieren mit der Unschlüssigkeit des Lesers über den Realitätsstatus von (vermeintlich) übernatürlichen Geschehnissen innerhalb der erzählten Welt. Zum Verhältnis von Phantastik und unzuverlässigem Erzählen vgl. die Jenaer Dissertation von Lauster, Sophie: *Die dunkle Seite der Moderne. Adaptionen des Schwarzwromantischen in der Erzählliteratur des frühen 20. Jahrhunderts* (Alfred Döblin – Arthur Schnitzler – Leo Perutz), im Druck. Jacke, Janina: *Systematik unzuverlässigen Erzählens. Analytische Aufarbeitung und Explikation einer problematischen Kategorie*. Berlin, Boston 2020, S. 74–78.
- 3 Vgl. Beßlich, Barbara: *Der Biograph des Komponisten. Unzuverlässiges Erzählen in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ (1947)*. Heidelberg 2023 (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 63). Dies.: „Beinahe der Roman Deutschlands, – das sich dem Teufel verschrieb“. Leverkühns Teufelsgespräch und Zeitbloms Politisierung in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947),“ in: Eschenburg, Barbara/Heuer, Caren (Hg.): *„Meine Zeit“. Thomas Mann und die Demokratie. Ausstellungskatalog des Buddenbrook-Hauses zum 150. Geburtstag Thomas Manns*. Würzburg (im Druck). Argumentationen dieser beiden Studien werden im Folgenden aufgegriffen. Einen narratologischen Überblick zu Thomas Manns Werk liefert Kindt, Tom: „Narratologie“, in: *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Andreas Blödorn u. Friedhelm Marx. Stuttgart 2025 (im Druck).

blom in seine Erzählung einfügt. Dieser Biograph ist zudem verantwortlich für die politische Allegorisierung dieses Teufelspakts zu einem Bündnis der Deutschen mit dem Nationalsozialismus.

Thomas Manns *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde* (1947) präsentiert damit sowohl eine literarische Musikerbiographie als auch einen Deutschlandroman. Der im Untertitel des Romans angekündigte erzählende Freund ist der Gymnasiallehrer Serenus Zeitblom, der das Leben des Komponisten Adrian Leverkühn immer wieder parallelisiert mit den politischen Entwicklungen in Deutschland. Zeitblom vermutet aufgrund der Lektüre des Textes von Leverkühn, dass sein Freund – ähnlich wie in der frühneuzeitlichen *Historia von D. Johann Fausten* (1587) – einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat, der dem Künstler mittels der Syphilis erst 24 Jahre genialische Schöpferkraft verliehen habe, um ihn dann im paralytischen Zusammenbruch zu sich zu holen. Faustische *curiositas* und Hybris des Alles-Können- und Alles-Beherrschen-Wollens scheinen den ehrgeizigen Komponisten Leverkühn anzutreiben und bilden für Zeitblom das *tertium comparationis*, um Musik und Politik aufeinander zu beziehen. Der Romanerzähler verschaltet nationalsozialistische Weltherrschaftsphantasien und musikalischen Überwältigungswillen in eigentümlicher Weise. Deutschlandthema und Künstlerproblematik werden über die Momente der hochfliegenden *superbia* und des verstiegenen Größenwahns wechselseitig spiegelbar. In einem Brief an Pavel Eisner erläutert Thomas Mann 1946 die Anlage seines Romans folgendermaßen:

Eine fiktive Künstler-Biographie also und eine dämonische Geschichte, sorgsam vorgetragen von einem [...] Humanisten und unter den Nazis pensionierten Gymnasialprofessor, der der fasziniert-ergebene Freund des zugrunde gegangenen Komponisten war. Dieser teilt das Schicksal Nietzsche's – und vieler hervorragender Musiker. Es ist die Geschichte einer Paralyse und ihrer inspiratorischen Wirkungen mit dem Kollaps am Ende. Die Geschichte einer *Teufelsverschreibung* und also eine religiöse Geschichte, die denn auch mit einem Fuß immer im deutschen 16. Jahrhundert steht. Ein schrecklich deutscher Roman – beinahe der Roman Deutschlands, – das sich dem Teufel verschrieb. Er hat doppelte Zeit, denn die Biographie wird von 1943 bis 45 geschrieben und nimmt die Ereignisse dieser Jahre wahr, während sie ein Leben erzählt, das 1885 beginnt und schon 1930 in geistige Nacht sinkt.

Was für ein Waschzettel! Aber Sie wollten ja etwas hören.<sup>4</sup>

- 4 Brief Thomas Manns an Pavel Eisner vom 5. August 1946, in: *Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann. Teil III: 1944–1955*. Hg. v. Hans Wysling unter Mitwirkung v. Marianne Fischer. Frankfurt a. M. 1981, S. 68 f.

Der Nationalsozialismus wird hier also in zweifacher Weise indirekt zum Thema: Während der Roman 45 Lebensjahre des Musikers Leverkühn (1885–1930) als biographisch erzählte Zeit vorträgt, vergehen Zeitblom knapp zwei Kriegsjahre abschüssiger Erzählerzeit (1943–45), die von ihm mitrapportiert werden. So spart der Roman die Phase von 1931–1942 und damit den Aufstieg und die ersten Erfolgsjahre des Nationalsozialismus bewusst aus und perspektiviert ihn einerseits durch seine geistige Ermöglichung und intellektuelle Inkubationszeit und andererseits in seinem katastrophischen Ende und Zusammenbruch. Gleichzeitig suggeriert Zeitblom, dass das Schicksal dieses hochmütigen Künstlers, der dem Teufel seine Seele verkauft habe, Ähnlichkeiten aufweise mit Deutschland, das dem Nationalsozialismus seine Stimme gab in der Hoffnung auf nationale Suprematie.

Dieser „schrecklich deutsche[...] Roman“ ist allerdings, so schreibt Thomas Mann ja an Pavel Eisner, nur „beinahe der Roman Deutschlands, – das sich dem Teufel verschrieb“, und dieses einschränkende „beinahe“ ist zentral, denn die Verbildlichung der nationalsozialistischen Herrschaft als Teufelspakt der Deutschen wird im Roman ganz allein vom Erzähler Zeitblom behauptet. Der Musiker Leverkühn selbst äußert sich nicht zur Politik oder zum Nationalsozialismus. Das ist eine raffinierte Erzählkonstruktion. So arrangiert der im kalifornischen Exil schreibende Thomas Mann, der seit 1944 amerikanischer Staatsbürger ist, die dämonische Deutung des Nationalsozialismus als nationalen Teufelspakt zu einer deutschen Selbstbeschreibung aus der Position der inneren Emigration heraus. Ob der Erzähler Zeitblom so allerdings die erzählte Welt korrekt und angemessen deutet, lässt der Roman in der Schwebe.

Natürlich kann man argumentieren (und man hat so argumentiert), dass sich ja Zeitblom ziert und wehrt gegen eine solch dustere diabolische Deutung des Geschehens, die aber nun mal den Tatsachen in der erzählten Welt entspreche. Ganz gleich, ob man für die außerliterarische Wirklichkeit die Realexistenz eines Teufels, seiner Sendboten, helfender Succuben und Incuben und die Möglichkeit eines Teufelspakts annehme oder abstreite, innerhalb dieser Fiktion würden sie ja nun proponiert, da sie zum tragenden Konstruktionsgerüst des Romans gehörten. Aber auch hier kann man differenzieren und nachfragen: Ist das wirklich so? Was ist in der erzählten Welt dieses Romans definitiv der Fall? Und was ist bloße Deutung ihres homodiegetischen Erzählers Zeitblom? Gesichert ist, dass der Komponist Adrian Leverkühn sich bei der Begegnung mit der Prostituierten Hetaera Esmeralda mit der Syphilis infiziert und ein Schriftstück hinterlassen hat, das von einem Teufelsgespräch erzählt, des Weiteren, dass eines seiner musikalischen Hauptwerke (*Doktor Fausti Weheklag*) die frühneuzeitliche *Historia von D. Johann Fausten* mit ihrem Teufelspakt vertont und dass Leverkühn sich in seinem psychischen Zusammenbruch 1930 in einer Wahnrede rückbezieht auf diese Kantate und das verschriftlichte Teufelsgespräch. Der kranke Leverkühn ist gegen Ende seines Lebens davon überzeugt, einen Pakt mit dem

Teufel eingegangen zu sein. Fraglich bleibt aber, ob diese Überzeugung Leverkühns wahnhafter Teil einer von der Syphilis ausgelösten dämonomanischen Krankheit ist oder den Tatsachen in der erzählten Welt entspricht.<sup>5</sup> So genügen diese Sachverhalte eigentlich nicht, um die Aussage zu treffen, „in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* verschreibt sich Adrian Leverkühn dem Teufel, der ihm 24 Jahre intensiven künstlerischen Schaffens ermöglicht, im Gegenzug die Liebe verbietet und ihn schließlich zu sich holt“. Die Sache verhält sich komplizierter und erzählerisch anspruchsvoller. Man müsste wohl vielmehr formulieren: In Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* erzählt Serenus Zeitblom die Biographie seines Freundes Adrian Leverkühn und Zeitblom interpretiert dessen Krankheit und künstlerisches Werk als Produkt einer Teufelsverschreibung. Diese Annahme zieht er aus der Lektüre von Leverkühns Text über ein Teufelsgespräch und aus verstörten mündlichen Äußerungen Leverkühns kurz vor seinem endgültigen psychischen Zusammenbruch. Und Zeitblom allegorisiert diese angenommene Teufelsverschreibung eines Künstlers zum politischen Signum der eigenen Nation.<sup>6</sup>

Zeitblom beginnt die Niederschrift der Lebensgeschichte Leverkühns 1943 im Wissen um dessen Wahnrede 1930 und in Kenntnis des literarisierten Teufelsgesprächs und er dämonisiert davon ausgehend retrospektiv Adrians Leben und Kunst.<sup>7</sup> Ob er damit die Wirklichkeit der erzählten Welt erfasst, lässt sich letztlich nicht eindeutig entscheiden. Narratologisch kann man dies als eine unentscheidbare und unaufgelöste Form unzuverlässigen Erzählens bezeichnen,<sup>8</sup> bei der der Leser nicht endgültig über den Wirklichkeitsstatus des Erzählten entscheiden kann. Eine solche mehr-

- 5 Unter Dämonomanie versteht man die krankhafte Beschäftigung mit Dämonen und den Wahn, von einem Dämon besessen zu sein oder von ihm kontrolliert zu werden.
- 6 Das unterscheidet etwa diesen narratologischen Befund von Deterings Interpretation der *Buddenbrooks* als insgesamt mit dem Phantastischen liebäugelnden Text (vgl. Detering, Heinrich: „*The Fall of the House of Buddenbrook. Buddenbrooks und das phantastische Erzählen*“, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 24 (2011), S. 77–99). Im *Doktor Faustus* ist – so die These – das Dämonische vor allem Interpretationsoption des homodiegetischen Erzählers, nicht so sehr verbürgter Teil der erzählten Welt.
- 7 Diese Dämonisierung greift theologische Denkfiguren Paul Tillichs (Tillich, Paul: *Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte*. Tübingen 1926) auf und jongliert mit der Zweideutigkeit des Dämonie-Begriffs zwischen einer theologischen und produktionsästhetischen Kategorie. Vgl. hierzu auch Friedrich, Lars/Geulen, Eva/Wetters, Kirk (Hg.): *Das Dämonische. Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit nach Goethe*. Paderborn 2014.
- 8 Vgl. hierzu etwa Köppe, Tilmann/Kindt, Tom: *Erzähltheorie. Eine Einführung*. Stuttgart 2022, S. 159. Jacke (Anm. 2), S. 74–78 und 167–172 sowie *Mehrdeutigkeit als literarisches Thema. Strategien und Funktion von der Romantik bis zur Gegenwart*. Hg. v. Stefan Drescher, Janina Jacke, Eva-Marie Konrad u. Thomas Petraschka. Bielefeld 2023. Sehr viel restriktiver wird das unzuverlässige Erzählen gefasst bei Aumüller, Matthias: *Unzuverlässiges Erzählen. Studien zur deutschsprachigen Nachkriegsliteratur*. Stuttgart 2023.

deutige Unentschiedenheit bewirkt einen gattungsästhetischen Schwebestand des Romans: Nimmt man Zeitbloms dämonische Deutung für zutreffend und den Teufelspakt für wahr an in der erzählten Welt, hat man es mit einer Variation von magisch-realistischer Literatur zu tun, in der der Teufel im 20. Jahrhundert Krankheiten durch Succuben versenden, künstlerische Schöpfungskraft verleihen, in dreifacher Gestalt auf einem italienischen Sofa sitzen und einen kleinen Jungen unter schrecklichen Schmerzen an Hirnhautentzündung sterben lassen kann. Durch die Zwischenschaltung Zeitbloms als Vermittler der Geschichte entsteht aber auch die Deutungsoption, das Dämonische lediglich als Phantasma des Erzählers zu begreifen, der sich das Schicksal seines Freundes und die politischen Zeitläufte nicht anders zu erklären weiß als durch die Imagination des Teuflischen.<sup>9</sup> In dieser Perspektive erscheint *Doktor Faustus* als ein Roman mit einer stabilen und realistischen Welt ohne reale existierende Dämonen und Teufelsgestalten, die sich lediglich als Kopfgeburt eines verstörten und am Nationalsozialismus verzweifelnden Narrators entpuppen.

Solchermaßen delegiert der Autor Thomas Mann Fragen der Werkplausibilität an seinen Erzähler Serenus Zeitblom.<sup>10</sup> Denn oft wurde die allegorische Konstruktion des Romans problematisiert, die einerseits über die Teufelsverschreibung eines Musikers spekuliere, aber andererseits insinuiere, dass gleichermaßen Deutschland *in politicis* durch den Nationalsozialismus vom Teufel geholt worden sei.<sup>11</sup> Heikel kann eine solche allegorische Anlage erscheinen, weil in Zeitbloms Erzählung der Teufel Leverkühn die Inspiration zu seiner atonalen Erneuerung der Musik ermöglicht, während doch die Nationalsozialisten solche Musik als ‚entartet‘ brandmarkten. Leverkühn erscheint einerseits als eine märtyrerhafte Leidensgestalt, die um ihre große Kunst in Schmerzen ringt. Aber der Roman will andererseits keinesfalls dem nationalsozialistischen Deutschland solche heroisierenden Attribute zusprechen. Dass aber lediglich Zeitblom den Zusammenhang von Politik und Kunst und die Realität des Teufelspakts behauptet, diese aber keineswegs in der erzählten Welt der Fall sein müssen, ist in der Forschung lange nicht als Option wahrgenommen worden, weil Thomas Mann in seinen Interviews, Reden und Selbstkommentaren immer offensiv diese Zusammenhänge von Deutschlandroman und Künstlerroman im *Doktor Faustus*

9 Vgl. Petersen, Jürgen H.: „Der unzuverlässige Narrator. Figuren-Erzählen in Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘, in: *Revista de Filología Alemana* 16 (2008), S. 167–185. Herold, Thomas: *Zeit erzählen. Zeitroman und Zeit im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts*. Freiburg 2016.

10 Vgl. Bollenbeck, Georg: „Doktor Faustus“. Die Deutungsmuster des Autors und die Probleme des Erzählers, in: Röcke, Werner (Hg.): *Thomas Mann. Doktor Faustus 1947–1997*. Frankfurt a. M. 2001, S. 35–57.

11 Etwa bei Kaiser, Gerhard: „... und sogar eine alberne Ordnung ist immer noch besser als gar keine“. *Erzählstrategien in Thomas Manns „Doktor Faustus“*. Stuttgart 2001, S. 185 f.



anspruch. Es ist dabei aber ein ausgefuchster erzählkompositorischer Schachzug, dies im Roman ganz allein Zeitblom schultern zu lassen, der freilich an dieser Erzähllast atlashaft schwer zu tragen hat.

Was für den Roman im Allgemeinen gilt, trifft auch auf das sogenannte Teufelsgespräch im Besonderen zu. Es ist vor allem und zuerst einmal eine selbstreflexive und bilderreiche Schrift Adrian Leverkühns über Musik, die Zeitblom einer ganz bestimmten politischen Deutung unterzieht. Leverkühn berichtet Zeitblom nicht mündlich von einem eigenen Erlebnis, sondern er hinterlässt einen Text. Das tektonische Zentrum und die formale Mitte des Romans, das XXV. Kapitel des *Doktor Faustus*, integriert diesen 40-seitigen Text von Adrian Leverkühn, den Zeitblom aus dem Nachlass seines Freundes abschreibt und in sein Manuskript als Zitat einfügt.<sup>12</sup> Dieser Text präsentiert größtenteils im dramatischen Modus mit kursivierten pronominalisierten Sprecherangaben ein Gespräch zwischen einem „Ich“ und einem „Er“, wobei dieser „Er“ sich als Teufel zu erkennen gibt und auf wundersame Weise seine äußere Gestalt wechselt von einem Zuhälter über einen „bebrillte[n] Musikintelligenzler“ hin zu einem Theologen.<sup>13</sup> Der Zuhälter erinnert phänotypisch an den Leipziger ‚Fremdenführer‘, der Adrian an einem Bordell statt an einem Gasthaus absetzte, der „bebrillte Musikintelligenzler“ führt Thesen des Organisten Wendell Kretzschmar fort und bekommt von Thomas Mann Gestalt und Argumente Theodor W. Adornos verpasst, und der Theologe befließt sich der Sprache und Gestik des Hallenser Theologen Eberhard Schleppfuß.<sup>14</sup> Das „Ich“ dieses Textes ist ein literarisches Selbstporträt Adrian Leverkühns. „Er“ und „Ich“ debattieren über Kunst und Krankheit und die Möglichkeiten der Musik in der Moderne nach Richard Wagner und jenseits der Parodie verbrauchter kompositorischer Konventionen. Der dreifachen phänotypischen Gestalt des Teufels als Zuhälter, Musikwissenschaftler und Theologe entsprechen die jeweiligen Themen und Abschnitte des Gesprächs, das sich um die Geschlechtskrankheit der Syphilis, Erneuerungsmöglichkeiten der Musik und die Beschaffenheit der Hölle dreht.

- 12 Zu solchen multiperspektivisch arrangierten Texten und ihrem Verhältns zum unzuverlässigen Erzählen vgl. Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.): *Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Trier 2000. Meifert-Menhard, Felicitas: *Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800*. Trier 2009.
- 13 Mann, Thomas: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*. Hg. u. textkritisch durchgesehen v. Ruprecht Wimmer unter Mitarbeit v. Stephan Stachorski. Frankfurt a. M. 2007 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, 10.1), S. 356. Im Folgenden wird aus dieser Ausgabe im Fließtext mit der Bandangabe 10.1 zitiert.
- 14 Michael Maar mutmaßt darüber hinaus bei dem „bebrillte[n] Musikintelligenzler“ auch noch eine Anspielung auf Gustav Mahler („Der Teufel in Palestrina. Neues zum ‚Doktor Faustus‘ und zur Position Gustav Mahlers im Werk Thomas Manns“, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 30 (1989), S. 211–247).

Dieser Teufel in Leverkühns Text bezeichnet das Deutsche als „gerad recht meine Lieblingssprache“, behauptet: „Manchmal versteh ich überhaupt nur deutsch“ (10.1, 326) und rühmt sich seiner „kerndeutschen Popularität“ (10.1, 319). Das wird in Leverkühns Schrift historisch rückgeführt auf die Allgegenwart der Teufelsfigur in den deutschen Diskursen der Lutherzeit, lässt aber zugleich bereits eine aktualisierende Deutung zu, dass hier eine teuflische Verführbarkeit der Deutschen durch den Nationalsozialismus mitgemeint sein könnte. So zumindest liest Zeitblom diesen Text. Im ersten Teil des Gesprächs wird die Infektion mit der Syphilis bei der Prostituierten Hetaera Esmeralda retrospektiv als Paktbeginn fixiert. Der Teufel erläutert sein Versprechen, über die Krankheit vermittelt eine „große Zeit, tolle Zeit, ganz ver-teufelte Zeit“ (10.1, 336) zu ermöglichen, die als rauschhaft und selbstvergöttlichend wahrgenommen werden wird:

Aufschwünge liefern wir und Erleuchtungen, Erfahrungen von Enthobenheit und Entfesselung, von Freiheit, Sicherheit, Leichtigkeit, Macht- und Triumphgefühl, [...] die Schauer der Selbstverehrung, ja des köstlichen Grauens vor sich selbst, unter denen er sich wie ein begnadetes Mundstück, wie ein göttliches Untier erscheint. (10.1, 336 f.)

Diese „tolle Zeit“ der rauschhaften Selbsterfahrung ist innerhalb des Textes von Leverkühn ganz bezogen auf die produktionsästhetische Erlebniswelt eines Komponisten, dem via Krankheit ein genialer Schaffensschub vermittelt werden soll. Aber durch Zeitbloms permanente politische Allegorisierung gelenkt kann der Leser diese Beschreibung auch beziehen auf die ersten Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft, die in einem Machbarkeitsrausch das europäische Mächtesystem aushebelte und die bisherigen Grenzen des politisch Möglichen immer weiter ausdehnte. Im zweiten Teil des Teufelsgesprächs geht es konkreter um die kompositorische Faktur einer möglichen musikalischen Erneuerung. Aber auch da fallen Formulierungen, die sich in ihrer Allgemeinheit und bellizistischen Bildlichkeit auch beziehen lassen auf einen Führungsanspruch des nationalsozialistischen Deutschlands, so wenn der „bebrillte Musikintelligenzler“ seinem Gegenüber prophezeit: „Du wirst führen, du wirst der Zukunft den Marsch schlagen, auf deinen Namen werden die Buben schwören“ (10.1, 355). Schließlich wird die Art und Weise der musikalischen Erneuerung als eine posthumanistische und antibürgerliche Angelegenheit charakterisiert, die als eine atavistische „Barbarei“ gekennzeichnet wird, „weil sie nach der Humanität [...] und bürgerlichen Verfeinerung kommt“ (10.1, 355), aber zurückschaut auf vormoderne Kompositionstechniken. Auch hier lassen sich für Zeitblom wieder metaphorische Brücken bauen zu der nationalsozialistischen weltanschaulichen Selbstverortung gegen eine saturierte Bürgerlichkeit und einer Orientierung an vormodernen Gesell-

schaftsmodellen. Der Begriff der ‚Barbarei‘ schillert mehrdeutig, zielt einerseits auf eine künstlerische Rückorientierung an archaische Muster und lässt andererseits den Leser das Nebeneinander von Kultur und Verbrechen im Nationalsozialismus assoziieren.<sup>15</sup> ‚Barbarei‘ ist hier für Leverkühn ästhetische Kategorie und zugleich für Zeitblom politische Beschreibungsvokabel für einen gesellschaftlichen Zustand der Rohheit, Unmenschlichkeit und Grausamkeit, in dem keine Rechtsstaatlichkeit mehr herrscht. Der Leser nach 1945 denkt hier wahrscheinlich den Zivilisationsbruch der nationalsozialistischen Verbrechen unwillkürlich mit.

Im dritten Teil des Teufelsgesprächs fragt Leverkühns literarisches *alter ego* sein phänotypisch mittlerweile zum Theologen verwandeltes Gegenüber nach der Beschaffenheit der Hölle, die ihm nach den 24 versprochenen Erdenjahren „toller Zeit“ zwangsläufig bevorstehen wird. In der äußeren Gestalt von Eberhard Schleppfuß gibt der Teufel Auskunft. Diese Zeilen gehören zu den meistzitierten Passagen des gesamten Romans, weil man hier ein indirektes Bild der geheimen Verhörkeller der Gestapo und des unkontrollierten Folteralltags einer Diktatur gezeichnet sah. Was ist die Hölle? Der Teufel in Leverkühns Text antwortet:

Das ist die geheime Lust und Sicherheit der Höllen, daß sie nicht denunzierbar, daß sie vor der Sprache geborgen ist, daß sie eben nur ist, aber nicht in die Zeitung kommen, nicht publik werden, durch kein Wort zur kritisierenden Kenntnis gebracht werden kann, wofür eben die Worte ‚unterirdisch‘, ‚Keller‘, ‚dicke Mauern‘, ‚Lautlosigkeit‘, ‚Vergessenheit‘, ‚Rettungslosigkeit‘ die schwachen Symbole sind. Mit Symbolis, mein Guter, muß man sich durchaus begnügen, wenn man von der Höllen spricht, denn dort hört alles auf, – nicht nur das anzeigende Wort, sondern überhaupt alles, – dies ist sogar das hauptsächliche Charakteristikum, und das was im allgemeinsten darüber auszusagen, zugleich das, was der Neukömmling dort zuerst erfährt, und was er zunächst mit seinen sozusagen gesunden Sinnen gar nicht fassen kann und nicht verstehen will, weil die Vernunft oder welche Beschränktheit des Verstehens nun immer, ihn darin hindert, kurz, weil es unglaublich ist, obgleich es einem gleich zu Begrüßung in bündig nachdrücklichster Form eröffnet wird, daß ‚hier alles aufhört‘, jedes Erbarmen, jede Gnade, jede Schonung, jede letzte Spur von Rücksicht auf den beschwörend ungläubigen Einwand ‚Das könnt und könnt ihr doch mit einer Seele nicht tun‘: es wird getan, es geschieht, und zwar ohne vom Worte zur Rechen-

15 Zum Verhältnis von Ästhetizismus und Barbarei im *Doktor Faustus* vgl. Bockius, Julian: „Die Zweideutigkeit als System. Ästhetizismus, Barbarei und das Schicksal der Kunst in Adrian Leverkühns ‚Apocalipsis cum figuris‘“, in: *Weimarer Beiträge* 70 (2024), S. 81–101.

schaft gezogen zu werden, im schalldichten Keller, tief unter Gottes Gehör, und zwar in Ewigkeit. (10.1, 357f.)

In der Bildwelt des Textes von Leverkühn droht dem Teufelsbündner nach dem Tod die ewige Verdammnis in der Hölle. In Zeitbloms allegorisierender Sicht kann diese lautlose Hölle auch als ein verzerrtes Abbild des nationalsozialistischen Terrorregimes verstanden werden. Allerdings bleiben da einige logische Brüche zu verzeichnen: Wenn es hier um einen Teufelspakt der Deutschen mit dem Nationalsozialismus geht, verkörpert der Teufel dann den Nationalsozialismus, der hier seine Herrschaftspraxis erläutert, die damit gleichermaßen für seine Opfer wie seine Anhänger gelten soll, frei nach dem Prinzip, die Revolution frisst ihre Kinder? Aber wie kann ein nationalsozialistischer Teufel die künstlerische Inspiration zu großer ingenieurer atonaler Musik vermitteln, wenn doch der NS solche Musik als entartet verwarf? Hier stoßen die allegorisierenden Lesarten des Textes an Grenzen; und das hat auch damit zu tun, dass Zeitblom diesen Text Leverkühns als authentischen Tatsachenbericht begreift. Daher soll hier folgend noch gefragt werden, um was für einen Text es sich denn eigentlich bei Adrians Schrift handelt.

Romanintern ordnet Zeitblom diesen dichten Text als faktualen Erlebnisbericht Leverkühns ein, wertet das Teufelsgespräch widerstrebend als real stattgehabt und befindet bereits im langen XXI. Kapitel in einem Vorverweis:

Mein armer Freund hat sich eines Tages, eines Nachts vielmehr, aus fürchterlichem Munde, von einem entsetzlichen Helfer über das hier Angedeutete [i. e. kompositorische Optionen in der Moderne nach Wagner] Genaueres sagen lassen. Das Protokoll darüber liegt vor, und an seinem Ort werde ich es mitteilen. (10.1, 265)

Dieser „Ort“ ist erreicht, als Zeitbloms Rapport den Italienaufenthalt von Schildknapp und Leverkühn 1911/12 anpeilt. Im XXV. Kapitel fügt Zeitblom dann dieses „Protokoll“ ein, das er auch hier wieder als faktuales „Dokument“ (10.1, 323) kategorisiert. Die Begriffe „Protokoll“ und „Dokument“ illustrieren Zeitbloms Überzeugung, dass Leverkühn hier ein autobiographisches Zeugnis ablegen wollte, und er berichtet: „Adrians geheime Aufzeichnung, seit seinem Abscheiden in meinem Besitz, – hier ist es, ich teile es mit“ (10.1, 323). Zwar ist sich Zeitblom immer mal wieder unsicher, ob Leverkühn sich dieses Gespräch bloß eingebildet oder ob es real stattgefunden hat;<sup>16</sup> dass es

16 Während Zeitblom im XXI. Kapitel die Teufelsbegegnung als real statuiert, zweifelt er unmittelbar vor der Manuskripteinfügung: „Und darum kann ich auch nicht glauben, daß er in tiefster Seele für wirklich hielt, was er sah und hörte: während er es hörte und

sich aber bei dem Text um ein faktuales Ego-Dokument handelt, mit dem Leverkühn seine Teufelsbegegnung – sei sie nun halluziniert oder real gewesen – als stattgehabtes Erlebnis (einer eingebildeten oder wirklichen Zusammenkunft) mit Wahrheitsanspruch verschriftlicht, steht für ihn außer Zweifel. Leverkühn und Zeitblom sprechen allerdings nie über diesen Text, der Zeitblom zu Lebzeiten Leverkühns unbekannt ist, und so konnte sich Zeitblom nicht bei dem Verfasser über dessen Absichten oder ‚Autorintention‘ eine Auskunft einholen.

Dass es sich bei diesem Text Adrian Leverkühns aber vielleicht gar nicht um einen faktualen Erlebnisbericht, sondern um eine fiktionale Fingerübung eines Musikers in der literarischen Schwesterkunst handeln könnte, soll folgend noch als These vorgestellt werden.<sup>17</sup> Leverkühns Text wird von Zeitblom als „Zwiegespräch“ und „Dialog“ (10.1, 323) beschrieben; mit diesen Begriffen macht er unabsichtlich auf eine Textsorte aufmerksam, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts viele Schriftsteller der Klassischen Moderne nutzten, um ästhetische Fragen zu verhandeln. Dialogessays und Kunstgespräche waren um die Jahrhundertwende *en vogue*.<sup>18</sup> Hugo von Hofmannsthal's *Erfundene Gespräche* sind im deutschsprachigen Raum wohl die prominentesten Exemplare dieser Textform, die einen fiktionalen Rahmen mit kritisch-theoretischer Reflexion in eigentümlicher Weise verbindet. Die *Erfundenen Gespräche und Briefe* Hofmannsthal's sind daher sowohl als persönliches Bekenntnis als auch als theoretische Kunstabhandlungen oder fiktionale Dichtung interpretiert worden und der ambigue schimmernde literarische Status dieser Texte macht ihren ästhetischen Reiz aus.<sup>19</sup> Die Dichtergruppe des Jungen Wien poetisiert und fiktionalisiert kurz nach 1900 so den Essay.<sup>20</sup> Diese „imaginären Gespräche“, wie sie Hofmannsthal auch nennt, sind fingierte Unterhaltungen über Kunst, wie Hofmannsthal's

sah und nachher, als er es zu Papier brachte, – ungeachtet der Zynismen, mit denen der Gesprächspartner ihn von seinem objektiven Vorhandensein zu überzeugen suchte. Gab es ihn aber nicht, den Besucher – und ich entsetze mich vor dem Zugeständnis, das darin liegt, auch nur konditionell und als Möglichkeit seine Realität zuzulassen! – so ist es grausig zu denken, daß auch jene Zynismen, Verhöhnungen und Spiegelfechtereien aus der eigenen Seele des Heimgekehrten kamen...” (10.1, 323).

17 Vgl. hierzu auch Beßlich 2023 (Anm. 3), S. 91–100.

18 Vgl. Wilwert, Larissa: „Das erfundene Gespräch in der Klassischen Moderne. Vom literarischen Experiment zum kulturkonservativen Instrument?“ Heidelberg 2023 (unpublizierte Masterarbeit).

19 Vgl. Rispoli, Marco: „Ich misstraue dem zweckvollen Gespräch.“ Anmerkungen zu Hofmannsthal's *Erfundenen Gesprächen*“, in: Born, Marcus Andreas/Zittel, Claus (Hg.): *Literarische Denkformen*. Paderborn 2018, S. 251–281.

20 Vgl. Jander, Simon: *Die Poetisierung des Essays. Rudolf Kassner – Hugo von Hofmannsthal – Gottfried Benn*. Heidelberg 2008. Zum Fortleben dieser kleinen Gattung vgl. auch Beßlich, Barbara: *Das junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905–1938)*. Wien 2021, S. 290–306.

*Gespräch über Gedichte* (1903), Hermann Bahrs *Dialog vom Tragischen* (1904) und sein *Dialog vom Marsyas* (1904) oder Richard Schaukals *Giorgione. Gespräche über Kunst* (1906/07). 1924 fügt Hofmannsthal in seiner Werkausgabe eine eigene Sektion der *Erfundenen Gespräche und Briefe* ein, die Thomas Mann gekannt haben dürfte. Aber nicht nur die Jungwiener, sondern auch der Jugendstildichter und frühe Thomas Mann-Förderer Richard Dehmel schreibt 1909 Dialogessays über *Naivität und Genie*, *Spiritistischer Dialog*, über *Licentia Poetica*. Ein *Zwiegespräch über die Sprache* und über *Kultur und Rasse*. Ein *Gespräch zwischen Künstlern*. Der Stefan George-Antipode Rudolf Borchardt verfasst 1905 ein *Gespräch über Formen* und der Neuklassizist Paul Ernst veröffentlicht noch 1931 einen umfangreichen Band *Erdachter Gespräche*. Gottfried Benn modernisiert das Kunstgespräch medial versatil in seinem Rundfunkdialog *Können Dichter die Welt ändern?* (1930).

All diese Schriftsteller nutzen die fiktionale Form der *Erfundenen Gespräche* zu Beginn des 20. Jahrhunderts, um sich ästhetisch zu positionieren, so wie auch Leverkühn in seinem verschriftlichten Gespräch ins Zentrum die Frage rückt: „Was ist heute die Kunst?“ (10.1, 348) Das Gespräch des „Ich“ mit dem teuflischen „Er“ kreist bei Leverkühn um die Möglichkeiten und Bedingungen der Inspiration und Kunstentstehung in der Gegenwart. „Er“ und „Ich“ debattieren darüber, wie ästhetische Innovation möglich ist zu einem Zeitpunkt, an dem ein „Kanon des Verbotenen“ (10.1, 349) die künstlerische Produktion lähmt: „In jedem Takt, den einer zu denken wagt, präsentiert der Stand der Technik sich ihm als Problem“ (10.1, 350).

Dass die fiktionalen Kunstgespräche des frühen 20. Jahrhunderts nicht immer unbedingt im realistischen Rahmen angesiedelt sein müssen, zeigt Richard Dehmels Text *Naivität und Genie*, der sich im Untertitel als *spiritistischer Dialog* ausgibt und ein Gespräch zwischen Dehmel und dem Geist Goethes fingiert.<sup>21</sup> Dehmel modernisiert und ironisiert so die Totengespräche der Antike zu einem okkultistischen Budenzauber. Nach einer autodiegetischen Einleitung wird dieses Gespräch Dehmels textorganisatorisch genauso präsentiert wie in Leverkühns Dialog, indem ein Dehmel'sches „ICH“ und ein Goethe'scher „ER“ sich miteinander unterhalten.

Wenn Adrian Leverkühn nun ein solches autofiktionales Kunstgespräch zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfasst,<sup>22</sup> in dem ein Musiker mit dem Teufel parliert, kann

21 Dehmel, Richard: „Naivität und Genie. Ein spiritistischer Dialog“, in: Ders.: *Betrachtungen über Kunst, Gott & die Welt*. Berlin 1909, S. 144–167. Drei *Erfundene Gespräche* über Goethe wiederum verfasst um die Jahrhundertwende der junge Theodor Lessing („Dialoge über Goethe I–III“ (1899), in: Ders.: *Philosophie als Tat*. Göttingen 1914, S. 420–450), ein Intimfeind von Thomas Mann in seiner Münchner Zeit.

22 Dass Leverkühns Text von der – innerhalb der erzählten Welt – realen Situation des Sommeraufenthalts in Palestrina in den sabinischen Bergen ausgeht und auch die in der Romanwelt reale Person Rüdiger Schildknapps als literarische Randfigur integriert, spricht

man dies auch als eine kreative gattungsästhetische Amalgamierung der erfundenen Kunstgespräche seiner Zeitgenossen mit Dostojewskis Roman *Die Brüder Karamasov* begreifen, in dem ein Fiebertraum der Figur Iwan Karamasov einen Teufelsbesuch vorspiegelt.<sup>23</sup> Dieser doppelte intertextuelle Bezug auf die *Erfundenen Gespräche* und einen Roman Dostojewskis betont noch einmal den fiktionalen Charakter dieses Textes von Leverkühn, der sich so zweifach literarisch rückversichert. Man kann ihn als ein literarisches Ausprobieren Leverkühns begreifen, das doppelt in fiktionalen Spuren geht, sich inhaltlich auf Dostojewskis Roman und die zeitgenössischen Kunstdialoge rückbezieht und formal und textorganisatorisch bei den zeitgenössischen *Erfundenen Gesprächen* in die Schule geht.<sup>24</sup> Aus diesem literarisch-fiktionalen Experiment entwickelt sich dann allerdings durch die Krankheit ausgelöst, ein dämonomanischer Wahn, der die Dichtung ins Leben überführt. Der kranke Leverkühn glaubt von Jahr zu Jahr mehr, dass das, was er zu Papier brachte, der Wirklichkeit entspricht.

nicht gegen eine vom Verfasser Leverkühn intendierte Fiktionalität des Textes. Auch die *Erfundenen Gespräche* Hofmannsthals integrieren mal mehr und mal weniger verschlüsselt historische Personen als Sprechinstanzen. In den *Unterhaltungen über die Schriften von Gottfried Keller* (1906) lässt Hofmannsthal vier Freunde debattieren, die kaum verhüllt als er selbst („ein nicht untüchtiger Literat“), Leopold von Andrian („der Legationssekretär“), Clemens von Franckenstein („der Musiker“) und Hans Schlesinger („der Maler“) erkennbar sind. In den *Rodauner Anfängen* sollten schließlich ganz direkt Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder unter ihrem eigenen Namen miteinander ins Gespräch kommen, so wie in Hofmannsthals spätem *Erfundenen Gespräch* zur Oper *Die Ägyptische Helena* (1928) schließlich ein fiktiver Hofmannsthal mit einem ebenso fiktiven Richard Strauss ein Gespräch beginnt.

- 23 Thomas Mann hat den Dostojewski-Bezug in der werkkommentierenden Schrift *Entstehung des „Doktor Faustus“* offengelegt: „Iwan Karamasows Teufelsvision gehörte auch zu meiner Lektüre damals. Ich las die Szene mit der distanzierten Aufmerksamkeit nach, mit der ich *Salammô* wieder durchgegangen war, bevor ich den *Joseph* zu schreiben begann“ (Mann, Thomas: „Die Entstehung des *Doktor Faustus*“, in: Ders.: *Essays VI 1945–1950*. Hg. u. textkritisch durchgesehen v. Herbert Lehnert. Frankfurt a.M. 2009 [Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, 19.1], 409–581, hier S. 464). Thomas Mann trug Sorge, dass die Dostojewski-Allusionen zu offensichtlich werden könnten, und vermeldete entsprechend während der Niederschrift an Agnes E. Meyer: „Der Roman steht im XXV. Kapitel, einem entscheidenden. Es ist der große Dialog des armen Adrian mit dem Teufel, verteuftelt schwer zu komponieren und in Gefahr, zu sehr an Iwan Karamasow zu erinnern. Es ist eben schon zuviel Gutes gemacht worden!“ (Brief Thomas Manns an Agnes E. Meyer vom 7. Januar 1945, in: Mann, Thomas/Meyer, Agnes E.: *Briefwechsel 1937–1945*. Hg. v. Hans Rudolf Vaget. Frankfurt a.M. 1992, S. 613).
- 24 Das meint etwas anderes als die in der Forschung vorgeschlagene Deutung des Teufelsgesprächs als Selbstgespräch Leverkühns (vgl. Vaget, Hans Rudolf: „Doktor Faustus“, in: *Thomas Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Andreas Blödorn u. Friedhelm Marx. Stuttgart 2015, S. 68). Mir ist es hier um eine intendierte Fiktionalität Leverkühns zu tun, nicht um eine psychologische Aufspaltung eines Selbstgesprächs auf zwei Akanten.

Der Roman *Doktor Faustus* lässt also in der Schwebe, ob es in der erzählten Welt den Teufel als reale Gestalt gibt. Zeitblom wehrt sich einerseits gegen diese Möglichkeit, aber weiß sich schließlich andererseits sowohl Leben und Werk als auch Krankheit und Sterben seines Freundes nicht anders zu erklären als durch die Annahme eines Teufelspaktes. Davon erzählt seine Biographie. Thomas Mann hat diese irritierte Haltung Zeitbloms beschrieben und sich mit ihm ironisch solidarisiert, wenn er einem fragenden Leser über den Teufel im Roman die Auskunft erteilte: „Zeitblom bemüht sich, nicht an seine Realität zu glauben. Ich auch.“<sup>25</sup> „Zeitblom bemüht sich“, aber es gelingt ihm nicht, und das Ergebnis bildet seine widerstrebende Mutmaßung, dass im Leben seines Freundes nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sein kann. So dämonisiert sein biographischer Bericht das Leben Adrian Leverkühns als umstellt von unheimlichen Gestalten, die als Handlanger des Teufels das Zustandekommen des Paktes ermöglichen und sein Einhalten überwachen. Dass freilich Zeitblom damit das Leben seines Freundes mit den dämonologischen Denkfiguren deutet, die er in den theologischen Kollegs über Succuben und Incuben in Halle kennengelernt hat,<sup>26</sup> ermöglicht auch die Lesart, dass Zeitblom sich hier in einer fixen Idee etwas zurechtzimmert. Der Roman lässt auch die Interpretation zu, dass sein Erzähler Leben und Sterben seines Protagonisten fälschlicherweise als vom Teufel geholt versteht. Aus den Sachverhalten, dass Leverkühn die frühneuzeitliche *Historia des D. Johann Fausten* mit ihrem Teufelspakt vertont, ein Schriftstück hinterlässt, das von einem Teufelsgespräch handelt, und schließlich in seiner Wahnrede im psychischen Zusammenbruch etwas von einer Teufelsbegegnung faselt, erschafft Zeitblom seine von unheimlichen Gestalten bevölkerte Erzählung. Der Erzähler übernimmt die Dämonomanie seines zusammengebrochenen Protagonisten. Eine solche Interpretationsoption bedeutet keineswegs, exorzistisch den Teufel aus dem gesamten Roman treiben zu wollen. Es meint vielmehr, das Teuflische von der erzählten Welt in deren Erzählung zu verlagern. Das Teuflische hat weiterhin erhebliches Gewicht, aber es ist nicht zwingend realer Teil der erzählten Welt, sondern wichtigstes Interpretament ihres Erzählers. *Doktor Faustus* proponiert nicht unbedingt den Teufelspakt eines Musikers als Ereignis der erzählten Welt, sondern präsentiert dessen Annahme als Überzeugung ihres Erzählers.

Wenn man das Dämonische als Interpretament des Biographen Zeitblom begreift und nicht als gesicherten Teil der erzählten Welt, hat das Rückwirkungen auf

25 Brief Thomas Manns an J. C. de Buissonjé vom 26. Februar 1948, in: *Dichter über ihre Dichtungen III* (Anm. 4), S. 144.

26 Vgl. zu diesem frühneuzeitlichen Kontext Bulang, Tobias/Kessel, Raffaella/Van de Löcht, Joana/Schmitt, Nicolai: „Johann Fischarts ‚Daemonomania Magorum‘ im wissenschaftlichen Kontext. Ausblick auf Edition und Kommentar einer frühneuzeitlichen Dämonologie“, in: *Daphnis* 43, 2 (2015), S. 414–480.



den Gattungsstatus des Textes, der sich so auch lesen lässt als ein realistischer Roman, der vorgetragen wird von einem dämonomanischen Erzähler, der aus einer traurigen Musikerbiographie eine schauerliche Geistergeschichte in politisch dunklen Zeiten formt. Dass Thomas Mann dieses Dämonisieren äußerst kritisch als ein typisch deutsches Phänomen der raunenden Bedeutsamkeitserzeugung wertet, lässt sich illustrieren an seinen Überlegungen über die handschriftliche Widmung auf einem Sonderdruck von Paul Tillich, der ihm 1944 einen Aufsatz über die Existenzphilosophie gesendet und erläutert hatte als seinen „Beitrag zur tragischen Geschichte des deutschen Geistes“, was Thomas Mann wiederum kommentiert:

Es gehört zum deutschen self-pity [...], immer mit ‚tragisch‘ und ‚dämonisch‘ bei der Hand zu sein, wenn es sich um unsere Unfähigkeit handelt, mit dem Leben in ein gesundes, uns und anderen wohltätiges Verhältnis zu kommen“.<sup>27</sup>

Deutsches „self-pity“ prägt auch Zeitbloms Dämonendusel. Das Dämonische gerät ihm immer mehr zur euphemistischen Schutzbehauptung. Denn wenn man für Fragen der politischen Partizipation den Teufel bildlich bemüht, kann dies auch die Vorstellung von der eigenen Schuld oder Verantwortung mindern. Schließlich ist das angenommene Gegenüber kein Mensch von gleich zu gleich, sondern eine übergeordnete transzendente Macht, der man hilflos ausgeliefert ist und seine Seele verkauft. Dass es aber auf die persönliche Verantwortung des Einzelnen in einer modernen Demokratie ankommt, der sonst die Auflösung droht, hat Thomas Mann in seiner späten Rede *Meine Zeit* (1950) mit einem Bibelwort aus dem Markus-Evangelium reflektiert: „Der bürgerlichen Demokratie sollte das Wort im Ohr klingen: ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‘“<sup>28</sup>

27 Brief Thomas Manns an Siegfried Marck vom 15. April 1944, in: *Dichter über ihre Dichtungen III* (Anm. 4), S. 20. An Paul Tillich direkt adressiert, formuliert Thomas Mann dies variierend: „Ich fürchte oft, es ist ein Ausdruck unserer Neigung zur Selbstbemitleidung (die wir mit Brutalität bequem zu vereinigen wissen), dass wir für unsere Unfähigkeit, zum Leben in ein gesundes, uns und anderen wohltätiges Verhältnis zu kommen, so leicht die verschönernden Worte ‚tragisch‘ und ‚dämonisch‘ bei der Hand haben“ (zitiert nach Sturm, Erdmann: „Schrecklicher Heidegger! Ein Fund: Zwei unbekannte Briefe Thomas Manns an Paul Tillich“, in: *Frankfurter allgemeiner Zeitung* vom 20. Juni 2002, S. 45).

28 Mann, Thomas: „Meine Zeit“, in: Ders: *Reden und Aufsätze* 3. Frankfurt a. M. 1975 (Gesammelte Werke, XI), S. 321.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

- Dehmel, Richard:** „Naivität und Genie. Ein spiritistischer Dialog“, in: Ders.: *Betrachtungen über Kunst, Gott & die Welt*. Berlin 1909, S. 144–167.
- Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann. Teil III: 1944–1955.* Hg. v. Hans Wysling unter Mitwirkung v. Marianne Fischer. Frankfurt a. M. 1981.
- Lessing, Theodor:** „Dialoge über Goethe I–III“ (1899), in: Ders.: *Philosophie als Tat*. Göttingen 1914, S. 420–450.
- Mann, Thomas/Meyer, Agnes E.:** *Briefwechsel 1937–1945*. Hg. v. Hans Rudolf Veget. Frankfurt a. M. 1992.
- Mann, Thomas:** *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Frankfurt a. M. 1975.
- Mann, Thomas:** *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*. Hg. v. Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke, Terence J. Reed, Thomas Sprecher, Hans R. Veget und Ruprecht Wimmer in Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv der ETH, Zürich. Frankfurt a. M. 2002 ff.
- Sturm, Erdmann:** „Schrecklicher Heidegger! Ein Fund: Zwei unbekannte Briefe Thomas Manns an Paul Tillich“, in: *Frankfurter allgemeiner Zeitung* vom 20. Juni 2002, S. 45.
- Tillich, Paul:** *Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte*. Tübingen 1926.

### Literatur

- Aumüller, Matthias:** *Unzuverlässiges Erzählen. Studien zur deutschsprachigen Nachkriegsliteratur*. Stuttgart 2023.
- Beßlich, Barbara:** *Das Junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905–1938)*. Wien 2021.
- Beßlich, Barbara:** *Der Biograph des Komponisten. Unzuverlässiges Erzählen in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ (1947)*. Heidelberg 2023 (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 63).
- Beßlich, Barbara:** „Beinahe der Roman Deutschlands, – das sich dem Teufel verschrieb“. Leverkühns Teufelsgespräch und Zeitbloms Politisierung in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947)“, in: Eschenburg, Barbara/Heuer, Caren (Hg.): *„Meine Zeit“. Thomas Mann und die Demokratie. Ausstellungskatalog des Buddenbrook-Hauses zum 150. Geburtstag Thomas Manns*. Würzburg (im Druck).
- Bockius, Julian:** „Die Zweideutigkeit als System. Ästhetizismus, Barbarei und das Schicksal der Kunst in Adrian Leverkühns ‚Apocalipsis cum figuris‘“, in: *Weimarer Beiträge* 70 (2024), S. 81–101.
- Bollenbeck, Georg:** „Doktor Faustus“. Die Deutungsmuster des Autors und die Probleme des Erzählers, in: Röcke, Werner (Hg.): *Thomas Mann. Doktor Faustus 1947–1997*. Frankfurt a. M. 2001, S. 35–57.
- Bulang, Tobias/Kessel, Raffaella/Van de Löcht, Joana/Schmitt, Nicolai:** „Johann Fischarts ‚Daemonomania Magorum‘ im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext. Ausblick auf Edition und Kommentar einer frühneuzeitlichen Dämonologie“, in: *Daphnis* 43, 2 (2015), S. 414–480.
- Detering, Heinrich:** „*The Fall of the House of Buddenbrook*. Buddenbrooks und das phantastische Erzählen“, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 24 (2011), S. 77–99.

- Drescher, Stefan/Jacke, Janina/Konrad, Eva-Marie/Petraschka, Thomas (Hg.):** *Mehrdeutigkeit als literarisches Thema. Strategien und Funktion von der Romantik bis zur Gegenwart.* Bielefeld 2023.
- Friedrich, Lars/Geulen, Eva/Wetters, Kirk (Hg.):** *Das Dämonische. Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit nach Goethe.* Paderborn 2014.
- Herold, Thomas:** *Zeit erzählen. Zeitroman und Zeit im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts.* Freiburg 2016.
- Jacke, Janina:** *Systematik unzuverlässigen Erzählens. Analytische Aufarbeitung und Explikation einer problematischen Kategorie.* Berlin, Boston 2020.
- Jander, Simon:** *Die Poetisierung des Essays. Rudolf Kassner – Hugo von Hofmannsthal – Gottfried Benn.* Heidelberg 2008.
- Kaiser, Gerhard:** „... und sogar eine alberne Ordnung ist immer noch besser als gar keine“. *Erzählstrategien in Thomas Manns „Doktor Faustus“.* Stuttgart 2001.
- Kindt, Tom:** „Narratologie“, in: *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Hg. v. Andreas Blödorn u. Friedhelm Marx. Stuttgart 2025 (im Druck).
- Köppe, Tilmann/Kindt, Tom:** *Erzähltheorie. Eine Einführung.* Stuttgart 2022.
- Lauster, Sophie:** *Die dunkle Seite der Moderne. Adaptionen des Schwarzromantischen in der Erzählliteratur des frühen 20. Jahrhunderts (Alfred Döblin – Arthur Schnitzler – Leo Perutz),* im Druck.
- Maar, Michael:** „Der Teufel in Palestrina. Neues zum ‚Doktor Faustus‘ und zur Position Gustav Mahlers im Werk Thomas Manns“, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 30 (1989), S. 211–247).
- Meifert-Menhard, Felicitas:** *Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800.* Trier 2009.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.):** *Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts.* Trier 2000.
- Nünning, Vera (Hg.):** *Unreliable Narration and Trustworthiness. Intermedial and Interdisciplinary Perspectives.* Berlin 2015.
- Petersen, Jürgen H.:** „Der unzuverlässige Narrator. Figuren-Erzählen in Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘“, in: *Revista de Filologia Alemana* 16 (2008), S. 167–185.
- Rispoli, Marco:** „Ich misstraue dem zweckvollen Gespräch. Anmerkungen zu Hofmannsthals *Erfundenen Gesprächen*“, in: Born, Marcus Andreas/Zittel, Claus (Hg.): *Literarische Denkformen.* Paderborn 2018, S. 251–281.
- Vaget, Hans Rudolf:** „Doktor Faustus“, in: *Thomas Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Hg. v. Andreas Blödorn u. Friedhelm Marx. Stuttgart 2015, S. 66–75.
- Wilwert, Larissa:** „Das erfundene Gespräch in der Klassischen Moderne. Vom literarischen Experiment zum kulturkonservativen Instrument?“ Heidelberg 2023 (unpublizierte Masterarbeit).

## Über die Autorin

**Prof. Dr. Barbara Beßlich** ist seit 2008 Professorin für neuere deutsche Literatur und Direktorin des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg. Promoviert wurde sie an der Universität Freiburg 1999 mit einer Studie über *Wege in den ‚Kulturkrieg‘. Zivilisationskritik in Deutschland 1890–1914* und sie habilitierte sich ebendort 2005 mit einer Schrift über *Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und*

*Erinnerung 1800 bis 1945.* Beßlichs Forschungsgebiete sind die Literatur des 18. bis 21. Jahrhunderts mit einem besonderen Schwerpunkt auf der Literatur der Klassischen Moderne und auf dem Verhältnis von Literatur und Geschichte. Sie forscht und publiziert zur Kulturkritik, Narratologie und der Wiener Moderne (*Das Junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905–1938)*. Wien 2021). Sie ist Vizepräsidentin der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft und hat zwei Monographien zu Thomas Mann veröffentlicht (*Faszination des Verfalls. Thomas Mann und Oswald Spengler*. Berlin 2002. *Der Biograph des Komponisten. Unzuverlässiges Erzählen in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ (1947)*. Heidelberg 2023). Seit 2015 ist sie Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, deren Vizepräsidentin und Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse sie von 2020–2022 war. Gemeinsam mit Prof. Dr. Olivier Agard (Paris-Sorbonne) hat Beßlich die internationale Verlaufsvariante des Heidelberger Germanistischen Masterstudiengangs mit der Université Paris-Sorbonne initiiert.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Barbara Beßlich  
 Universität Heidelberg  
 Germanistisches Seminar  
 Hauptstr. 207–209  
 69117 Heidelberg  
[barbara.besslich@gs.uni-heidelberg.de](mailto:barbara.besslich@gs.uni-heidelberg.de)  
<https://www.gs.uni-heidelberg.de/de/institut/personen/prof-dr-barbara-besslich>

# Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht

Vera Nünning

Anglistisches Seminar

**Zusammenfassung** Was ist eine gute Erzählung? Und warum ist es nützlich, etwas über Erzählungen zu wissen? Diesen Fragen geht Vera Nünning aus literaturwissenschaftlicher Sicht nach. Zunächst wird definiert, was eine Erzählung ist. Daran anschließend wird das Konzept der Narrativität erörtert, das es erlaubt, graduelle Unterschiede zwischen Erzählungen zu erfassen. In einem dritten Teil geht es darum, faktuale von fiktionalen Erzählungen – und von Lügen – zu unterscheiden. Eine kurze Sektion ist Verschwörungstheorien gewidmet, die zwar nicht faktual, aber dennoch keinesfalls literarische fiktionale Erzählungen sind. Aufgrund ihres hohen Grads an Narrativität und Persuasivität haben solche Geschichten dennoch das Potential, Lesende bzw. Zuhörende von blankem Unsinn zu überzeugen. Abschließend werden kurz Gründe dafür aufgelistet, warum es sinnvoll und nützlich ist, sich mit den Ergebnissen literaturwissenschaftlicher Erzählforschung zu befassen.

## 1 Einleitung

Was eine Erzählung ist, das weiß eigentlich jede:r. Schließlich besteht ein Großteil unserer alltäglichen Kommunikation – ganz zu schweigen von den Inhalten, die auf ‚social media‘ zu finden sind – aus Erzählungen, aus mehr oder weniger guten Geschichten.<sup>1</sup> Sobald man sich aber fragt, was eine Erzählung denn genau ist, so wird es schwierig. Dies muss schon ein Professor in einer Kindergeschichte von Lewis Carroll (dem Autor von *Alice in Wonderland*) feststellen:

- 1 Im folgenden verwende ich die Termini Erzählungen, Geschichten und Narrationen synonym. Zum Unterschied zwischen Erzählungen, Narrativen und Anekdoten vgl. die Einleitung zu diesem Band.

„Suppose we get the Professor to tell us a story.“

Bruno adopted the idea with enthusiasm. „*Please* do!“ he cried eagerly.

„Sumfin about tigers – and bumble-bees – and robin-red-breasts, oo knows!“

„Why should you always have *live* things in stories?“ said the Professor.

„Why don't you have events, or circumstances?“

„Oh, *please* invent a story like that!“ cried Bruno.

The Professor began fluently enough. „Once a coincidence was taking a walk with a little accident, and they met an explanation – a *very* old explanation – so old that it was quite doubled up, and looked more like a conundrum –“ he broke off suddenly.

„*Please* go on!“ both children exclaimed.

The Professor made a candid confession. „It's a very difficult sort to invent, I find. Suppose Bruno tells one, first.“

Bruno was only too happy to adopt the suggestion.

„Once there were a Pig, and a Accordion, and two jars of Orange-marmalade –“

(Carroll 1991, 364, Hervorhebungen im Original)

Bruno hat offensichtlich ein wesentlich besseres Gespür für eine gute Erzählung als der Professor: Man sieht förmlich schon den Bären um die Ecke kommen, der die Gläser mit der Marmelade ausschlecken will, und mit viel List an seinem Vorhaben gehindert werden muss. Ein Schwein, ein Akkordeon, und zwei Gläser Orangemarmelade sind zwar allein schon deshalb nicht die repräsentativsten Figuren in Geschichten, weil drei davon keine Lebewesen, sondern Gegenstände sind. Aber die Wahl der Figuren zeigt bereits, dass es in Erzählungen nicht allein um Menschen, sondern auch um ‚menschenähnliche‘ Akteure geht, um Figuren, die einige Ähnlichkeiten mit Menschen aufweisen, allen voran menschenähnliche Gefühle, Motive und Intentionen. Auch sieht man bereits, dass der Professor in Schwierigkeiten kommt, weil seine Figuren nicht konkret, sondern abstrakt sind: Ein Zufall, ein Unfall, und eine Erklärung sind ganz einfach eine schlechte Wahl – da hilft auch der Versuch nicht, sie durch Adjektive wie ‚little‘ oder ‚very old‘ zu vermenschlichen. Das wird nichts, das sieht man gleich: Selbst bei bestem Willen wird der Grad an Narrativität dieser Geschichte sehr gering bleiben – eine spannende, gute Erzählung ist da nicht zu erwarten.

Was aber ist eine gute Erzählung? Und warum ist es nützlich, etwas über Erzählungen zu wissen? Im folgenden werde ich zunächst einen Überblick darüber geben, was man in der Literaturwissenschaft unter Erzählungen versteht. Die Definition von Erzählungen – unter die auch Narrative und Anekdoten als Subgenres subsumiert

werden können – ist zwar auch in dieser Disziplin nicht ganz unstrittig, aber im Vergleich zu den sehr unterschiedlichen Bestimmungen in anderen Wissenschaften sind die Diskrepanzen innerhalb der Literaturwissenschaft relativ gering.<sup>2</sup> Danach werde ich den Begriff der Narrativität erörtern, um graduelle Unterschiede zwischen Erzählungen beschreiben zu können. In einem dritten Teil geht es darum, faktuale von fiktionalen Erzählungen – und von Lügen – zu unterscheiden. Im Anschluss daran werde ich kurz auf ‚conspiracy theories‘ eingehen, die grundsätzlich einen hohen Grad an Narrativität besitzen und daher das Potential haben, nicht nur das Interesse von Lesenden bzw. Zuhörenden zu wecken, sondern sie auch von blankem Unsinn zu überzeugen. Abschließend werde ich kurz Gründe dafür auflisten, warum es sinnvoll und nützlich ist, sich mit den Ergebnissen literaturwissenschaftlicher Erzählforschung zu befassen.

## 2 Merkmale von Erzählungen

Zu den beiden Merkmalen von Erzählungen, die in verschiedenen Wissenschaften für relevant gehalten werden, gehört zum einen die Bestimmung, dass sie in irgendeiner Weise einen Wandel bzw. ein Ereignis beinhalten, und zum anderen, dass sie in verbaler Form vermittelt werden. Schon das zweite Merkmal ist in der Literaturwissenschaft jedoch umstritten. In einer weiten Definition umfassen Erzählungen auch Geschichten, die in unterschiedlichen Medien bzw. in multimedialer Form vermittelt werden. Teils bezieht dies Sprache mit ein; etwa im Film, in Comics, in Theaterstücken, in ‚graphic novels‘ oder in Hörspielen. Art Spiegelman’s berühmter Comic *Maus: A Survivor’s Tale* (1986–1992) etwa erzählt in einer Kombination von Bildern und Sprache; in der Analyse solcher Texte müssen daher zusätzlich zu den Äußerungen von Figuren und Erzählinstanzen auch die Formen der Bildgestaltung untersucht werden.<sup>3</sup>

Teils werden Geschichten auch ohne Sprache erzählt, etwa im Ballett, in Pantomimen oder in Gemälden. Die transmediale Komponente von Erzählungen wurde schon in den 1960er Jahren von Roland Barthes konstatiert:

Narrative is first and foremost a prodigious variety of genres, themselves distributed amongst different substances – as though any material were fit

- 2 Der folgende kurze Überblick über das Genre ‚Erzählung‘ sowie die Charakteristika dieser Gattung bezieht sich weitgehend auf die literaturwissenschaftliche Forschung, bezieht jedoch teilweise Begriffsbestimmungen aus anderen Disziplinen mit ein.
- 3 S. dazu Martin Schüwer (2008).

to receive man's stories. Able to be carried by articulated language, spoken or written, fixed or moving images, gestures, and the ordered mixture of all these substances; narrative is present in myth, legend, fable, tale, novella, epic, history, tragedy, drama, comedy, mime, painting (think of Carpaccio's *Saint Ursula*), stained glass windows, cinema, comics, news item, conversation (Barthes 1977 [1966], 79).

Geschichten können in verschiedenen Text- und Medienformaten erzählt werden. Sie weisen allgemeine Merkmale von Erzählungen auf, besitzen aber auch jeweils medien- und genrespezifische Konventionen, die prägen, wie eine Geschichte erzählt wird. Im Film etwa sind die Möglichkeiten der Darstellung von Bewusstseinsvorgängen eingeschränkt; stattdessen können Stimmungen durch Bilder oder Musik besonders effektiv evoziert werden. In verbalen Erzählungen können Bewusstseinsinhalte auf vielfältige Weise wiedergegeben werden; Bilder und Musik können hingegen nur durch andere Konventionen (etwa Ekphrasis) beschrieben oder angedeutet werden. Erzählungen sind daher medienspezifisch.

Zu den wichtigsten transmedialen Merkmalen von Erzählungen gehören insbesondere die folgenden Charakteristika.<sup>4</sup> Erstens sind Geschichten immer in einem bestimmten kulturellen Kontext situiert (vgl. Herman 2009a, 74); sie werden zu einer bestimmten Zeit von spezifischen Erzähler:innen an spezifische Adressat:innen gerichtet. Die Erwartungen und Kenntnisse der Adressat:innen spielen eine wichtige Rolle für die Gestaltung der Erzählung – von der Auswahl dessen, was erzählt wird bis hin zur Sprach- und Stilebene hängt (fast) alles von der bestimmten Situation und den Adressat:innen ab. Einer guten Freundin wird man den gleichen Vorfall ganz anders schildern als dem kleinen Sohn, auf einer Betriebsfeier anders als vor Gericht. Für das gelungene Kommunizieren durch Erzählungen ist es daher wichtig, möglichst viele situations- und kulturadäquate Codes und Stilebenen zu kennen, denn Narrationen „must communicate something meaningful to the recipient“ (Ryan 2006, 8).<sup>5</sup>

Ein zweites Merkmal von Erzählungen besteht darin, dass sie eine eigene erzählte Welt erschaffen, die sich im Laufe der Geschichte verändert. Die Zuhörenden oder Lesenden erzeugen aus Details der Erzählung ein Modell einer Welt, die von lebenden Wesen bevölkert ist, die Menschen mehr oder weniger ähneln und sich in einer mehr

4 Im Folgenden gebe ich einen Überblick, der sich aus unterschiedlichen Quellen speist. S. etwa David Herman (2009a, 73–75) und die relevanten Artikel in der *Routledge Encyclopedia of Narrative*. Siehe auch V. Nünning (2010), wo sich eine detailliertere Erörterung der Merkmale und einiger Funktionen von Narrativen findet.

5 Ryans Definition schließt viele der im folgenden genannten Merkmale mit ein (außer inhärenten Werten, Perspektivität und Erzählebenen). Zur Bedeutung von Adressaten siehe auch V. Nünning (2013).



oder weniger klar definierten Zeit an einem bestimmten Ort bewegen. Sogar Utopien (die eigentlich im U-topos, in einem ‚Nicht-Ort‘ angesiedelt sind), spielen an einem spezifischen Ort, und Mythen oder Märchen evozieren eine Zeit, in der sich Ereignisse nacheinander oder gleichzeitig vollziehen. Dass mindestens ein Ereignis stattfindet, ist von zentraler Bedeutung für die Definition einer Erzählung – wenn das nicht der Fall ist, so handelt es sich um eine Beschreibung, um eine Argumentation, eine Belehrung oder ein anderes ‚Makrogenre‘ (Fludernik 2015, 119) – aber nicht um eine Erzählung. Irgendetwas muss in einer Erzählung passieren, und wenn es nur ein Tropfen ist, der eine Blüte herunterfließt. Die meisten Erzähltheoretiker bevorzugen jedoch einen emphatischen Ereignisbegriff, der einen Bruch mit dem beinhaltet, was erwartet wird.<sup>6</sup> ‚Ich bin heute Morgen aufgewacht‘ zählt daher nicht als ein Ereignis einer ‚erzählbaren Geschichte‘ (vgl. Bruner 1991, 73 f.). Dies ändert sich jedoch schlagartig, wenn etwas Unvorhergesehenes hinzukommt – wenn der Protagonist etwa als Insekt aufwacht.

Eine ganze Reihe von Wissenschaftler:innen halten die Veränderung innerhalb der erzählten Welt für das entscheidende Merkmal von Erzählungen; seit den 1990er Jahren wird jedoch zusätzlich ein weiteres Charakteristikum sehr hoch gehandelt: die ‚experientiality‘ einer Geschichte, ihr ‚Erfahrungsgehalt‘. Geschichten erzählen nicht nur Ereignisse, sondern Erfahrungen von Figuren. Dadurch machen sie erfahrbar „what it’s like“, wie es sich anfühlt. Eine Erzählung „also conveys the *experience* of living through this storyworld-in-flux, highlighting the pressure of events on real or imagined consciousness affected by the occurrences at issue“ (Herman 2009a, 73, Hervorhebung im Original).<sup>7</sup> Dabei sind zunächst die Erfahrungen von Figuren gemeint, die häufig so präsentiert werden, dass sie für Leser:innen gut nachvollziehbar sind. Aber auch eine Erzählweise, die völlig darauf verzichtet, die Gedanken und Gefühle der Figuren zu beschreiben, kann Gefühle in hohem Maße evozieren. Etwa die Werke von Ernest Hemingway, die häufig keinen Einblick in das Bewusstsein der Figuren geben, können Leser:innen dazu bewegen, Gefühle auf die Handelnden zu projizieren und mit ihnen mitzufiebern.

Sowohl Ereignisse als auch ‚experientiality‘ sind zentrale Merkmale von Erzählungen, wobei sich Geschichten mit einem sehr hohen Grad an Ereignishaftigkeit häufig durch einen geringen Grad an Erfahrungshaftigkeit auszeichnen und *vice versa*. Eine gute, erzählbare Geschichte kann daher ganz unterschiedlich definiert sein – entweder durch einen sehr hohen Grad eines der beiden Merkmale oder durch

6 Zu diesen Theoretikern gehören etwa Tvetzan Todorov, Jerome Bruner und David Herman. Für einen guten Überblick, der auch zahlreiche weitere Theoretiker:innen einbezieht, siehe Herman (2009b, 132–135).

7 Die wichtigste Publikation zu diesem Thema ist Fludernik (1996).

eine gelungene Mischung beider. Einzelne Gattungen kann man auch auf Skalen von Ereignis- und Erfahrungshaftigkeit einordnen. Abenteuergeschichten oder James Bond-Filme etwa haben häufig eine hohe Ereignishaftigkeit; Bewusstseinsromane einen hohen Erfahrungsgehalt. Moderne (Netflix)-Serien hingegen versuchen oft, beide Merkmale in hohem Grad zu vereinen, um ein möglichst großes Publikum anzusprechen: sie kombinieren (emphatische, unumkehrbare) Ereignisse wie Betrug, Verrat, Tod mit einem hohen Grad an Erfahrungshaftigkeit (häufig interpretiert als ‚tiefe‘ Emotionen oder ‚Drama‘). Auch Komik gehört bei solchen Serien teilweise dazu – aber die hat mit der Definition von Erzählungen nichts zu tun.

Ein viertes Merkmal von Erzählungen wird oft missverstanden: Die ‚Linearität‘ oder ‚Sequenzialität‘ einer Geschichte. Natürlich werden Geschichten nur ganz selten in dem Sinne ‚linear‘ erzählt, dass die Reihenfolge des Erzählten genau mit dem chronologischen Ablauf des Geschehens übereinstimmt. Rückblenden und Vorausdeutungen sind die Regel, nicht die Ausnahme. Dennoch gilt es hervorzuheben, dass auch simultan stattfindende Ereignisse nacheinander erzählt werden müssen, und eine Entscheidung über die Reihenfolge der Geschehnisse getroffen werden muss. Dies ist wichtig für die Bedeutung der Geschichte. Durch die Anordnung wird zunächst etwas nur scheinbar höchst Simples konstruiert: ein Anfang, eine Mitte und ein Ende. In westlichen Gesellschaften tendieren wir dazu, Anfänge als Ursachen zu lesen, als Ausgangspunkt, der den Verlauf der ganzen Geschichte bestimmt. Wie Niels Buch Leander zeigt, „there can be no beginning independent of the particular narrative we bring to it“ (2008, 19) – ohne eine Erzählung ist es kein Anfang, sondern ein zufälliges Datum. Wir brauchen Anfänge, um Geschehnissen Sinn zu verleihen. Das Festlegen eines Beginns formt unser Verständnis der Geschichte, wie schon Watzlawicks Beispiel der höchst einfachen Geschichte des Streits zwischen einer sich beschwerenden Frau und des sich zurückziehenden Ehemanns zeigt: jede:r sieht den Beginn der Geschichte in der Handlung des:der anderen – man handelt, *weil* der:die andere sich auf spezifische Weise verhält.<sup>8</sup> Welches Ereignis zuerst erzählt wird, wann welche Informationen nachgeschoben oder vorweggenommen werden, hat einen großen Einfluss auf die Bedeutung der Erzählung.

Ein fünftes Merkmal, das alle Erzählungen auszeichnet, ist ihre Perspektivität. Erzählungen können nie objektiv sein; sie sind immer aus einer bestimmten Perspektive erzählt, und die Wahl dieser Perspektive ist nie ideologisch neutral. Eine von Robinson Crusoe erzählte Geschichte seines Aufenthalts auf der Insel wird sich immer

8 Schon Barthes (1977 [1966]) hat auf die Verwechslung von ‚post hoc‘ und ‚propter hoc‘ hingewiesen: „the mainspring of narrative is precisely the confusion of consecution and consequence, what comes *after* being read in narrative as what is *caused by*“ (94, Hervorhebung im Original).

grundsätzlich von einer von Freitag erzählten Geschichte dieses Aufenthalts unterscheiden. Objektivität ist nicht möglich; dafür sorgen nicht nur die unterschiedlichen Werte, Wissensstände, psychologischen Dispositionen und Emotionen der Beteiligten und potentiellen Erzähler:innen, sondern auch die Tatsache, dass sie auf der Basis dieser Voraussetzungen eine Auswahl der relevanten Fakten ebenso treffen müssen wie eine Auswahl der unterschiedlichen Konventionen, mit denen diese miteinander verknüpft werden können. Hinzu kommt die Auswahl der jeweiligen Gattung (wie etwa Abenteuergeschichte, Tragödie, religiöser Roman), die einen ‚frame‘ oder Rahmen vorgibt, der die Bedeutung der einzelnen Teile prägt. Man könnte zwar annehmen, dass die Wahl der Perspektive des ‚allwissenden Erzählers‘, der qua Konvention als omniszient und omnipräsent gilt, eine objektive Darstellung der Geschehnisse liefern kann; aber auch diese Perspektive impliziert einen bestimmten Standpunkt, erfordert die Auswahl von Ereignissen und Darstellungsweisen,<sup>9</sup> und geht häufig mit Kommentaren und Werturteilen einher, die alles andere als neutral sind.

Ein in der Literaturwissenschaft nur selten betontes Merkmal von Erzählungen ist, dass diese inhärente Werte enthalten. Erzähler:innen beziehen auch moralisch Position (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann, 2002, 43, 234), selbst dann, wenn sie ihre Geschichte nicht mit expliziten Werturteilen oder Kommentaren bereichern. Dass Erzählungen Werte enthalten, liegt schon daran, dass sie das Handeln menschenähnlicher Figuren schildern, und deren Intentionen beruhen auch dann auf Werten, wenn sie absolut eigennützig und egozentrisch agieren.<sup>10</sup> Auf etwas subtilere Weise sind Werte durch die Auswahl dessen, was als erzählungswürdig angesehen wird, sowie durch die Charakterisierung und relationale Positionierung von unterschiedlichen Figuren präsent. Geschichten erschaffen ihre eigene Welt mit einem inhärenten Gefüge von Werten und Überzeugungen.<sup>11</sup> Erzählungen kreieren ihre eigene Moral; sie etablieren textinterne Normen, vor deren Hintergrund das Denken und Handeln der Figuren bewertet wird. In *Robinson Crusoe* werden etwa die Werte von Religiosität und harter Arbeit hervorgehoben. Normalerweise bemerken Leser:innen nicht einmal, dass Fürsorge für andere, die Wertschätzung der Natur oder die Würdigung der Schönheit der Landschaft in dem Roman keine Rolle spielen. Die impliziten Werte,

9 Die Perspektivität von Erzählungen kann auch auf zwei ihrer wichtigsten kognitiven Funktionen zurückgeführt werden: Komplexitätsreduktion und Sinnstiftung. S. dazu auch die Einleitung zu diesem Band.

10 Die folgenden Ausführungen beruhen auf der soziologischen Bestimmung von Werten, die zentral von Shalom Schwartz geprägt wurde. Vgl. zusammenfassend dazu Schwartz et al. (2012).

11 Kurz gesagt, „the values and moral principles embodied in a fictional world cannot be reduced to the intentions, actions, opinions, beliefs, or characteristics of either characters or the narrator; they are constructed and conveyed by the narrative, by the interplay between the fictional facts and the way of telling the story“ (V. Nünning 2010, 231).

die in jeder Erzählung zu finden sind, werden häufig nicht bewusst wahrgenommen. Dennoch liegt in einer Erzählung durch die Auswahl von und die Relationen zwischen verschiedenen Figuren eine Deutung des Geschehens vor; bestimmte Eigenschaften, Werte und Positionen werden marginalisiert, während andere propagiert werden. Diese Präsentation von Werten ist umso wirkungsvoller, als sie nicht argumentativ vorgetragen wird und man sie daher auch nicht argumentativ zurückweisen kann.

Ein eher abstraktes, für ein Verständnis von Erzählungen jedoch sehr signifikantes Merkmal ist die Präsenz mehrerer Erzählebenen. Wie viele involviert sind, und wie diese ausgestaltet sind, hängt u. a. von unterschiedlichen Medien ab (etwa Film vs. einer rein verbal erzählten Geschichte). Auch streiten sich Literaturwissenschaftler:innen gern darüber, wie genau die Ebenen beschaffen sind, und wie man sie benennen sollte.<sup>12</sup> Weitgehende Einigkeit besteht darüber, dass in Geschichten, die von einem (oder mehreren) Erzähler:innen vorgetragen werden, zumindest zwei (bei literarischer Prosa drei) Erzählebenen involviert sind.

Das folgende Modell präsentiert die Unterscheidung in Erzählebenen bei literarischen Erzählungen wie Romanen oder Kurzgeschichten.

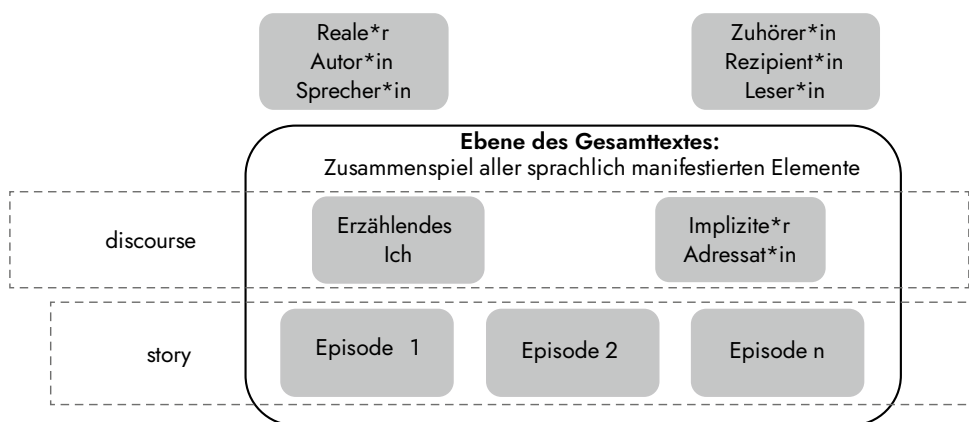


Abbildung 1: Modell der Erzählebenen eines Erzähltextes; selbst erstelltes Modell

Die unterste Ebene besteht aus der erzählten Welt und den in ihr agierenden Figuren – dies ist die Ebene der Story oder des Plots. In dem Modell ist sie untergliedert in einzelne Episoden, die sich in Hinblick auf Figuren, Raum und Zeit sehr stark un-

12 Dabei geht es häufig darum, ob es legitim ist, das Konzept des ‚impliziten Autors‘ zu verwenden. Vgl. etwa James Phelan (2005), dessen Model differenzierter ist als das hier vorgeschlagene, sowie Ansgar Nünning (1993).

terscheiden können. Auf dieser Ebene kommunizieren und agieren unterschiedliche Figuren mit- oder gegeneinander.

Auf der Ebene des ‚discourse‘ oder der erzählerischen Vermittlung schildern Erzähler:innen einem Adressaten, der in literarischen Werken häufig nicht explizit konturiert wird, ein Geschehen, das unterschiedliche Ereignisse beinhalten kann. Selbst wenn eine Person im Alltag eine Geschichte darüber erzählt, was ihr selbst kurz zuvor passiert ist, so gilt es doch zu unterscheiden zwischen der Erzählebene, auf der die Ereignisse mehr oder weniger interessierten Zuhörer:innen mitgeteilt werden, und der erzählten Welt, die in der Regel an einem anderen Ort, in einer anderen Zeit situiert ist. In einer solchen Geschichte sind Erzähler:in und Protagonist:in zwar dieselbe Person, aber es besteht ein zeitlicher und räumlicher Abstand; zumindest der Wissensstand von Erzähler:in zur Zeit der Erzählung und ihr Wissen als handelnde Person in der erzählten Welt weichen voneinander ab.<sup>13</sup>

Zumindest bei literarischen Werken wie Kurzgeschichten oder Romanen kommt noch eine dritte Ebene hinzu, die die beiden anderen umfasst und unterschiedlich benannt und konzipiert wird. Hier wird sie als Zusammenspiel aller sprachlich manifestierten Elemente bezeichnet. Dies entspricht der Einsicht, dass das Ganze mehr ist als die bloße Summe der Teile: Es kommt maßgeblich auf die Beziehungen an, auf die Relationen zwischen den einzelnen Teilen der Erzählung sowie auf die Konstellation und Gewichtung der Figuren, die unter anderem bestimmt werden durch Erzählweisen und etwa Mittel der Sympathienlenkung (etwa V. Nünning 2020). Durch die Analyse dieser Ebene können die Werte und Normen eines Textes eruiert werden. Denn ob eine (Haupt-)Figur oder ein Erzähler einen bestimmten Wert vertritt, sagt noch nichts darüber aus, ob dieser Wert verkümmert kritisiert oder befürwortet wird.

Bei der Analyse der impliziten Überzeugungen und Werte einer Erzählung spielen ganz unterschiedliche Aspekte der Sinnzuweisung eine Rolle, von denen hier exemplarisch zwei kurz erörtert werden: die Positionierung und Repräsentation der Figuren auf der Ebene der Geschichte und das Phänomen der dramatischen Ironie bzw. des unzuverlässigen Erzählens.<sup>14</sup>

13 Bei weiter zurückliegenden Ereignissen können auch weitere, teils gravierende Unterschiede (etwa in Bezug auf Überzeugungen, Werte, Einstellungen, persönliche Präferenzen etc.) bestehen.

14 Zusätzlich spielen viele andere Aspekte eine Rolle, etwa die Dynamik des Erzählvorgangs und die Reihenfolge des Dargestellten (s. dazu auch die Einleitung zu diesem Band, S. 8–10). Außerdem sind ‚first impressions‘ für die Generierung der ersten Hypothesen über die Figuren wichtig, die nur langsam aufgegeben werden, wenn klare Anzeichen dazu gegeben werden, dass sie nicht zutreffen; vgl. etwa Perry (1979). Auch die Verwendung sowie Gestaltung der Erzählinstanz (die weiter unten kurz erläutert wird) und Mittel der Sympathienlenkung spielen eine Rolle. Zu letzteren vgl. V. Nünning (2020).

Die Positionierung der Figuren zeigt sich in der Perspektivenstruktur eines Texts, d. h. die Auswahl von dargestellten Figuren sowie den Kontrast- und Korrespondenzrelationen zwischen ihnen (vgl. A. Nünning und V. Nünning, 2020). Dies umfasst ganz unterschiedliche Faktoren. Bei den frühen James-Bond Filmen oder dem *film noir* der 1930iger Jahre wird schon durch die Auswahl der Frauenfiguren, die entweder als *femme fatale* verführerisch, aber gefährlich, oder als brave Sekretärin schlicht langweilig sind, ein – vorsichtig gesagt – nicht ganz neutrales Frauenbild vermittelt. Auch die Positionierung von Figuren ist semantisch aufgeladen; ob Charaktere als gut oder böse eingestuft werden, hängt schon davon ab, zu welcher Gruppe (der um James Bond, oder um den Bösewicht) sie gehören und in welchen Korrespondenz-/Kontrastrelationen sie zu anderen Figuren stehen. Mindestens ebenso relevant ist die textinterne Gewichtung der Figuren: ob Bedienstete, Schwarze oder Migrant:innen in einem Text (oder einer Gattung) durchgängig marginalisiert werden, oder ob sie eine zentrale Rolle spielen können, macht für die Vermittlung kultureller Werte viel aus. Mindestens genauso wichtig ist die Auswahl von Fokalisierungsinstanzen, d. h. von denjenigen, durch deren Augen das Geschehen dominant vermittelt wird. Werden etwa Frauen nur durch die Augen von ‚harten Männern‘ gezeigt, die diese ausschließlich als Sexobjekt wahrnehmen? Oder bekommen auch Frauen, Minderheiten, oder sozial Benachteiligte das Recht, andere Figuren aus ihrer Sicht zu repräsentieren? Dieser Punkt lässt sich in einer Frage von Robert Scholes zusammenfassen, der sich auf die politische Dimension von Erzählungen konzentriert: „who is represented, who does the representing, who is object, who is subject – and how do these representations connect to the values of groups, communities, classes, tribes, sects, and nations?“ (Scholes 1998, 153).

Besonders deutlich wird die Signifikanz der dritten Ebene von Erzählungen beim Phänomen des ‚unzuverlässigen Erzählens‘, oder ‚unreliable narration‘.<sup>15</sup> Dabei handelt es sich nicht um bloß subjektives Erzählen – denn das kennzeichnet alle Geschichten. Stattdessen geht es darum, dass zentrale Einstellungen, Überzeugungen und Werte der Erzählerfigur durch den Gesamttext widerlegt werden, und dass Leser:innen – die schon qua Konvention und aufgrund mangelnder gegenteiliger Informationen den Aussagen der Erzähler:innen zunächst Glauben schenken – ihre Auffassung über die Bedeutung der Geschichte grundsätzlich revidieren müssen.

Interessant ist dieses Phänomen, weil Leser:innen nichts anderes zur Verfügung steht als die Worte der Erzählinstanz und sie dennoch klar erkennen können, dass die

15 Der Begriff erscheint heute suboptimal, da er impliziert, es gäbe zuverlässiges Erzählen – und, wie oben gezeigt, ist jede Erzählung inhärent perspektivisch gebrochen und nicht objektiv. Zum Phänomen des unzuverlässigen Erzählens gibt es seit den 1990er Jahre eine rege Debatte; zu einigen Beiträgen vgl. etwa Phelan (2005, 2007), A. Nünning (1997, 2005) und V. Nünning (2015).

Aussagen schlicht nicht zutreffen. Ausgangspunkt der Identifikation von unzuverlässigen Erzähler:innen ist ihre Selbstcharakterisierung, die teilweise nicht dem Bild entspricht, das in der fiktionalen Welt bzw. auf der Ebene des Gesamttextes vermittelt wird. Erkennbar werden solche Erzähler:innen zunächst durch textuelle Merkmale; etwa durch Diskrepanzen zwischen den Worten und Handlungen des Erzählers oder der Erzählerin, Selbst- und Fremdcharakterisierungen, Worten und Körpersprache, Reaktionen anderer Figuren, und dergleichen mehr (vgl. A. Nünning 1997). Diese Diskrepanzen werden aufgelöst durch die Entscheidung der Leser:innen, dass es sich um einen unzuverlässigen Erzähler handelt. Die Identifizierung der Unzuverlässigkeit ist daher eine Naturalisierungsstrategie von Leser:innen, die auf diese Weise ein kohärentes Modell der fiktionalen Welt konstruieren können. So kann es sein, dass textinterne Diskrepanzen in einer Erzählung durch die Erkenntnis aufgelöst werden, dass der Erzähler – trotz vehementer Proteste, eine völlig glaubwürdige Geschichte zu erzählen und ganz ‚normal‘ zu sein – ein Alkoholiker oder psychisch krank ist.

Zusätzlich sind textexterne, kontextuelle Anzeichen zu berücksichtigen. Diese lassen sich unterteilen in intertextuelle Bezüge auf der einen, und Diskrepanzen zum impliziten Wissen und geltenden Werte- und Normensystem einer Gesellschaft auf der anderen Seite. Auch in diesem Kontext sind Genrekonventionen von großer Bedeutung. So kann die Aussage, dass jemand auf einem Besenstiel reitet und dabei Ball spielt, absolut glaubwürdig sein, wenn es sich um das Genre der Phantastik handelt, oder um ein Märchen. Taucht eine solche Aussage jedoch in einem realistischen Roman auf, so ist es Zeit, sich Gedanken über den Geisteszustand des Erzählers zu machen.

Teilweise ist es die Diskrepanz zum impliziten kulturellen Wissen, zu Persönlichkeitstheorien oder Moralvorstellungen, die Unzuverlässigkeit entlarvt. Dies zeigt sich etwa in den ersten zwei Sätzen von Nigel Williams wunderbaren Roman, *The Wimbledon Poisoner*: „Henry Farr did not, precisely, decide to murder his wife. It was simply that he could think of no other way of prolonging her absence from him indefinitely“ (Williams 1990, 1).<sup>16</sup>

Dies verweist aber zugleich auf ein Problem, denn sowohl das Wissen als auch die Standards und Werte einer Gesellschaft werden nicht von allen Mitgliedern geteilt; zudem sind sie historisch variabel, und es herrschen große interkulturelle Unterschiede. In lateinamerikanischen Romanen wie in Gabriel Garcia Marquez' *Cien Años de Soledad* oder Isabel Allendes *La Casa de los Espíritus* können Geister als normale und reale Figuren in der fiktionalen Welt auftauchen. Auch kann ein und derselbe Er-

16 In diesem Beispiel handelt es sich um eine unzuverlässige Fokalisierungsinstanz, nicht um einen unzuverlässigen Erzähler. Die Bestimmung der Unzuverlässigkeit erfolgt jedoch zumindest teilweise auf die gleiche Weise.

zähler in einem Jahrhundert als zuverlässig eingeschätzt werden, und hundert Jahre später als unzuverlässig (V. Nünning 2004).

Anhand von drei kurzen Beispielen lässt sich zeigen, in welcher Form unterschiedliche textinterne Faktoren für die Einstufung von unzuverlässigen Erzähler:innen eine Rolle spielen können. So beschreibt der Erzähler in Ian McEwans Kurzgeschichte „Dead as They Come“ (1979) sein Verhältnis zu seiner Freundin auf folgende Weise:

I prefer silent women. [...] My ideal conversation is one which allows both participants to develop their thoughts to the fullest extent, uninhibitedly, without endlessly defining and refining premises and defending conclusions. [...]

With Helen I could converse ideally, I could *talk* to her. [...] I made money, I made love, I talked, Helen listened. (McEwan 1978, 79 f., Hervorhebung im Original)

Hier liegt eine ganz offensichtliche textinterne Diskrepanz vor: Der Erzähler charakterisiert seine Ideale in einer Weise, die er in seiner Konversationspraxis nicht umsetzt. Gleichzeitig kommt hier auch implizites kulturelles Wissen herein: es sind durchaus Gesellschaften vorstellbar, in denen eine schweigende Frau als ideale Gesprächspartnerin gilt. Der Clou von McEwans Geschichte, der die ganze psychische Problematik des Erzählers offenlegt und ihn endgültig als ‚unzuverlässig‘ entlarvt, ist jedoch anders begründet – wie man im Nachhinein schon an den ersten Sätzen der Geschichte erkennen könnte:

I do not care for posturing women. But she *struck* me. I had to stop and look at her. The legs were well apart, the right foot boldly advanced, the left trailing with studied casualness. [...] Very artificial the whole thing, but then I am not a simple man. (McEwan 1978, 69, Hervorhebung im Original)

Helen ist nicht Helen, sondern eine Schaufensterpuppe.<sup>17</sup> An der Stelle, an der Leser:innen dies erkennen, müssen sie ihr bisheriges Modell der fiktionalen Welt völlig revidieren – es wird zu einer anderen Geschichte.

17 Es ist typisch für unzuverlässiges Erzählen, dass im Nachhinein offensichtlich wird, dass bereits zu Beginn oder im Verlaufe der Geschichte kleine Hinweise auf die mögliche Unzuverlässigkeit gegeben wurden. In der Regel sind diese Hinweise so beschaffen, dass sie beim ersten Lesen nicht ins Auge fallen, bzw. anders gedeutet werden. Bei den ersten Sätzen von McEwans Kurzgeschichte etwa liegt zunächst nahe, die Szene in einem Rotlichtviertel zu situieren, und die Pose als die einer Sexarbeiterin zu verstehen.



Leicht erkennbar, gleichzeitig jedoch schwieriger zu klassifizieren ist einer der frühesten unzuverlässigen Erzähler in einer Kurzgeschichte von Edgar Allan Poe:

True! – nervous – very, very dreadfully nervous I had been and am; but *why* will you say that I am mad? The disease had sharpened my senses – not destroyed – not dulled them. (Poe 1982 [1843], 3)

Vom Inhalt her scheint dies zunächst unverdächtig. Es liegt kein interner Widerspruch vor; und dass Kranke als kränker bzw. sonderbarer angesehen werden als sie eigentlich sind, ist ebenfalls nicht ausgeschlossen. Hier zeigen sich jedoch andere Merkmale, die stärker in der Form der erzählerischen Vermittlung begründet sind. Die rhetorische Frage an den Leser, die Wiederholung des Personal- und Possessivpronomens, der Sprachrhythmus: All dies sind Zeichen dafür, dass hier ein emotional höchst angespannter Monologist darauf aus ist, vermeintlich skeptische Leser:innen von seiner Version der Geschichte zu überzeugen.

### 3 Grade von Narrativität

Die Kurzgeschichten und Romane, die auf den letzten Seiten als Beispiel dienen, sind ganz eindeutig Erzählungen. Bei vielen anderen Geschichten ist die Bestimmung jedoch nicht so einfach. Zudem ist noch nicht viel gesagt, wenn man einen Text als ‚narrativ‘ oder ‚nicht-narrativ‘ einordnet. Um genauer differenzieren zu können, geht man daher von unterschiedlichen Graden von Narrativität aus. Diese werden anhand von drei zentralen Kriterien bestimmt: Ereignishaftigkeit, Erfahrungsgehalt und Erzählillusion. Auch wenn einige Wissenschaftler:innen jeweils eines dieser Kriterien als ausschlaggebend für die Bestimmung des Grades an Narrativität ansehen, so ist es doch sinnvoll, mehrere Kriterien in Betracht zu ziehen.

Das Kriterium der Ereignishaftigkeit erlaubt es etwa, einige Gattungen wie Abenteuergeschichten, Krimis, Science Fiction oder Fantasy generell als Genres mit einem recht hohen Grad an Narrativität einzustufen.<sup>18</sup> Gleichzeitig ist dieses Kriterium nicht ausreichend: Viele Geschichtsbücher,<sup>19</sup> die wichtige Ereignisse präsentieren, die gro-

18 Einzelne Texte innerhalb dieser Gattungen können solche Einordnungen subversiv unterlaufen.

19 Selbstverständlich gibt es auch packende Geschichtswerke, und insbesondere Biographien haben oft einen relativ hohen Grad an Narrativität. Mir geht es hier jedoch um Geschichtswerke, die sich auf einen längeren Zeitraum und eine größere Zahl von Menschen fokussieren und sich zusätzlich um das Aufzeigen kausaler und struktureller Faktoren bemühen – was den Grad an Narrativität in der Regel verringert.

ße Auswirkungen auf das Leben vieler Menschen hatten, werden vom Publikum nicht gerade als packende Erzählungen verstanden. Auch Geschichten der Entstehung und Entwicklung des Universums, die sicherlich an Ereignishaftigkeit kaum zu überbieten sind, wird in der Regel kein hoher Grad an Narrativität attestiert.

Dass Geschichten mit einem hohen Grad an Ereignishaftigkeit teilweise dennoch einen relativ geringen Grad an Narrativität haben, kann durch Hinzuziehung von zwei weiteren Kriterien erklärt werden, die in beiden Beispielfällen nicht oder nur geringfügig erfüllt werden. In Geschichten des Universums wird eine erzählte Welt erzeugt, die von bestimmten Konstellationen von Materie, aber nicht von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bevölkert ist. Damit erzählen sie zwar Ereignisse, diese basieren jedoch auf einer Kausallogik, die Erzählungen fremd ist.<sup>20</sup> Aufgrund des Mangels an Figuren haben sie zudem einen geringen Erfahrungsgehalt. Geschichtsbücher erzählen zwar von Menschen, sehen jedoch häufig von Spekulationen über deren Gedanken und Gefühle ab, und konzentrieren stattdessen sich auf größere Handlungs- oder Systemzusammenhänge. Damit haben sie ebenfalls einen relativ geringen Grad an Erfahrungshaftigkeit.

Außerdem wird in beiden Beispielen bestenfalls ein sehr geringer Grad an Erzählillusion evoziert, die als drittes Kriterium für die Bestimmung von Narrativität dienen kann. Wie in der Unterscheidung in die Ebene der Story und die Ebene der erzählerischen Vermittlung deutlich wurde, zeichnen sich verbal erzählte Geschichten, die oftmals als prototypisch für Erzählungen gelten, durch die Präsenz eines Erzählers oder einer Erzählerin aus. Diese beschränkt sich teilweise auf die Erfüllung der technischen Funktionen des Erzählens: Sie präsentiert die Figuren und Ereignisse in scheinbar objektiver Weise, und konzentriert sich entweder auf die Schilderung der Bewusstseinsvorgänge, oder – in einer Technik, die als ‚camera eye‘ bezeichnet wird – auf die Beschreibung der Ereignisse von außen, so wie sie von einer Kamera aufgezeichnet werden könnten. Dies ist jedoch relativ selten; sehr viel häufiger ist die Ausgestaltung der Ebene der erzählerischen Vermittlung durch die Präsenz einer personalisierten Erzählerinstanz, die ihre eigenen Eindrücke wiedergibt.

Solche personalisierten Erzähler:innen sind in Werken des 18. und 19. Jahrhunderts sehr häufig zu finden. Sie schildern nicht nur, was geschieht, sondern sie erläutern auch die Hintergründe, charakterisieren die Figuren, kommentieren und bewerten das Dargestellte, geben Einblick in ihre eigenen Gefühle und erörtern ihre Wertvorstellungen. Sehr häufig sprechen sie auch die Leser:innen an und versuchen, eine Grundlage für ein einvernehmliches Verständnis der Geschichte zu schaffen.

Eine schematische Übersicht über die Funktionen, die Erzähler:innen über den bloßen Vorgang des Erzählens hinaus erfüllen können, gibt das folgende Modell:

20 S. dazu die Erläuterung in der Einleitung zu diesem Band.

## Erzählerfunktionen:

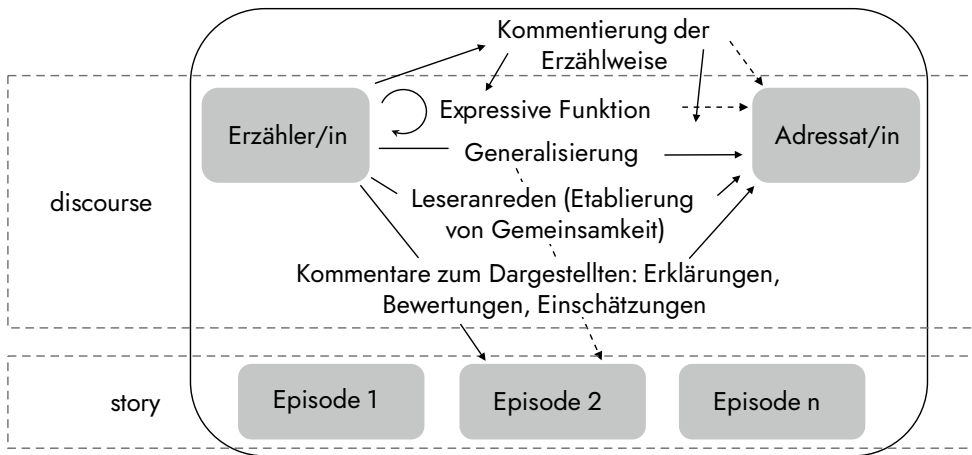


Abbildung 2: Erzählerfunktionen; basierend auf A. Nünning (1989, 124)

Auf dem Schaubild sehen Sie die Ebene der Geschichte unten; darüber dann die verschiedenen Arten von Erzähleräußerungen. Solche Aussagen finden sich auch in Alltagserzählungen: Erzähler:innen bewerten und kommentieren das Geschehen und die beteiligten Figuren; sie sprechen Anwesende an (‚Stell Dir das mal vor!‘), sie generalisieren (gern über politische Verhältnisse und allgemein-menschliche Marotten), sie charakterisieren sich selbst (bis vor kurzem besonders beliebt bei Studierenden: ‚Ich bin ein Mensch, der...‘), sie geben ihre Emotionen preis, und sie kommentieren den Erzählvorgang durch so genannte metanarrative Äußerungen (‚es ist unbeschreiblich‘; ‚ich hatte ja vorher schon erzählt, dass...‘). In Romanen werden solche Erzähleräußerungen auf subtilere Weise als stilistisches Mittel eingesetzt, das neue Bedeutungsebenen erschließen kann.

Genauso wichtig wie diese expliziten Äußerungen von Erzähler:innen sind die impliziten Mittel der Selbstcharakterisierung, die von Zuhörer:innen selbst erschlossen werden müssen, wenn sie etwa Rückschlüsse daraus ziehen, welche Ereignisse Erzähler:innen als kommentierungswürdig erscheinen und welche nicht, oder ob Äußerungen als misogyn oder altruistisch eingestuft werden können. Ein zentraler Grundsatz bei der Analyse von expliziten Bewertungen ist, dass diese immer problematisch sind, da zunächst überprüft werden muss, ob es sich in der erzählten Welt wirklich so verhält wie behauptet. Gleichzeitig ist jede explizite Fremdcharakterisierung eine implizite Eigencharakterisierung – und die haben einen wesentlich höheren Grad an Verlässlichkeit. Insofern sind explizite Fremdcharakterisierungen häufig sehr aufschlussreich; auch und gerade dann, wenn sie nicht völlig zutreffen.

Während sich viele Werke der Weltliteratur durch einen hohen Grad an Erzählillusion auszeichnen, wird diese Ebene in wissenschaftlichen Veröffentlichungen in der Regel so unauffällig wie möglich gestaltet: Statt der subjektiven Kommentare des Erzählers steht die (möglichst objektive) Erzählung des Geschehens im Vordergrund. Dies gilt auch für Charles Darwins berühmtes Werk *The Origin of Species* (1859), das insgesamt einen niedrigen Grad an Narrativität hat,<sup>21</sup> obgleich sich der Inhalt des Werkes als eine packende Geschichte verstehen ließe. Was könnte schon faszinierender sein als die Vorstellung, dass sich eine Entwicklung vollzogen hat, in der Menschen von nicht-menschlichen Tieren abstammen? Das ist zweifellos eine Story mit einem hohen Immersions-Potential. Auch sind Menschen zumindest als Gruppe vorhanden, wenngleich sie nicht als Handelnde mit eigenen Erfahrungen präsentiert werden. Da Erzählungen jedoch auf menschenähnliche Akteure angewiesen sind, die intentional handeln, verleitet die Form der Erzählung teils dazu, solche Akteure zu konstruieren (etwa Abbott 2008, 230). Im Falle von Darwins Text führt dies dazu, dass ‚die Evolution‘ im Alltagsgebrauch des Wortes teilweise als ein Agens behandelt wird, der das Geschehen – etwa durch Gebrauch von ‚trial and error‘ – bewusst vorangetrieben habe.

#### 4 Lügen und Literatur: Fiktionale vs. faktuale Erzählungen

Das Interesse der Literaturwissenschaft gilt zunächst fiktionalen Erzählungen wie Romanen oder Kurzgeschichten. Die Frage, wie diese von faktualen Geschichten zu unterscheiden sind, ist jedoch alles andere als trivial. Wenn man nur davon ausgehen würde, dass fiktionale Erzählungen erfunden sind, und faktuale nicht, dann stände man vor dem Problem, dass alle Lügengeschichten als ‚Literatur‘ einzustufen wären – der gegenwärtige U.S.-Präsident würde damit zu einem höchst vielversprechenden Künstler: Er müsste seine Lügen halt nur als Kurzgeschichten bezeichnen.

Ganz so einfach ist es jedoch nicht. Selbst Oscar Wilde, der sich gegen den didaktischen viktorianischen Literaturbegriff auflehnte, bezeichnete fiktionale Werke zwar provozierend als Lügen – legte aber großen Wert auf die Spezifizierung „Lying [as] the telling of *beautiful* untrue things“ (Wilde [1891] 1968, 195, Hervorhebung von mir). Bei ihm werden Schönheit und Stil zu zentralen Merkmalen von Fiktion. Die kunstvoll eingesetzte Sprache wird daher häufig als Merkmal von literarischen Erzählungen angesehen. Um Lügengeschichten von literarischen Erzählungen zu unterscheiden, gilt es, zwischen ‚fiktiv‘ und ‚fiktional‘ zu differenzieren. Fiktive Figuren oder Ereignisse

21 Es erfüllt weder das Kriterium der Erzählillusion noch das der ‚experientiality‘. Zudem besteht es über weite Passagen aus Beschreibungen.

zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht mit der realen Welt übereinstimmen. Sie können nützliche Bestandteile von Gedankenexperimenten oder Planungen sein oder einfach unverschämte Lügen. Fiktionale Werke enthalten in der Regel fiktive Figuren und Ereignisse; zusätzlich vergegenwärtigen sie menschliche Erfahrungen in kunstvoller Weise (vgl. Bieri 2011, 48).

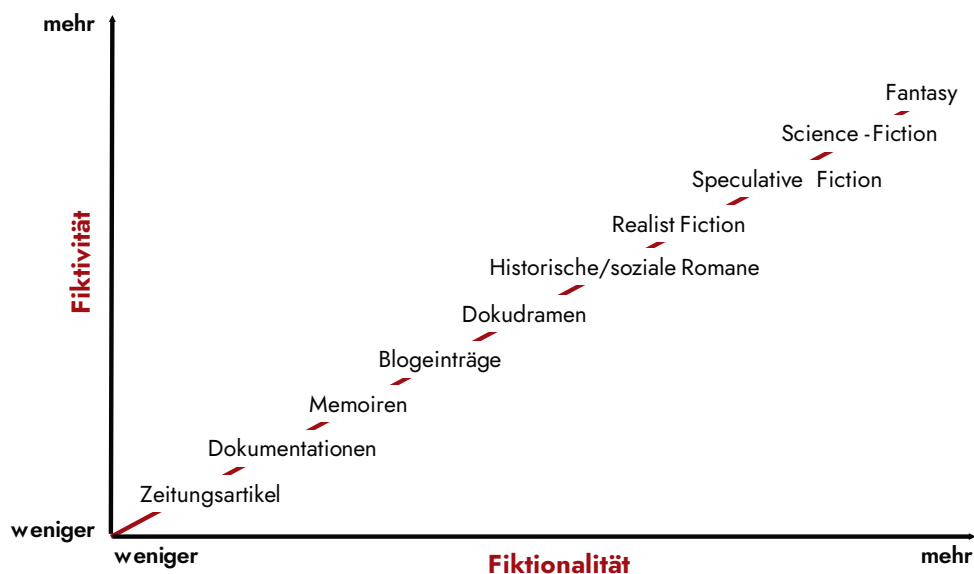
Insgesamt sind für die Bestimmung von literarischen und faktualen Erzählungen zwei unterschiedliche Definitionsweisen relevant. Die eine bezieht sich auf textinterne Merkmale der Werke, und versucht, anhand von sprachlichen Eigenheiten zu bestimmen, ob es sich um ein fiktionales Werk handelt oder nicht. Die andere nimmt zwei Konventionen in den Blick, die Leser:innen anwenden, wenn sie sich mit literarischen Werken befassen: die Polyvalenz-Konvention und die Ästhetische Konvention. Im Unterschied zu faktualen Erzählungen, die eindeutig sein sollen, erwarten wir von Literatur, dass sie polyvalent – mehrdeutig – ist, dass man sie fruchtbar auf unterschiedliche Weise interpretieren kann. Dies setzt einen gewissen Grad an Komplexität voraus, ohne den es nicht möglich wäre, literarischen Erzählungen auf überzeugende Weise mehrere Bedeutungen zuzuschreiben.<sup>22</sup> Zudem behandeln wir Literatur gemäß der Ästhetischen Konvention als etwas, das gerade nicht den Fakten entspricht, sondern auf einen Akt der Imagination zurückgeht. Viele Leser:innen erwarten in guten literarischen Werken tiefere Einsichten und Wahrheiten – aber keine Fakten, die man eins-zu-eins auf ein Verständnis der Wirklichkeit übertragen kann. In der Praxis wirken textinterne und textexterne Faktoren häufig zusammen: wir behandeln bestimmte Werke auch deshalb als Literatur, weil sie bestimmte sprachliche Merkmale aufweisen, und weil sie zu bestimmten Gattungen gehören, die allgemein als ‚fiktional‘ oder ‚faktual‘ eingestuft werden.<sup>23</sup>

Es sind also unterschiedliche Kriterien relevant: die Nähe zur Wirklichkeit auf der einen (Faktualität vs. Fiktivität), und die Mehrdeutigkeit (sowie kunstvoll verwendete Sprache) auf der anderen Seite. Letztere erwarten Leser:innen von fiktionalen Werken und von Genres, die allgemein als ‚fiktional‘ eingestuft werden. Auf dieser Basis kann man Grade der Fiktionalisierung voneinander unterscheiden. Dies ver-

22 Selbstverständlich können (und wollen) Verfasser:innen literarischer Werke nicht die Komplexität realer Ereignisse wiedergeben – Erzählungen sind grundsätzlich ein Mittel der Komplexitätsreduktion. Dennoch zeichnen sich literarische fiktionale Werke häufig durch einen relativ hohen Grad an Komplexität aus. Eine allgemeine Einordnung ist jedoch schwierig, da Werke der Populärliteratur häufig recht stark vereinfachen und etwa stereotype Figuren präsentieren.

23 Auch Paratexte (d.h. Buchtitel, Cover, Vorworte, etc.) sind wichtig für die Einordnung von Erzählungen als faktual oder fiktional. Die Analyse von faktualen Erzählungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht steht im Mittelpunkt von Christian Klein und Matías Martínez (2009).

deutlicht die folgende Matrix, die auf einer im Detail etwas anders gestalteten Matrix von Andreas Jucker und Miriam Locher basiert:



**Abbildung 3:** Unterschiedliche Grade der Fiktionalisierung, leicht adaptiert auf der Basis von Locher und Jucker 2021, 23

Auf dieser Skala nehmen ‚Dokudramen‘ und historische Romane einen Platz in der Mitte der Skala ein; viele Leser:innen betrachten den Inhalt von gut recherchierten historischen Romanen als faktual und ziehen historisches Wissen aus solchen Werken.<sup>24</sup> Wo man einzelne Gattungen genau einordnet, bleibt zu einem gewissen Grade subjektiv und ist abhängig von dem Textkorpus, auf dem die Einordnung beruht. Die unteren vier Genres habe ich von Andreas Jucker und Miriam Locher übernommen, würde aber dazu tendieren, Tagebucheinträge als weniger fiktiv und fiktional einzuordnen als Memoiren. Auch dies hängt jedoch von der Auswahl der Texte ab, die für jeweils repräsentativ gehalten werden. Insgesamt zeigt die Skala eine wissenschaftliche Einschätzung – Populist:innen würden Zeitungsartikel der gern als ‚Lügenpresse‘ diffamierten Organe vermutlich ganz oben auf der Fiktivitätsskala einordnen.<sup>25</sup>

24 S. zu einem Beispiel – Hilary Mantel’s *Wolf Hall* – etwa V. Nünning (2025).

25 Auch hier kommt es selbstverständlich auf die Auswahl der Zeitung (etwa *Bild* vs. *Süddeutsche Zeitung*) an.

Dass die Einschätzungen von Leser:innen eine große Rolle dabei spielen, was als ‚faktual‘ gilt und was als Literatur behandelt wird, ist unstrittig. Die Klassifikation von Gattungen anhand von Fiktionalität und Fiktivität wird zu einem relevanten Faktor des gesellschaftlichen Zusammenhalts, wenn eine wachsende Zahl von Populist:innen bestreitet, dass journalistische Textsorten wie Zeitungen faktengetreue Darstellungen präsentieren, und umgekehrt davon ausgehen, dass Verschwörungstheorien der Wahrheit entsprechen.

## 5 Verschwörungstheorien

Verschwörungstheorien sollten hier deshalb kurz thematisiert werden, weil sie zwar ‚Theorien‘ genannt werden,<sup>26</sup> aber zugleich Erzählungen sind, die grundsätzlich ein persuasives Potential haben. Wie bereits in der Einleitung zu diesem Band deutlich wurde, hängt die Überzeugungskraft von Narrationen nur geringfügig von ihrem Wahrheitsgehalt ab; andere Faktoren spielen eine größere Rolle. Dies wird dann zu einem Problem, wenn Verschwörungstheorien Geschichten verbreiten, die den sozialen Zusammenhalt gefährden bzw. Individuen und ganze Gruppen diffamieren. Da Verschwörungstheorien viele Voraussetzungen für eine gute Geschichte mit hohem Narrativitätsgrad erfüllen, haben sie auch ein relativ großes Überzeugungspotential, denn für die Persuasivität einer Erzählung ist maßgeblich, ob sie als eine gute Geschichte wahrgenommen wird.

Zu den Faktoren, die die Überzeugungskraft einer Geschichte erhöhen, zählen deren ‚perceived realism‘, und damit der Eindruck, dass eine Erzählung plausibel und realistisch ist, die Lebensechtheit der Figuren, die Intensität der durch die Erzählung evozierten Bilder und das emotionale Engagement der Lesenden ebenso wie die Attraktivität und Unterhaltsamkeit einer Erzählung.<sup>27</sup> Der Grad an Narrativität spielt für eine gute, überzeugende Geschichte ebenfalls eine Rolle. Während man Letzteren ermitteln kann, sind das Interesse und die Unterhaltsamkeit einer Erzählung sehr subjektive Aspekte, die stark von den Präferenzen der Adressat:innen abhängen.<sup>28</sup>

26 Zur kontroversen Debatte um Verschwörungstheorien als Theorien und Argumente vgl. Michael Butter (2018, 52–56).

27 Zu Textmerkmalen vgl. etwa Green und Dill (2013), Green (2004) sowie Nünning (2014, Kapitel 5.2.).

28 Auch der Grad, zu dem Leser:innen sich in eine Geschichte hineinversetzen und die Umwelt darüber vergessen – und damit auch leichter von der Erzählung überzeugt werden, ist sehr unterschiedlich; er kann mithilfe eines Tests gemessen werden, variiert aber in unterschiedlichen Umständen (etwa Stress oder Sorgen können das Hineinversetzen in eine Geschichte stören; Vaughn et al. 2009). Andererseits kann eine gute Geschichte Le-

Die eine bevorzugt ‚Action‘ und Genres wie Thriller, Science Fiction oder Dystopien, der andere realistische Plots oder Romanzen und einen höheren Erfahrungsgehalt. Es gibt nur wenige Themen, die allgemein als so wichtig oder außergewöhnlich eingestuft werden, dass man davon ausgehen kann, dass sie das Interesse relativ vieler Menschen wecken können. Dazu gehören etwa Mord, Menschenhandel und satanische Praktiken oder, wie in James Bond-Filmen immer wieder beschrieben, Versuche von abscheulichen Schurken, die ganze Welt unter ihre Kontrolle zu bringen.

Solche Themen gehören zu beliebten Gegenständen vieler Verschwörungstheorien, die Menschen nicht nur dazu bewegen können, abstruse Geschichten zu glauben, sondern auch, ganze Gruppen von Menschen zu hassen. Es gibt unterschiedliche Arten von Verschwörungstheorien, die in bahnbrechenden Büchern von Michael Barkun (2006) und Michael Butter (2018) analysiert wurden. Verschwörungstheorien im engeren Sinne sind gekennzeichnet von Intentionalismus (dem Glauben, dass historische Ereignisse das Ergebnis intentionaler menschlicher Handlungen sind), Heimlichkeit (die dazu führt, dass böse, enorm mächtige Erz-Schurken ihre verwerflichen Ziele verfolgen können, ohne dass die Mehrheit der Bevölkerung dies erkennen würde), und dem Dualismus von Gut und Böse (sowie die Opposition zwischen ‚uns‘ und den ‚anderen‘).<sup>29</sup> Verschwörungserzählungen können dazu dienen, komplexe strukturelle Wandlungen – sozialer, kultureller oder technologischer Art – einfach zu erklären, in dem sie auf die verwerflichen Absichten von einigen Individuen zurückgeführt werden, die ihre sinistren Absichten heimlich verfolgen. Die Popularität dieser Art der Verschwörungsgeschichte kann mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurückgeführt werden. Diese Art der Geschichte kam auch während der Covid Pandemie auf, als komplexe wissenschaftliche Erklärungen nicht alle überzeugten. Eine Verschwörungsgeschichte ist beispielsweise die folgende: „Bill Gates created the virus and promoted vaccination because they want to implant a chip into us which makes us dependent on them (or Bill Gates), activated via 5G“ (Leach und Probyn, 2021, ohne Seitenangabe).

Diese Geschichte ist typisch für die oben beschriebene Art der Verschwörungstheorie, die chaotische und zufällige Ereignisse dadurch erklärt, dass sie auf die Intentionen gefährlicher Schurken zurückgeführt wird. Hier steht Bill Gates im Zentrum (ebenso wie Barack Obama oder Hilary Clinton in anderen Geschichten), aber er ist Teil einer nicht weiter spezifizierten Gruppe von ‚they‘, die in zwei Zeilen gleich zwei Mal erwähnt werden. Typisch ist auch die Opposition zwischen Gut und Böse – mit

ser:innen selbst dann packen, wenn sie eigentlich auf andere Aspekte – etwa stilistische Mittel – achten sollten. Zu einer sehr guten knappen Übersicht über die Forschung zur Persuasivität von Erzählungen vgl. Green und Dill (2013).

29 S. dazu Cubitt (1989, 13–18), Barkun (2003, 2–7) und Butter (2018, 22 f.).



Bill Gates bzw. ‚them‘, die durch technische Mittel alle anderen von sich abhängig machen wollen, als die Bösen, und „us“, den Guten, die durch die Machenschaften der anderen unterdrückt werden sollen. Typisch ist auch, dass es sich *in nuce* um eine viel bessere Erzählung handelt als wissenschaftliche Berichte über die Verbreitung des Virus. Diese befassen sich zwar auch mit einem sehr signifikanten Wandel, tun dies aber auf eine Weise, die der Komplexität des Ereignisses gerecht zu werden versucht. Die Verbreitung des Virus, die mit vielfachen regional teils miteinander verschränkten Faktoren einherging und sich in unterschiedlichen Regionen zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Geschwindigkeiten vollzog, lässt sich kaum mit der Art der Sinnstiftung in Erzählungen vereinbaren: Sie simultan, zumeist langsam vollziehende und miteinander verschränkte Veränderungen lassen sich mit Hilfe der üblichen Erzählkonventionen nicht erfassen; zudem fehlen die menschenähnlichen Figuren mit ihren Handlungen, die bestimmte Ziele verfolgen. Wie der Professor in Carrolls Geschichte erkennen muss, sind Zufälle und Erklärungen selbst als Personifizierungen ganz schlechte Hauptfiguren einer Erzählung.

Die Popularität von Verschwörungstheorien geht auf unterschiedliche Faktoren zurück, u. a. darauf, dass sie psychologische ‚biases‘ und kognitive Bedürfnisse erfüllen.<sup>30</sup> Im folgenden möchte ich kurz argumentieren, dass ihre Anziehungskraft auch darauf zurückgeführt werden könnte, dass sie gute, packende Erzählungen präsentieren. Zu der Attraktivität dieser Geschichten gibt es jedoch entgegengesetzte Stellungnahmen in der Forschung. Mark Fenster (2008, 119) postuliert, dass Verschwörungstheorien fesselnde, dramatische Geschichten erzählen. Michael Butter sieht dies differenzierter, und begründet ihren Erfolg mit dem Bemühen von Verschwörungstheoretiker:innen, ihre Geschichten zu beweisen. Einige schreiben ganze Bücher über (teils kleine) Verschwörungen, in denen zahlreichen Details nachgegangen wird, die

30 Am wichtigsten ist vielleicht, dass sie das Bedürfnis nach Sinnstiftung erfüllen und es erlauben, vermeintliche Muster im zufälligen Chaos der Ereignisse zu erkennen. Rezipient:innen können so ihr eigenes Unwissen über komplexe Zusammenhänge (etwa biologische Kenntnisse über die Verbreitung von Viren oder die Beschaffenheit von Impfungen) ignorieren. Durch ihren Inhalt bedienen Verschwörungstheorien den ‚negativity bias‘; zudem erfüllen sie das Bedürfnis nach der Identifizierung eines Sündenbocks. Darüber hinaus bedienen sie den ‚confirmation bias‘, und machen es möglich, trotz der negativen Beurteilungen von anderen (und der Diffamierung ganzer Gruppen wie etwa Juden oder ‚Eliten‘) an die Moralität der eigenen Überzeugungen zu glauben. Auch dadurch bestätigen sie ein positives Selbstbild. Dies wird zusätzlich dadurch genährt, dass man sich im Kreise der Wissenden situieren kann – derjenigen, die klüger sind als die dummen ‚Marionetten‘ oder unwissenden Massen, der Wenigen, die die Ereignisse wirklich durchschauen. In Zeiten des Internets macht es die Kommunikation mit anderen ‚Eingeweihten‘ innerhalb von Filter Bubbles möglich, sich als Mitglied einer attraktiven Gruppe zu fühlen, und sich wechselseitig zu bestätigen. Zu einem großen Teil dieser Funktionen von Verschwörungstheorien vgl. auch Butter (2018, 101–113).

in Hunderten von Fußnoten weiter ausgeführt werden. Als Beispiel nennt Butter u. a. ein Buch von Robert Welch, *The Politician*, in dem auf 300 Seiten (detaillierten) Text noch 200 klein gedruckte Seiten mit Endnoten und Literaturverzeichnis folgen (2018, 61). Dies ist ganz sicher keine packende Erzählung.

Dieser Widerspruch lässt sich auflösen, wenn man die Ebenen der Story und des Discourse unterscheidet. Auf der Ebene der Story haben Verschwörungstheorien alles, was man für eine spannende Geschichte braucht: Sie erzählen wichtige, merkwürdige, einflussreiche Ereignisse, die die Emotionen ansprechen. Sie beziehen sich auf konkrete Situationen, und enthalten häufig Beschreibungen, die intensive Bilder in Leser:innen evozieren (ein Chip, der ins eigene Blut implantiert wird!). Damit haben sie potentiell einen hohen Grad an Persuasivität. Zudem haben sie einen hohen Grad an Ereignishaftigkeit. Dem entspricht auch die Figurenkonstellation: auf der einen Seite die üblen Anti-Helden, die ihre sinistren Ziele verfolgen, auf der anderen Seite die Guten, Unschuldigen, denen zu schaden versucht wird. Damit wird ein Dualismus zwischen Gut und Böse konstruiert, der leicht zu verstehen und in vielen populären Geschichten – von zahlreichen Epen, in denen der Held auszieht, um sein Land zu retten, über Harry Potter bis James Bond – zu finden ist.

Auf der Ebene der Story liefern Verschwörungstheorien damit alles, was man sich für eine Geschichte mit einem hohen Grad an Ereignishaftigkeit und Narrativität wünschen kann. Der Grad an Narrativität kann durch die Gestaltung der Ebene des Discourse allerdings ebenso unterstützt wie unterminiert werden. Bei einer geschickten Ausschmückung dieser Ebene durch die Performanz von Erzähllusion kann die Geschichte noch spannender werden; die Funktionen des Erzählers können genutzt werden, um eigene Emotionen angesichts der ungeheuerlichen Ereignisse kundzutun, die üblen Absichten und Charakteristika der Protagonist:innen zu kommentieren, Vergleiche zu anderen Verschwörungen bzw. Übeltätern zu ziehen, und vieles mehr.<sup>31</sup> Herrscht die Absicht vor, die Existenz einer Verschwörung in einem an wissenschaftlichen Maßstäben orientierten Buch zu beweisen, so kann aus einer spannenden Geschichte allerdings auch ein kaum lesbares Konvolut werden – es hängt ganz von der Ausgestaltung der erzählerischen Vermittlung ab.

\* \* \*

Fragt man abschließend, was die Literaturwissenschaften zur Untersuchung von Erzählungen beitragen können, so treten insbesondere die folgenden Aspekte hervor: Erstens ermöglicht es die literaturwissenschaftliche Forschung zu Erzählungen, diese als ein Makrogenre zu identifizieren, das sich in zahlreichen literarischen wie

31 In Medien wie Filmen kann das Ziel der Spannung auf andere Weise realisiert werden.

faktualen Textsorten manifestiert, und durch eine Reihe von Merkmalen klar von anderen Makrogenres unterschieden werden kann. Zweitens liefern die Literaturwissenschaften Kategorien für die Analyse von Erzählungen,<sup>32</sup> was u. a. deshalb hilfreich für die Interpretation einer großen Zahl von Texten ist, weil Erzählungen einen großen Teil unserer Alltagskommunikation ausmachen und von großer Bedeutung für die Konstruktion von (personalen wie kollektiven) Identitäten sind. Drittens können die Literaturwissenschaften ein Bewusstsein dafür schaffen, dass Erzählungen unsere Erfahrungen ebenso prägen wie den Sinn, den wir unseren Erfahrungen durch die Konstruktion von Erzählungen verleihen: Erzählungen sind keine neutralen Formen, in die man den Inhalt unserer Perzeptionen gießen kann – die Auswahl von Genres, Ereignissen und Erzählkonventionen beeinflusst das Verständnis des jeweiligen Stoffs. Viertens können Literaturwissenschaften dazu beitragen, die Unterschiede zwischen Fakten und Fiktionen, zwischen Lügen und Literatur klarer zu konturieren. Fünftens können literaturwissenschaftliche Einsichten verständlich machen, warum wissenschaftliche Erklärungen weniger eingängig sind als bestimmte Arten von Erzählungen – und warum es hilfreich sein kann, Narrationen in die Wissenschaftskommunikation zu integrieren. Nicht zuletzt befassen sich Literaturwissenschaften mit imaginativen, ästhetisch komplexen Erzählungen, deren Lektüre ebenso helfen kann, ‚unzuverlässige Erzähler‘ zu entlarven, wie sie die Augen öffnen kann für kreative Alternativen zu unserer von Krisen geschüttelten Welt.

## Literatur

- Abbott, H. Porter.** 2008. „Narrative and Emergent Behavior“. *Poetics Today* 29.2, 227–244.
- Barkun, Michael.** 2006. *A Culture of Conspiracy: Apocalyptic Visions in Contemporary America*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Barthes, Roland.** 1977 [1966]. „Introduction to the Structural Analysis of Narratives“. In: Roland Barthes (Hg.). *Image, Music, Text*. (Übers. Stephen Heath). New York, NY: Hill and Wang, 79–124.
- Bieri, Peter.** 2011. *Wie wollen wir leben?* Salzburg: Residenz Verlag.
- Bruner, Jerome.** 1991. „The Narrative Construction of Reality“. *Critical Enquiry* 18.1, 1–21.
- Butter, Michael.** 2018. *„Nichts ist, wie es scheint“: Über Verschwörungstheorien*. Berlin: Suhrkamp.
- Carroll, Lewis.** 1991. *The Complete Sylvie and Bruno*. San Francisco: Mercury House.
- Cubitt, Geoffrey.** 1989. „Conspiracy Myths and Conspiracy Theories“. *Journal of Anthropological Society of Oxford* 20.1, 12–26.

32 Hier wurde dies nur sehr ansatzweise durch die Unterscheidung in die drei Ebenen von Erzählungen und die Erzählerfunktionen gezeigt – eine auch nur ansatzweise vollständige Übersicht konnte in diesem kurzen Text nicht bereitgestellt werden.

- Fenster, Mark.** 2008. *Conspiracy Theories. Secrecy and Power in American Culture.* Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Fludernik, Monika.** 2015. „Narratologische Probleme des faktualen Erzählens“. In: Monika Fludernik, Nicole Falkenhayner, und Julia Steiner (Hgg.). *Faktales und fiktionales Erzählen.* Würzburg: Ergon-Verlag, 115–138.
- Fludernik, Monika.** 1996. *Towards a ‚Natural‘ Narratology.* London: Routledge.
- Green, Melanie C.** 2004. „Transportation into Narrative Worlds: The Role of Prior Knowledge and Perceived Realism“. *Discourse Processes* 38.2, 257–266.
- Green, Melanie C. und Karen E. Dill.** 2013. „Engaging with Stories and Characters: Learning, Persuasion, and Transportation into Narrative Worlds“. In: Karen E. Dill (Hg.). *The Oxford Handbook of Media Psychology.* New York, NY: Oxford University Press, 449–461.
- Herman, David.** 2009a. „Narrative Ways of Worldmaking“. In: Sandra Heinen und Roy Sommer (Hgg.). *Narratology in the Age of Cross-Disciplinary Narrative Research.* Narratologia, Bd. 20. Berlin/New York: de Gruyter, 71–88.
- Herman, David.** 2009b. *Basic Elements of Narrative.* Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Klein, Christian und Matías Martínez.** 2009. *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens.* Stuttgart: J. B. Metzler.
- Leach, Anna und Miles Probyn.** 2021. „Why People Believe Covid Conspiracy Theories: Could Folklore Hold the Answer?“. *The Guardian.* <https://www.theguardian.com/world/ng-interactive/2021/oct/26/why-people-believe-covid-conspiracy-theories-could-folklore-hold-the-answer>. Aufgerufen am 28. Januar 2025.
- Leander, Nils B.** 2008. „To Begin with the Beginning: Birth, Origin and Narrative Inception“. In: Brian Richardson (Hg.). *Narrative Beginnings: Theories and Practices.* Lincoln/London: University of Nebraska Press, 15–28.
- Locher, Miriam A. und Andreas Jucker.** 2021. *The Pragmatics of Fiction: Literature, Stage and Screen Discourse.* Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann.** 2002. *Rekonstruktionen narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews.* Opladen: Leske und Budrich.
- McEwan, Ian.** 1978. „Dead As They Come“. In: *In Between The Sheets and other stories.* London: Jonathan Cape, 69–87.
- Nünning, Ansgar.** 1989. *Grundzüge eines kommunikationstheoretischen Modells der erzählerischen Vermittlung. Die Funktionen der Erzählinstanz in den Romanen George Eliots.* Trier: WVT.
- Nünning, Ansgar.** 1993. „Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phantom? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des *implied author*“. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 67.1, 1–25.
- Nünning, Ansgar.** 1997. „‘But why will you say that I am mad?’ On the Theory, History, and Signals of Unreliable Narration in British Fiction“. *Arbeiten aus Anglistik und Amerikanistik* 22, 83–105.
- Nünning, Ansgar.** 2005. „Reconceptualizing Unreliable Narration: Synthesizing Cognitive and Rhetorical Approaches“. In: James Phelan und Peter J. Rabinowitz (Hgg.). *A Companion to Narrative Theory.* Oxford: Blackwell, 89–107.
- Nünning, Ansgar und Vera Nünning.** 2000. „Von ‚der‘ Erzählperspektive zur Perspektivenstruktur narrativer Texte: Überlegungen zur Konzeptualisierung und Untersuchbarkeit von Multiperspektivität“. In: Vera Nünning und Ansgar Nünning (Hgg.). *Multiperspektivisches Erzählen: Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts.* Trier: WVT, 3–38.

- Nünning, Vera.** 2004. „Unreliable Narration and the Historical Variability of Values and Norms: *The Vicar of Wakefield* as Test-case for a Cultural-Historical Narratology“. *Style* 38.2, 236–252.
- Nünning, Vera.** 2010. „The Making of Fictional Worlds: Processes, Features and Functions“. In: Vera Nünning, Ansgar Nünning, und Birgit Neumann (Hgg.). *Cultural Ways of Worldmaking. Media and Narratives*. Berlin/New York: De Gruyter, 215–243.
- Nünning, Vera.** 2013. „Erzählen und Identität: Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie“. In: Alexandra Strohmaier (Hg.). *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld: Transcript, 145–170.
- Nünning, Vera.** 2015. „Reconceptualising Fictional (Un)reliability and (Un)trustworthiness from a Multidisciplinary Perspective: Categories, Typology and Functions“. In: Vera Nünning (Hg.). *Unreliable Narration and Trustworthiness. Intermedial and Interdisciplinary Perspectives*. Berlin/Boston: De Gruyter, 83–108.
- Nünning, Vera.** 2020. „The Value of Literature for the ‚Extension of our Sympathies‘: Twelve Strategies for the Direction of Readers’ Sympathy“. *REAL: The Yearbook of Research in English and American Literature* 36, 73–98.
- Nünning, Vera.** Bevorstehend 2025–26. „The Significance of Aesthetics and Narrative Conventions for Political Literature: Multiperspectivity vs. Monoperspectivity“. In: Alexandra Juster (Hg.). *Politische Gegenwartsliteratur und Verantwortung des Autors*. Leiden: Brill.
- Phelan, James.** 2005. „The Implied Author and the Location of Unreliability“. In: James Phelan (Hg.). *Living to Tell about it: A Rhetoric and Ethics of Character Narration*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Phelan, James.** 2007. „Estranging Unreliability, Bonding Unreliability, and the Ethics of Lolita“. *Narrative* 15.2, 222–238.
- Poe, Edgar Allen.** 1982 [1843]. „The Tell-Tale Heart“. *The Tell-Tale Heart and Other Writings*. New York: Bantam Dell, 3–8.
- Perry, Menakhem.** 1979. „Literary Dynamics: How the Order of a Text Creates its Meanings“. *Poetics Today* 1.1, 35–64.
- Ryan, Marie-Laure.** 2006. *Avatars of Story*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Scholes, Robert.** 1998. *The Rise and Fall of English: Reconstructing English as a Discipline*. New Haven: Yale University Press.
- Schüwer, Martin.** 2008. *Wie Comics Erzählen. Grundriß einer intermedialen Erzähltheorie der grafischen Literatur*. Trier: WVT.
- Schwartz, Shalom H., Jan Cieciuch, Michele Vecchione, Eldad Davidov, Ronald Fischer, Constanze Beierlein, Alice Ramos, Markku Verkasalo, Jan-Erik Lönnqvist, Kursad Demirutku, Ozlem Dirilen-Gumus, und Mark Konty.** 2012. „Refining the Theory of Basic Individual Values“. *Journal of Personality and Social Psychology* 103.4, 663–688.
- Vaughn, Leigh Ann, Sarah J. Hesse, Zhivka Petkova und Lindsay Trudeau.** 2009. „‚This Story Is Right On‘: The Impact of Regulatory Fit on Narrative Engagement and Persuasion“. *European Journal of Social Psychology* 39.3, 447–456.
- Wilde, Oscar.** 1968 [1891]. „The Decay of Lying“. In: Stanley Weintraub (Hg.). *Literary Criticism of Oscar Wilde*. Lincoln: University of Nebraska Press, 165–196.
- Williams, Nigel.** 1990. *The Wimbledon Poisoner*. London: Faber & Faber.

## Über die Autorin

**Vera Nünning** ist Professorin für anglistische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Heidelberg, wo sie auch Prorektorin für internationale Beziehungen war (2006–2009). Ihre Dissertation, die sie an der Universität zu Köln verfasste, befasst sich mit der Ästhetik von Virginia Woolf; ihre Habilitation mit der kulturgeschichtlichen Relevanz von Catharine Macaulay. Vera Nünning veröffentlichte Monographien zur britischen Literatur des 18., 19., und 20. Jahrhunderts, und wirkte als (Mit)Herausgeberin für insgesamt 28 Bände, vor allem zu zeitgenössischer britischer Literatur und Erzähltheorie. Ihre Artikel befassen sich mit Erzähltheorie, Gender Studies, Kulturwissenschaften und britischen Romanen vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Ihr Buch *Reading Fictions, Changing Minds: The Cognitive Value of Fiction* vereint Einsichten aus der Psychologie und Narratologie. Sie war ‚Fellow‘ an zwei ‚Institutes of Advanced Studies‘ und Gastprofessorin in Helsinki, Lissabon und Bergamo. Sie gibt drei Buchreihen mit heraus und arbeitet im Moment mit Corinna Assmann an der Herausgabe von *The Palgrave Handbook of Feminist, Queer and Trans Narrative Studies* (2025).

## Korrespondenzadresse

Vera Nünning  
Kettengasse 12  
69117 Heidelberg  
vera.nuenning@as.uni-heidelberg.de

# Bekannte Narrative in der Statistik

Christel Weiß

Medizinische Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg

**Zusammenfassung** Narrative sind Erzählungen oder Mythen, Legenden, Überlieferungen oder Zitate, Witze oder Anekdoten. Kennzeichnend für Narrative ist, dass weniger deren Inhalt oder Wahrheitsgehalt von Bedeutung ist als vielmehr die Art, wie sie dargeboten werden und das, was sie bewirken sollen. Sie sind nicht dazu angetan, Zuhörer sachlich zu informieren oder zu belehren; vielmehr sollen sie Emotionen auslösen. Diese reichen von unterhaltsamer Belustigung über kritiklose Zustimmung und ungläubiges Staunen bis hin zu spontanem Ärger. Dadurch erhöhen Narrative die Aufmerksamkeit bei den Zuhörern und tragen im Idealfall dazu bei, dass sie sich aktiv mit dem dargebotenen Stoff auseinandersetzen und ihn längere Zeit in Erinnerung behalten.

Das Erscheinungsbild der Statistik als wissenschaftliche Disziplin ist geprägt von zahlreichen Narrativen auf unterschiedlichen Ebenen, von unzähligen Witzen und Vorurteilen, die dem Ruf dieses Fachs vorausseilen. Über Statistiker und Mathematiker kursieren diverse Anekdoten, die einerseits deren Beiträge für die Statistik würdigen und andererseits auch ihre menschliche Seite beleuchten. Dieser Beitrag setzt sich damit auseinander, wie Narrative unterschiedlichster Art die Statistik als Wissenschaft und deren Ansehen in der Öffentlichkeit beeinflussen. Anhand von zehn Beispielen werden klassische Narrative dargelegt und diskutiert.

## 1 Einleitung

„Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast.“ Dieses Zitat, das dem britischen Staatsmann Winston Churchill (1874–1965) zugeschrieben wird, dürfte das populärste Bonmot sein, das wie kein anderes die gängige Meinung über Statistik widerspiegelt. Ob Churchill diese Worte jemals von sich gegeben hat, ist keineswegs belegt. Dennoch halten sie sich hartnäckig.

Dieser Satz versinnbildlicht die charakteristischen Eigenschaften eines Narrativs: Er ist allgemein bekannt, in weiten Kreisen akzeptiert und bedarf keiner weiteren Erläuterungen. Er bestätigt, was viele Menschen zu wissen meinen: Auf Statistiken kann man sich nicht verlassen! Nach allgemeinem Konsens sind bei der Betrachtung



**Abbildung 1:** Winston Churchill. Angeblicher Urheber des Narrativs: „Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast“. Bildquelle: Wikipedia

von Zahlenwerken oder Prognosen, die mit statistischen Methoden hergeleitet wurden, Misstrauen und Zweifel angesagt. Der Wahrheitsgehalt eines Narrativs wird als evident angesehen, ohne hinterfragt zu werden. Dessen Zweck besteht ja gerade *nicht* darin, althergebrachte Weisheiten in Frage zu stellen oder kritische Diskussionen anzuregen. Vielmehr soll es ein Gefühl des sozialen Zusammenhalts vermitteln, weil der Erzähler eines Narrativs selbstverständlich voraussetzt, dass all seine Zuhörer in stiller Übereinstimmung seine Meinung teilen.

Der Begriff „Narrativ“ ist unscharf definiert. Seine etymologischen Wurzeln findet man im lateinischen Verb „narrare“ (erzählen). Das Oxford English Dictionary definiert ein „narrative“ als „eine Erzählung oder Darstellung, die benutzt wird, um eine Gesellschaft oder historische Periode zu erklären oder zu rechtfertigen“. Diese Definition geht zurück auf den französischen Philosophen Jean-François Lyotard (1924–1998). Er unterscheidet wissenschaftliches Wissen, das auf wissenschaftlicher Evidenz basiert, von narrativem Wissen, das auf traditionellen Überlieferungen in Form von Erzählungen und Anekdoten gründet.

Obwohl die Begriffe „Geschichte“, „Erzählung“ und „Narrativ“ oft synonym verwendet werden, gibt es dennoch feine Unterschiede. Eine Geschichte soll Wissen vermitteln. Dabei kommt es in erster Linie auf den Inhalt an, weniger auf stilistische Elemente. Die Erzählung ist eine literarische Gattung, die die Zuhörer oder Leser unterhalten soll. Hier sind vor allem der Stil und die Technik, mit der der Erzählstoff vorgetragen wird, wichtig. Bei einem Narrativ ist der zu erreichende Zweck relevant (vgl. El Quassil & Karig, 2021).

Wie können in einer spröden Disziplin, als die die Statistik im Allgemeinen angesehen wird, Narrative entstehen? Einerseits ist die Statistik ein Teilgebiet der Mathematik – also einer Wissenschaft, deren Strukturen klar definiert sind und deren Aussagen nach festgelegten Regeln durch logisches Denken hergeleitet werden. Mathematische Sätze sind wissenschaftlich evident im Sinne von „erwiesen“; auch statistische Algorithmen sind klar nachvollziehbar. Vertreter von empirischen Wissenschaften wie der Medizin wenden diese Methoden an, um Daten zu analysieren und so zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Auch in anderen Disziplinen wie der Volkszählung, Meinungsforschung, Spieltheorie, im Versicherungswesen, in der Meteorologie und Politologie haben sich statistische Methoden als unentbehrliches Hilfsmittel etabliert, um Strukturen zu beschreiben, Prozesse zu erklären oder Prognosen zu erstellen.



Andererseits sind die speziellen Analysemethoden zur Aufbereitung eines Datensatzes nicht eindeutig vorgegeben. Die Ergebnisse lassen zudem unterschiedliche Interpretationen zu; die daraus zu ziehenden Konsequenzen liegen keineswegs klar auf der Hand. Dies überfordert zuweilen Anwender, denen es obliegt, adäquate Methoden zur Datenanalyse auszuwählen, als auch Konsumenten, die quasi rund um die Uhr über diverse Kommunikationsmedien mit Durchschnittswerten, grafischen Darstellungen, Wahrscheinlichkeiten oder Umfrageergebnissen konfrontiert werden. In aller Regel werden diese Informationen von einem breiten Publikum ohne tiefgründiges Nachfragen zur Kenntnis genommen. Auch Wissenschaftler, die statistische Methoden anwenden, unterliegen hin und wieder allzu menschlichen Schwächen und interpretieren ein Ergebnis nach ihren Wunschvorstellungen – ohne sich darüber Gedanken zu machen, ob ihre Schlussfolgerungen stimmig sind und inwieweit das Ergebnis praktisch relevant ist. Derlei Fehlinterpretationen können dazu führen, dass Missverständnisse entstehen, die als falsche Thesen oder unzulässige Interpretationen – häufig mit Narrativen pseudowissenschaftlich untermauert – verbreitet werden.

## 2 Eine Auswahl von Narrativen aus der Statistik

### 2.1 Narrativ der Skeptiker: Mit Statistik lässt sich alles beweisen

Dieses bekannte Narrativ erinnert an den bereits zitierten Rat „Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast.“ Zweifelsohne ist dieser Satz ironisch gemeint. Er suggeriert, dass Ergebnisse, die mit statistischen Methoden gewonnen wurden, beliebig interpretierbar seien. Außerdem unterstellt er Statistikern, dass sie unseriös arbeiten, oder dass sie unlautere Tricks anwenden, um die von ihnen gewünschten Ergebnisse zu erhalten. Die Herkunft der Daten, deren Korrektheit und Vollständigkeit lassen sich tatsächlich kaum überprüfen.

Fakt ist: Mit Statistik lässt sich *nichts* beweisen. Man kann zwar durch effiziente Analysen Effekte nachweisen (vorbehaltlich einer Irrtumswahrscheinlichkeit) oder Prognosemodelle erstellen. Allerdings besagt das Ergebnis einer statistischen Analyse nichts über dessen Ursachen und die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen, und ein statistisches Modell ist nur so realistisch, wie die Daten, auf denen es basiert, und die Annahmen, die ihm zugrunde liegen.

Worauf ist dieses oft zitierte, harsche Vorurteil zurückzuführen? Möglicherweise hat dies damit zu tun, dass sich manche Prognosen oder Umfrageergebnisse im Nachhinein als falsch herausstellten (was dann meist der Statistik angelastet wird), oder dass hin und wieder Ergebnisse statistischer Analysen verbreitet werden, deren Sinn sich nicht erschließt. Riesige Datenmengen mit einer Vielzahl von Variablen verleiten

geradezu dazu, eine Unmenge von Vergleichen durchzuführen – irgendwann wird man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einen Effekt aufspüren, der sich statistisch absichern lässt (obwohl er vielleicht in Wirklichkeit gar nicht existiert). So werden mitunter Aufsehen erregende Ergebnisse produziert, die zufällig zustande kommen, aber jeglicher Sinnhaftigkeit entbehren.

Eine weitere Ursache für dieses Narrativ ist dadurch gegeben, dass Statistiken sich nicht selbst erklären, wodurch Raum für diverse Interpretationsmöglichkeiten gegeben ist. Ein Beispiel möge dies veranschaulichen: In der Entbindungsstation eines Universitätsklinikums werden 45 % aller schwangeren Frauen durch einen Kaiserschnitt entbunden; in einer Klinik, die „sanfte Geburten“ propagiert, beträgt dieser Anteil weniger als 20 %. Voreingenommene Menschen neigen beim Anblick dieser Zahlen eventuell spontan dazu, lang gehegte Vorurteile bestätigt zu sehen: Damit sei der „Beweis“ erbracht, dass Ärzte in Unikliniken nur auf Apparatemedizin vertrauen, auf die Bedürfnisse der Frauen nicht eingehen oder gar aus monetärem Interesse handeln. Nichts davon belegen diese Zahlen! Man muss bedenken: In Universitätskliniken ist der Anteil der Risikoschwangerschaften weitaus höher als in anderen Einrichtungen. Es ist naheliegend, dass ein sehr großer Anteil der Frauen mit Risikoschwangerschaften per Kaiserschnitt entbunden werden. Dann wäre das Vorurteil widerlegt! Dies sind zwei grundsätzlich verschiedene Interpretationen derselben Zahlen.

Es ist wichtig, die Ursache eines Ergebnisses kritisch zu hinterfragen (ehe man sich über die Statistik mokiert) und darüber nachzudenken, ob es wirklich so sensationell ist, wie es dargeboten wird. Weitere Beispiele für kuriose Fehlschlüsse samt Hinweisen zu deren Entlarvung werden in den Büchern von Gigerenzer (2015), Gritzmann (2024) und Krämer (2015) unterhaltsam präsentiert.

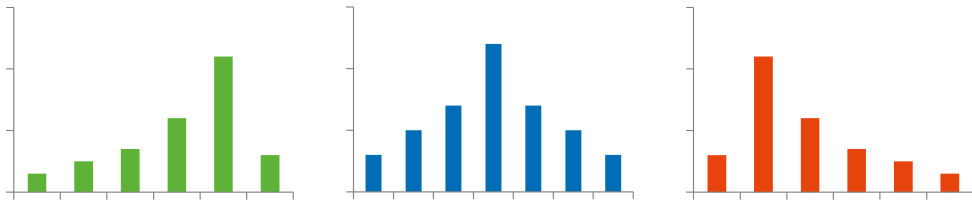
## 2.2 Narrativ der Durchschnittsmenschen: Der Mittelwert ist ein typischer Wert

Zweifelsohne ist der Mittelwert das bekannteste Lagemaß. Jeder kennt ihn, er ist leicht zu berechnen und ermöglicht Orientierung. Häufig dient der Mittelwert als grobe Richtschnur zur Einschätzung, ob ein einzelner Wert eher als hoch oder als niedrig einzustufen ist: sei es der Intelligenzquotient, das Gehalt eines Arbeitnehmers, der Benzinverbrauch eines Autos oder der Laborwert eines Patienten.

Dennoch stoßen der Mittelwert und dessen Interpretation aus verschiedenen Gründen auf Irritationen. Der erste Grund liegt darin, dass ein Mittelwert häufig kein Wert der Datenreihe ist, aus der er berechnet wurde. Der US-amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt (1882–1945) formulierte seine Vorbehalte mit dem Hinweis:

„Laut Statistik haben ein Millionär und ein armer Kerl je eine halbe Million“. Ein anderes Beispiel: „Im Durchschnitt hat jeder Mensch einen Hoden und einen Eierstock“. Die Fertilitätsrate 1,35 (bezogen auf das Jahr 2023 in Deutschland) besagt, dass eine „Durchschnittsfrau“ im Laufe ihres Lebens 1,35 Kinder zur Welt bringt – obwohl dies für keine einzige Frau zutrifft. Diese Beispiele widersprechen der These, dass der Mittelwert ein typischer Wert sei, vehement.

Ein weiterer Grund, weshalb der Mittelwert zuweilen mit Argwohn bedacht wird, ist die Tatsache, dass er sehr stark von Ausreißern beeinflusst werden kann, insbesondere bei einem geringen Stichprobenumfang. In diesen Fällen würde er ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse wiedergeben. Wenn beispielsweise die Gehälter von vier Angestellten 5 000, 5 000, 6 000 und 9 000 Euro betragen und der Chef mit 20 000 Euro pro Monat entlohnt wird, ergibt sich rechnerisch ein Durchschnittsgehalt von 9 000 Euro, obwohl drei von fünf Gehältern deutlich geringer ausfallen. Der Median (das ist der Wert in der Mitte der nach der Größe sortierten Datenreihe) von 6 000 Euro oder der Modus (auch Modalwert genannt; das ist der Wert, der am häufigsten in der Stichprobe vertreten ist) in Höhe von 5 000 Euro geben die tatsächlichen Verhältnisse realistischer wieder.



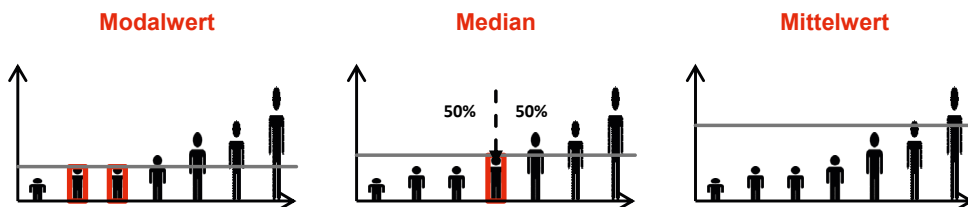
**Abbildung 2:** Eingipfelige Verteilungen, von links nach rechts: rechtsgipfelig (linksschief, Mittelwert < Median), symmetrisch (Mittelwert = Median), linksgipfelig (rechtsschief, Mittelwert > Median). Selbst erstellte Diagramme

Ein dritter Grund: Bei manchen Verteilungen ist der Mittelwert als Lagemaß generell ungeeignet. Ein Beispiel stellt die Lebenserwartung im Mittelalter dar, die bei durchschnittlich etwa 40 Jahren lag. Jedoch starb damals kaum ein Mensch im Alter von 40 Jahren. Bis zu 40 % der Menschen überlebten das Säuglings- oder Kleinkindalter nicht; viele starben in jungen Jahren an Krankheiten oder in Kriegen. Sobald ein Individuum jedoch diese kritischen Jahre überlebt hatte, bestand die Chance, ein höheres Alter von 60 oder mehr Jahren zu erreichen. Tatsächlich handelt es sich bei der Lebenserwartung im Mittelalter um eine bimodale (U-förmige) Verteilung mit zwei „Gipfeln“ im jungen und im höheren Lebensalter.

Auch bei schiefen Verteilungen ist der Mittelwert nur bedingt geeignet. In der Medizin sind viele Merkmale (etwa physiologische Parameter oder Laborwerte) links-

gipfelig verteilt mit einem Ausläufer am rechten Rand, der durch einige extrem hohe Werte verursacht wird. Diese hohen Werte führen dazu, dass der Mittelwert größer ist als der Median. Bei rechtsgipfeligen Verteilungen ist der Mittelwert kleiner als der Median; ein Beispiel stellt die Schwangerschaftsdauer dar. Einige extrem hohe bzw. geringe Werte ziehen den Mittelwert nach oben bzw. nach unten, sodass er bei schiefen Verteilungen nicht ohne Weiteres als „typisch“ bezeichnet werden kann.

Zuletzt sei auf die Problematik bei ordinal skalierten Merkmalen hingewiesen. Hier könnte der Mittelwert zu unsinnigen Schlussfolgerungen verleiten. Wenn beispielsweise der Therapieerfolg im Rahmen einer klinischen Studie mit Werten von 1 (vollständige Heilung) über 3 (Zustand unverändert) bis 5 (Patient verstorben) beurteilt wird, widerstrebt es dem gesunden Menschenverstand, den „mittleren Therapieerfolg“ zu berechnen und zu behaupten, 3 (unverändert) sei der Mittelwert zwischen 1 (vollständige Heilung) und 5 (verstorben). Woran liegt das? Der Unterschied zwischen „verstorben“ und „unverändert“ ist wesentlich gravierender als der Unterschied zwischen „unverändert“ und „geheilt“. Äquidistanz (gleichwertiger Abstand) ist demnach nicht gegeben – was für die Berechnung eines Mittelwerts eigentlich vorausgesetzt wird. Die Angabe des Medians ermöglicht dagegen eine sinnvolle Interpretation. Ein Median von 3 besagt: Bei der Hälfte der Patienten hat sich der Zustand verbessert, bei der anderen Hälfte verschlechtert.



**Abbildung 3:** Vergleich Mittelwert, Median und Modus. Der Ausreißer am rechten Rand bewirkt, dass der Mittelwert größer ist als der Median. Selbst erstellte Diagramme

Ist der Mittelwert unbrauchbar? Keineswegs! Bei eingipfeligen, symmetrischen Verteilungen (wie etwa der Normalverteilung) ist der Mittelwert ein geeignetes Lagemaß. Bei normalverteilten Daten liegen etwa zwei Drittel aller Werte in unmittelbarer Umgebung des Mittelwerts (höchstens eine Standardabweichung entfernt). Bei anderen Verteilungen sollte sich der Anwender fragen, ob andere oder zusätzliche Lagemaße sinnvoll sind. Bei schief verteilten und ordinal-skalierten Daten ist der Median besser als der Mittelwert geeignet; bei U-förmigen oder mehrgipfeligen Verteilungen bieten sich Modalwerte an. Um die Form einer Verteilung zu beurteilen, eignet sich die Darstellung in Form eines Histogramms. Es liegt am Autor einer Publikation, geeignete Lagemaße zu präsentieren, und an den Lesern, diese adäquat zu interpretieren.

## 2.3 Narrativ der Nörgler: Seltene Ereignisse sind verdächtig

„Betrug! Schiebung!“ hörte man, als Rut Brandt auf einem Bundespresseball in den 1960er Jahren in einem Lotteriespiel ein Auto gewann. Bei mehreren Hundert Teilnehmern, die ein Los erstanden hatten, schien es extrem unwahrscheinlich zu sein, dass ausgerechnet die Gattin des Regierenden Bürgermeisters von Berlin den Hauptgewinn einfuhr (vgl. Brandt, 1992). Einige witterten ein abgekartetes Spiel und forderten Frau Brandt auf, das Auto zurückzugeben. Waren die Vorwürfe gerechtfertigt? Nichts spricht dafür, wenn man bedenkt, dass jeder Lotterieteilnehmer exakt die gleiche Chance auf den Hauptgewinn hatte. Wenn eine weniger prominente Person gewonnen hätte, wäre diese ebenso überrascht gewesen wie Rut Brandt – auch wenn es keinen lautstarken Protest gegeben hätte. Frau Brandt behielt übrigens ihren Gewinn und schenkte ihr eigenes Auto einer sozialen Einrichtung.

Ob ein Ereignis als extrem unwahrscheinlich eingestuft wird, hängt nicht zuletzt vom Betrachter ab. Wenn bei der wöchentlichen Ziehung der Lottozahlen die Gewinnzahlen 1 bis 6 resultierten, würden viele sofort Zweifel äußern: Ging das mit rechten Dingen zu? War etwa die Lostrommel manipuliert? Die Zahlen 9, 11, 19, 23, 34 und 40 scheinen dagegen unverdächtig zu sein – außer für einen Menschen, der am 9. November 1934 um 23:40 Uhr geboren wurde. Dieser würde vielleicht glauben, dass eine höhere Macht im Spiel war. Schließlich ist die Wahrscheinlichkeit bei beiden Konstellationen mit etwa 1 zu 14 Millionen extrem gering.

Man muss sich jedoch klarmachen: Die Wahrscheinlichkeit ist für jede andere Zahlenkombination ebenso gering. In Deutschland spielen etwa 7 Millionen Menschen regelmäßig Lotto. Demnach ist zu erwarten (unter der Voraussetzung, dass alle Zahlenkombinationen etwa gleich häufig getippt werden), dass alle zwei Wochen ein Spieler zu einem glücklichen Gewinner wird. Keine 6er-Kombination hat höhere oder niedrigere Chancen als jede beliebige andere Kombination.

Ist es demnach egal, welche Zahlen auf dem Schein angekreuzt werden? Nicht unbedingt! Wenn zahlreiche Spieler dieselbe Zahlenkombination wählen, müssen diese sich den Gewinn teilen. Deshalb ein kleiner Tipp: Vermeiden Sie Muster auf Ihrem Lottoschein. Verzichten Sie auf die Zahlen 19 und 20, die als Teile von Geburtsjahren besonders häufig angekreuzt werden. Wenn Sie großes Glück haben, können Sie dann den Gewinn für sich allein behalten.

## 2.4 Narrativ für Politiker: Prognosen sind unzuverlässig

„Wahlen werden durch die Wähler, nicht durch Umfragen entschieden.“ Wie oft hört man diesen Satz vor politischen Wahlen, insbesondere von Vertretern der Parteien, denen ein schlechtes Wahlergebnis prognostiziert wird. Sie verweisen gerne auf Beispiele, bei denen die Wahlen anders ausgingen als die vorangegangenen Umfragen hatten erwarten lassen. Man denke etwa an die Bundestagswahl 2002. Lange Zeit sah die CDU/CSU wie der sichere Gewinner aus; dennoch kam es damals zur Fortsetzung der rot-grünen Koalition. Der Grund war eine Flutkatastrophe wenige Wochen vor der Wahl, die dazu geführt hatte, dass viele Wähler kurzfristig ihre Meinung änderten und – anders als ursprünglich geplant – einer der an der Regierung beteiligten Parteien ihre Stimme gaben. Auch der Ausgang der Wahl Donald Trumps im Jahr 2016 zum US-amerikanischen Präsidenten war überraschend. Bis kurz vor dem Wahltag galt es als gesichert, dass seine Gegenkandidatin Hillary Clinton gewinnen würde. Dies lag daran, dass die Ergebnisse der Umfragen teilweise falsch interpretiert wurden, und nicht zuletzt am komplizierten US-amerikanischen Wahlsystem.

Diese Geschehnisse mögen bei manchem Kandidaten die Hoffnung nähren, dass sich trotz schlechter Umfrageergebnisse die Dinge zum Besseren wenden. Doch diese Hoffnung ist trügerisch. Um die Verlässlichkeit von Wahlprognosen zu beurteilen, müsste man alle relevanten Umfragen in Augenschein nehmen und prüfen, wie viele Prognosen aus welchen Gründen sich im Nachhinein als falsch erwiesen. Es ist offenkundig, dass bei Umfragen vor einer Wahl nicht alle Befragten wahrheitsgemäß antworten, ihre Teilnahme verweigern oder dass sie ihre Meinung aufgrund nicht vorhersehbarer Ereignisse oder gar aufgrund vorangegangener Umfrageergebnisse kurzfristig ändern. Je nach Blickwinkel kann das dazu führen, dass das endgültige Wahlergebnis besser oder schlechter ist als erhofft. Es wäre aber naiv zu glauben, dass die Stimmung kurz vor einer Wahl kippt und der Wahlausgang alle Umfragen Lügen straft – nur weil irgendwann einmal in der Vergangenheit eine Wahl anders ausgegangen war als Umfrageergebnisse hatten vermuten lassen. Das ist eher die Ausnahme als die Regel.

## 2.5 Narrativ der Diagnostiker: Befunde sind verlässlich

„Sie sind HIV-positiv“ oder „Bei Ihnen besteht der Verdacht auf ein Karzinom“. Solche Befunde werden die getestete Person stark beunruhigen. Bei negativen Befunden wird sie dagegen erleichtert aufatmen. Doch inwieweit sind diese Ergebnisse verlässlich?

Das Ziel eines diagnostischen Tests besteht darin, valide Informationen bezüglich des Gesundheitsstatus eines Patienten zu gewinnen. Ein Arzt führt einen Test

durch, um einen Verdacht zu bestätigen oder um eine bestimmte Krankheit auszuschließen. Im ersten Fall erwartet er einen positiven, im zweiten einen negativen Befund. Die Güte eines diagnostischen Tests wird durch zwei Kriterien bestimmt: der Sensitivität und der Spezifität. Die Sensitivität ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Test eine vorhandene Krankheit nachweist; unter der Spezifität versteht man die Wahrscheinlichkeit, dass eine nicht erkrankte Person einen negativen Befund erhält. Falsche Ergebnisse sind freilich nicht ausgeschlossen. Wenn der Test eine vorhandene Krankheit nicht erkennt, ergibt sich ein falsch negativer Befund. Wenn er auf etwas anderes als die Krankheit reagiert, entsteht ein falsch positiver Befund.

Falsche Befunde können fatale Auswirkungen haben. Bei einem HIV-Test kann ein falsch negativer Befund dazu verleiten, dass die getestete Person andere unwissentlich ansteckt. Ein falsch positiver Befund würde zu einer immensen psychischen Belastung führen. HIV-Tests gelten jedoch als wenig fehleranfällig, wenn sie sachgerecht durchgeführt werden: Die Sensitivität beträgt 99,9 %, die Spezifität sogar 99,99 %. Demnach erhält nur eine von 1 000 infizierten Personen einen falsch-negativen und nur eine von 10 000 nicht infizierten Personen einen falsch-positiven Befund. Diese Zahlen suggerieren, dass falsche Befunde zwar theoretisch möglich, praktisch aber quasi ausgeschlossen sind. Für einen Arzt, der einen solchen Test durchführt, und die getestete Person steht jedoch eine andere Frage im Vordergrund: Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass der erhaltene Befund korrekt ist? Mit welcher Wahrscheinlichkeit liegt bei einem positiven Befund wirklich eine Infektion vor, und mit welcher Wahrscheinlichkeit lässt sich bei einem negativen Befund eine Infektion ausschließen? Dabei handelt es sich um den positiven bzw. den negativen Vorhersagewert. Diese ergeben sich nicht direkt aus der Sensitivität und der Spezifität, sondern sind von der Prävalenz abhängig.

Wir betrachten nun folgendes Szenario: In einer Gruppe von Menschen, die keinem Risiko ausgesetzt sind, beträgt die Prävalenz 0,01 %. Das heißt: Nur einer von 10 000 ist infiziert. Wenn der Test an 10 000 Personen angewandt wird, sind die Häufigkeiten in Tabelle 1 (links) zu erwarten. Die infizierte Person wird einen positiven Befund erhalten. Bei den 9 999 nicht infizierten Personen wird sich jedoch wegen der Falsch-positiv-Rate von 0,01 % ebenfalls ein positiver Befund ergeben (auf ganze Zahlen gerundet). Dies ist der einzige falsche Befund! Bezogen auf 10 000 Testungen ist dieser Anteil minimal; bezogen auf die beiden positiven Befunde sind dies jedoch 50 %! Weil nur einer von zwei positiven Befunden korrekt ist, liegt der positive Vorhersagewert bei bescheidenen 50 % – trotz der hohen Werte für Sensitivität und Spezifität. Der negative Vorhersagewert liegt dagegen bei 100 %. Freilich ist ein positiver Befund ein Alarmsignal: Dadurch hat sich die Prävalenz von 0,01 % (vor dem Test) auf 50 % (nach dem Test) erhöht. Aber für eine sichere Diagnose ist er unzureichend.

Anders stellt sich die Situation in einer Hochrisikogruppe mit einer Prävalenz von 20 % dar. Hier sind beide Vorhersagewerte mit 99,95 % (positiver) bzw. 99,98 % (negativer) sehr hoch (Tabelle 1, rechts).

**Tabelle 1:** Zu erwartende Häufigkeiten bei einem HIV-Test mit dem Prävalenzen 0,1% (links) und 10% (rechts) bei einer Sensitivität von 99,9% und einer Spezifität von 99,99%

	Prävalenz 0,01%			Prävalenz 20%		
	infiziert	nicht infiziert	Summe	infiziert	nicht infiziert	Summe
Befund positiv	1	1	2	1.998	1	1.999
Befund negativ	0	9.998	9.998	2	7.999	8.001
Summe	1	9.999	10.000	2.000	8.000	10.000

Aus diesen Überlegungen geht hervor: Ein Arzt muss bei der Bewertung eines positiven Befundes wissen, ob und welcher Risikogruppe die getestete Person angehört und wie hoch die Prävalenz einzustufen ist. Generell gilt: Bei geringer Prävalenz (wie sie etwa bei Screenings üblich ist) ist der positive Vorhersagewert in aller Regel sehr gering. Auch wenn die Prävalenz im Einzelfall nicht ohne Weiteres quantifizierbar ist, sollte der Arzt weitere Beobachtungen (die sich etwa aus der Anamnese ergeben) heranziehen und auch auf seine Erfahrung vertrauen, ehe er voreilig einen Verdacht ausspricht.

Der Psychologe Gerd Gigerenzer führte zu dieser Thematik umfangreiche Untersuchungen durch (vgl. Gigerenzer, 2013). Demnach informieren viele Broschüren für Krebsfrüherkennung nur unzureichend oder intransparent. Das erforderliche Wissen zur adäquaten Interpretation eines Testbefundes sei selbst bei manchen Experten, die derlei Tests anwenden und Patienten beraten, mangelhaft. Um kluge Entscheidungen treffen zu können, sollten sich deshalb sowohl Ärzte als zu testende Personen vorab umfassend mit dieser Thematik befassen. Solide Kenntnisse in Statistik können dabei nicht schaden.



## 2.6 Narrativ für Pessimisten: Ein hohes relatives Risiko birgt eine große Gefahr

Im Herbst 1995 meldete das „Committee of Safety of Medicines“ (britische Aufsichtsbehörde für Arzneimittelsicherheit), dass bestimmte Präparate der Antibabypille das Risiko für eine Thromboembolie um 100 % erhöhten (vgl. Furedi, 1999). Diese Nachricht versetzte viele betroffene Frauen in Panik und veranlasste sie, ihre Pille sofort abzusetzen. Die Folge waren zahlreiche unerwünschte Schwangerschaften und 13 000 zusätzliche Schwangerschaftsabbrüche. Die Ursachen für dieses Missverständnis lagen darin, dass manche Frauen glaubten, mit Sicherheit (100 %) eine Thromboembolie zu bekommen, wenn sie weiterhin die Pille nehmen würden. In Wirklichkeit erhöhte sich das Risiko von 1/7 000 auf 2/7 000. Dies ist tatsächlich eine Verdoppelung oder eben eine Steigerung um 100 %. Diese Prozentzahl bezieht sich jedoch nur auf den minimalen Anteil aller Frauen, die eine Thromboembolie (auch ohne Pille) erleiden.

Relative Risiken werden gerne benutzt, wenn die absoluten Risiken gering sind. Schließlich klingt eine „Steigerung um 100 %“ eindrucksvoller als eine „Risikoerhöhung von 1/7 000 auf 2/7 000“. Relative Risiken bieten sich außerdem an, um die Vorteile eines Screenings zu veranschaulichen. Beispiel Mammographie-Screening: Eine Metaanalyse ergab, dass bei Frauen im Alter zwischen 40 und 49 Jahren, die regelmäßig gescreent werden, die brustkrebsbedingte Mortalität bezogen auf einen Zeitraum von 10 Jahren 2,9 Promille betrug, während sie in der Kontrollgruppe mit 3,6 Promille etwas höher war (vgl. Kerlikowske, 1997). Diese Zahlen belegen, dass in der Gruppe der gescreenten Frauen die Mortalität geringer ist. Sie zeigen aber auch, dass Screenen nicht jedes Karzinom und jeden dadurch bedingten Todesfall verhindern kann. Man kann nun leicht die Differenz der beiden Risiken berechnen: Sie besagt, dass 0,7 Promille aller Frauen vom Screening profitieren würden. Dies entspricht einer von 1 429 Frauen. Diese „Number Needed to Screen“ ist die Anzahl der Frauen, die regelmäßig gescreent werden müssen, damit eine profitiert. Das ist leicht nachvollziehbar: Von 1 429 Frauen, die regelmäßig gescreent werden, sterben 2,9 Promille innerhalb von 10 Jahren an einem Mammakarzinom – das sind 4 Frauen. In einer gleich großen Kontrollgruppe sterben 3,7 Promille, also 5 Frauen.

Diese Zahlen sind nicht sonderlich beeindruckend, insbesondere für jemanden, der das Screening kritisch betrachtet. Der Nutzen scheint gering zu sein (zumal zu bedenken ist, dass der positive Vorhersagewert bei einem Mammographie-Screening nur 10 % beträgt und dass deshalb viele Frauen unnötigerweise belastet werden). Man kann jedoch auch anders argumentieren: Das relative Risiko beträgt  $3,6 \div 2,9 = 1,24$ . Demnach ist das Risiko, an einem Mammakarzinom zu versterben, für eine Frau, die sich nicht screenen lässt, um 24 % erhöht. Ebenso irreführend ist die These: Durch

regelmäßiges Screenen lässt sich das Sterberisiko um nahezu 20 % senken – obwohl die Rechnung per se korrekt ist. Sie ergibt sich nach  $(3,6 - 2,9) \div 2,9$ .

Diese Zahlen klingen gefährlich! Sie verheimlichen indessen, dass die Basisrisiken minimal sind. Es ist deshalb wichtig, bei relativen Risiken einen kühlen Kopf zu bewahren und die absoluten Risiken in Augenschein zu nehmen.

## 2.7 Narrativ für Optimisten: Eine Assoziation besagt nichts über einen Einzelfall

Kurz nach dem zweiten Weltkrieg führten die britischen Epidemiologen Richard Doll (1912–2005) und Austin Bradford Hill (1897–1991) eine Fall-Kontroll-Studie durch, mit denen sie eine statistische Assoziation zwischen Rauchverhalten und Lungenkrebs nachwiesen. Die Ergebnisse wurden 1950 publiziert (vgl. Doll & Hill, 1950). Es folgte eine groß angelegte Kohortenstudie, an der etwa 35 000 britische Ärzte teilnahmen, um die Auswirkungen des Rauchverhaltens auf die Gesundheit zu untersuchen. Diese ergab, dass das Risiko eines starken Rauchers (der mindestens 25 Zigaretten täglich raucht), innerhalb eines Jahres an Lungenkrebs zu versterben, 14 Mal so hoch ist wie für einen Nichtraucher. Die Studie zeigte außerdem, dass Raucher auch für andere onkologische Erkrankungen anfälliger sind, und dass sich die Risiken mit steigendem Nikotinkonsum erhöhen (vgl. Doll & Hill, 2004).

Mit der Framingham-Studie – eine groß angelegte prospektive Kohortenstudie, die im Jahre 1948 in Framingham (Massachusetts) mit mehr als 5 000 Probanden startete – war der Nachweis erbracht, dass Rauchen auch ein Risikofaktor für kardiovaskuläre Erkrankungen darstellt (vgl. Doyle et al., 1962).

Viele Raucher wollen das nicht wahrhaben. Sie verweisen auf bekannte Persönlichkeiten wie Winston Churchill oder den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt (1918–2015), die Jahrzehnte lang rauchten und dennoch ein sehr hohes Alter von über 90 Jahren erreichten. Andererseits gäbe es durchaus auch Patienten, die an Lungenkrebs versterben, obwohl sie niemals geraucht haben. Ein weiteres Argument: Die in den relevanten Publikationen angegebenen Inzidenzen der Raucher seien nicht allzu hoch. Hin und wieder kritisieren sie das Design der Fall-Kontroll-Studie von Hill and Doll: Mit einer retrospektiven Studie ließen sich keine kausalen Zusammenhänge nachweisen. Möglicherweise könnte die beobachtete Assoziation auf einen Confounder zurückzuführen sein (eine Störgröße, die einen Zusammenhang nur vortäuscht).

Diese Argumente lassen sich entkräften. Die angegebenen Inzidenzen beziehen sich lediglich auf ein Jahr. Für eine Person, die Jahrzehnte lang raucht, erhöhen sie sich entsprechend. Auch der Hinweis auf das retrospektive Design der Fall-Kontroll-

Studie von Doll und Hill ist nicht angemessen: Es war damals durchaus sinnvoll, diese Studie der sehr aufwendigen Kohortenstudie vorzuschalten. Aufgrund der hohen Fallzahlen und effizienten Analysemethoden besteht kein Zweifel, dass die erwähnten Studien die Gefährlichkeit des Rauchens eindrucksvoll belegen. In Deutschland sterben jedes Jahr schätzungsweise mehr als 100 000 Menschen an den Folgen des Rauchens. Die durchschnittliche Lebenserwartung von starken Rauchern ist zehn Jahre geringer als die von Nichtrauchern.

Freilich beinhalten diese Angaben keine Information bezüglich der Lebenserwartung und der Todesursache eines Individuums. Doch jeder Raucher sollte sich fragen, aus welchem Grund ausgerechnet er von onkologischen oder kardiovaskulären Erkrankungen verschont bleiben oder aus welchen Gründen er ein überdurchschnittlich hohes Alter erreichen sollte. Diese Einsichten kommen zu spät, wenn eine Krankheit ausgebrochen ist. Zwischen 80 % und 90 % aller Lungenkarzinome sind auf das Rauchen zurückzuführen. Der Gedanke „Auch Nichtraucher können betroffen sein“ ist dann nur ein schwacher Trost.

## 2.8 Narrativ für Ehrgeizige: Statistisch signifikant ist praktisch relevant

Wissenschaftliche Publikationen enthalten in aller Regel mindestens ein statistisch signifikantes Ergebnis. Dieses wird durch das Resultat eines statistischen Tests, den sogenannten p-Wert, quantifiziert. Dabei handelt es sich um die sogenannte Irrtumswahrscheinlichkeit. Diese gibt an, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass das Testergebnis unter der Nullhypothese („Es gibt keinen Effekt“), also rein zufällig, zustande gekommen ist. Wenn der p-Wert unter 0,05 liegt, gilt nach allgemeinem Konsens das Testergebnis als „statistisch signifikant“. Dann bestehen guten Chancen, dass dieses Ergebnis Eingang in eine Publikation findet, die in einem wissenschaftlichen Journal erscheint.

Die Autoren und die Leser einer Publikation sollten sich jedoch von einem kleinen p-Wert nicht blenden lassen! Ein p-Wert besagt per se nichts über die Größe des nachgewiesenen Effekts, nichts über die Präzision der Schätzung, nichts über die Ursachen des Ergebnisses und ebenfalls nichts über dessen praktische Relevanz oder wissenschaftliche Brisanz. Man muss wissen: Der p-Wert hängt wesentlich von der Fallzahl ab. Mit einer sehr hohen Fallzahl lassen sich kleinste Unterschiede und schwächste Zusammenhänge statistisch absichern, während eine geringe Fallzahl ein signifikantes Ergebnis quasi unmöglich macht. Tricks, ein signifikantes Ergebnis zu erzielen, sind hinlänglich bekannt: Wenn genügend Merkmale erfasst sind, lassen sich mehrere potenzielle Zielgrößen analysieren, die wiederum von diversen Ein-

flussgrößen abhängen. Je mehr Tests durchgeführt werden, desto höher ist die Chance auf ein signifikantes Ergebnis.

Wenn ein Effekt nachgewiesen wird, obwohl keiner existiert, spricht man von einem  $\alpha$ -Fehler. Bei dem üblichen Signifikanzniveau  $\alpha = 0,05$  ist theoretisch bei einem von 20 durchgeführten Tests ein signifikantes Ergebnis zu erwarten. Da aber überwiegend signifikante Ergebnisse publiziert werden (und nicht-signifikante Ergebnisse kaum Einzug in die Fachliteratur finden), führt dies zu einem verzerrten Bild in der akademischen Öffentlichkeit, dem sogenannten Publikationsbias.

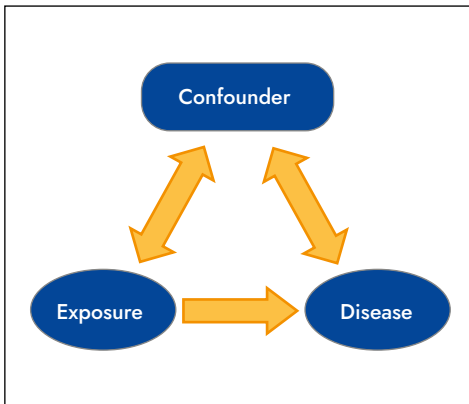
Wie kann sich ein Wissenschaftler vor einem  $\alpha$ -Fehler schützen? Er sollte nicht wahllos diverse Ziel- und Einflussgrößen analysieren, sondern vor Studienbeginn eine konkrete Fragestellung aufstellen, eine präzise Hypothese formulieren und diese zunächst mit fachlichen Argumenten versuchen zu untermauern. Eine gut durchdachte Planung, sorgfältig durchgeführte Untersuchungen und eine effiziente Datenanalyse tragen das Ihre dazu bei, einen wirklichen Effekt nachzuweisen. Wie erkennt der Leser einer Publikation, ob ein statistisch signifikantes Testergebnis praktisch relevant ist? In keinem Fall genügt es, nur auf den p-Wert zu schielen. Zusätzlich sollte man die Größe eines nachgewiesenen Effekts in Augenschein nehmen, die Voraussetzungen und die Limitationen der Studie beachten und dann erst urteilen, wem die Ergebnisse nutzen und welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

## 2.9 Narrativ für Tiefgründige: Korrelation bedeutet Kausalität

Menschen lieben es, Dingen auf den Grund zu gehen. Forscher sind bestrebt, eine plausible Ursache für einen nachgewiesenen Effekt zu finden, um eine Hypothese glaubwürdig zu belegen. Kann ihnen die Statistik dabei helfen? Nur bedingt und nicht auf triviale Weise.

Diverse statische Kenngrößen wurden entwickelt, die geeignet sind, die Stärke eines Zusammenhangs zu quantifizieren. Bei zwei quantitativen Merkmalen (z.B. Alter und systolischer Blutdruck) eignet sich ein Korrelationskoeffizient, bei zwei binären Merkmalen (z.B. Risikofaktor und Krankheit) bietet sich ein Assoziationsmaß wie die Odds Ratio an. Allerdings informieren diese Kenngrößen nicht darüber, ob ein nachgewiesener Zusammenhang kausal bedingt ist. In der Literatur kursieren zahlreiche Beispiele für sogenannte Schein- oder Nonsens-Korrelationen. So lässt sich beispielsweise zeigen, dass ein Zusammenhang zwischen der Geburtenrate und dem Storchenaufkommen in Deutschland über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten besteht. Wenngleich sich der Hinweis erübrigt, dass hier *keine* Kausalität zugrunde liegt, stellt sich die Frage: Wie kommt diese Korrelation zustande? Ist sie etwa als Bestätigung des altbekannten Narrativ „Mit Statistik kann man alles beweisen“ zu

werten? Nein! Der statistische Zusammenhang ergibt sich wegen der Zeitläufte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts und in den Jahren davor war Deutschland ein Agrarland. Die Bedingungen für Klapperstörche waren optimal, die jährlichen Geburtenraten hoch. Beide Parameter verringerten sich in den Jahren der beiden Weltkriege und stiegen danach an. Im Zuge der Industrialisierung ab den 1960er Jahren gab es wieder weniger Störche, die Familienstrukturen änderten sich, es wurden weniger Kinder geboren. Der Lauf der Jahre bringt eine Vielzahl von gravierenden Änderungen mit sich; dies führt unweigerlich zu statistischen Zusammenhängen zwischen den sich ändernden Parametern.



**Abbildung 4:** Zusammenwirken von Exposition, Krankheit und Confounder. Selbst erstellte Abbildung.

Jedoch sind Scheinkorrelationen nicht in jedem Fall so offensichtlich wie in diesem Beispiel. Insbesondere Fall-Kontroll-Studien sind anfällig für Confounder – das ist ein Merkmal, das sowohl mit der Erkrankung als auch mit der Exposition assoziiert ist. Ein Confounder kann dazu führen, dass zwischen zwei Faktoren ein Zusammenhang nachweisbar ist, der zwar statistisch signifikant, aber nicht kausal ist. Ein Beispiel: Eine Fall-Kontroll-Studie zeigt, dass Patienten mit einem Harnblasenkarzinom (Fälle) deutlich mehr Alkohol konsumieren als die gesunden Kontrollen. Lässt sich daraus schließen, dass Alkohol ein Risikofaktor für diese Erkrankung darstellt? Nicht unbedingt! Der eigentliche Risikofaktor ist das Rauchen. Der statistische Zusammenhang kommt zustande, weil der Confounder „Rauchen“ einerseits mit der Zielgröße (Erkrankung) und andererseits mit der Exposition (Raucher konsumieren häufig Alkohol) assoziiert ist. Der Verzicht auf Alkohol bei unverändertem Rauchverhalten würde das Erkrankungsrisiko nicht reduzieren.

Wie lässt sich der Einfluss eines Confounders verhindern? Theoretisch ideal sind experimentelle, randomisierte Studien, bei denen die Teilnehmer zufällig einer der zu vergleichenden Subgruppen zugeteilt werden. Dieses Design, bei dem mögliche Confounder auf beide Gruppen gleich verteilt werden, eignet sich bei Therapiestudien:

Die Patienten werden zufällig einer Therapiegruppe zugewiesen, die bezüglich ihrer Wirkung miteinander verglichen werden. Dies gewährleistet im Idealfall, dass die beiden Gruppen zu Beginn der Studie strukturgleich sind und verhindert, dass Äpfel mit Birnen verglichen werden. Ein nachgewiesener statistisch signifikanter Unterschied zwischen den beiden Therapiegruppen impliziert, dass dieser kausal ist, und dass eine Therapie der anderen überlegen ist.

Bei Risikostudien ist die Randomisierung jedoch aus ethischen Gründen nicht anwendbar; hier ist man auf Beobachtungsstudien angewiesen. Wie lässt sich bei diesen Studientypen der Einfluss von Confoundern kontrollieren? Es ist hilfreich, vorab zu überlegen, welche potenziellen Confounder das Ergebnis einer Studie verzerren könnten (in der medizinischen Forschung sind das häufig das Alter und das Geschlecht der Patienten sowie bekannte Risikofaktoren wie Alkohol- oder Nikotinabusus) und diese bei der Planung und bei der statistischen Analyse zu berücksichtigen. In jedem Fall sollte bei der Interpretation des Ergebnisses einer Risikostudie eine gewisse Vorsicht an den Tag gelegt werden. Der bereits erwähnte Epidemiologie Hill hat die nach ihm benannten Brad-Hill-Kriterien aufgestellt, die es ermöglichen, einen Kausalzusammenhang zwischen einer Exposition und einer Erkrankung zu beurteilen (vgl. Weiß, 2019).

## 2.10 Narrativ für Voreingenommene: Statistiker sind Nerds

Dieses Vorurteil scheint unausrottbar zu sein! Mathematikern und Statistikern werden zwar im Allgemeinen eine spezifische Intelligenz und fundiertes Fachwissen attestiert; ansonsten gelten sie als Eigenbrötler, weltfremd und sozial inkompetent. Sie befassen sich gerne mit mathematischen Problemen, sitzen stundenlang vor ihrem Computer und vergessen dabei die Welt um sich herum. Die Autorin dieses Beitrags würde diesem Narrativ freilich heftig widersprechen – wenngleich sie gestehen muss, dass es ein Fünkchen Wahrheit beinhalten könnte. Der Versuch, in einem unübersichtlichen Datenchaos Strukturen zu erkennen, Zusammenhänge zu entdecken oder ein komplexes statistisches Modell zu bilden, erfordert hochkonzentriertes Arbeiten, bei dem man ungerne gestört wird. Für Außenstehende mag das befremdlich wirken. Diese sollten jedoch – ehe sie sich der üblichen Klischees bedienen – bedenken, dass auch sie die Ergebnisse statistischer Analysen konsumieren und von ihnen profitieren – sei es direkt (indem sie etwa Umfrageergebnisse zur Kenntnis nehmen) oder indirekt (indem sie beispielsweise mit einer Therapie behandelt werden, deren Nutzen in einer klinischen Studie nachgewiesen wurde).

Schließlich sei angemerkt, dass „Nerd“ bei keinem Menschen ein Dauerzustand ist. Auch Statistiker haben soziale Kontakte, individuelle Vorlieben, Stärken, Schwä-

chen und Schrullen, viele haben sogar Humor! Deshalb besteht kein Anlass, sie mit negativ assoziierten Klischees zu versehen. Menschen sind verschieden – weil jeder einzigartig ist.

### 3 Schlussfolgerungen

Narrative sind verführerisch; sie vermitteln unterschwellige Botschaften. In einer Umgebung, in der nahezu permanent über diverse Kommunikationsmedien eine unübersehbare Fülle von Informationen verfügbar ist, fällt es schwer, diese zu sortieren und wichtige von weniger wichtigen Botschaften zu unterscheiden. Narrative sind dabei scheinbar hilfreich, da sie es vermögen, komplexe Sachverhalte verblüffend einfach zu erklären. Auf diese Weise befriedigen sie die Sehnsucht der Menschen nach Ordnung und einfachen Strukturen. Narrative können weder falsifiziert noch verifiziert werden. Sie werden selten kritisch reflektiert und noch seltener entlarvt. Der Erzähler eines Narrativs kann sich darauf verlassen, dass er allenthalben Zustimmung und selten Kritik erfahren wird. In diesem Sinne haben Narrative eine identitätsstiftende Funktion und erzeugen emotionale Resonanz. Die im vorigen Abschnitt vorgestellten Narrative werden ja nicht nur von einzelnen Laien oder Experten falsch verstanden oder wiedergegeben. Insbesondere Narrative, die mit einem bekannten Namen wie Winston Churchill assoziiert sind, sind quasi omnipräsent und werden besonders gerne zitiert. Die Gründe sind vielfältig: Einige Zeitgenossen mokieren sich liebend gerne über Mathematik und Statistik oder über Vertreter dieser Wissenschaften. Viele geben sich mit einfachen Lösungen zufrieden; anderen fehlt jegliches mathematische Verständnis. Es ist freilich weniger mühsam, ein Narrativ zu rezitieren (und sich dabei von vielen Mitmenschen verstanden zu wissen) als den Dingen auf den Grund zu gehen und sich danach vielleicht eingestehen zu müssen, dass man sich geirrt hatte.

Die im vorigen Abschnitt genannten Beispiele zeigen, dass der unbeirrbare Glaube an Narrative weitreichende Konsequenzen haben kann – nicht nur für diejenigen, die sie erzählen oder kritiklos zur Kenntnis nehmen. Nicht immer wird ein Narrativ zu einem Gefühl des sozialen Miteinanders führen, sondern manchmal auch spalten. Ein Statistiker wird allenfalls müde lächeln, wenn er mit Churchills Zitat konfrontiert wird (Narrativ 1), oder wenn er mit humorvollem Unterton als Nerd bezeichnet wird (Narrativ 10). Es ist beileibe kein Zeichen geistiger Genialität, wenn man nicht in der Lage ist, einfache Kenngrößen wie einen Mittelwert (Narrativ 2) oder einen statistisch nachgewiesenen Zusammenhang (Narrativ 9) sinnvoll zu interpretieren und mit diesem Unwissen kokettiert. Vielmehr ist anzunehmen, dass solche Menschen auch anderweitig oberflächlich urteilen. Zeitgenossen, die bei jedem unerwarteten Ereignis eine Verschwörung wittern, machen sich selbst und anderen das Leben schwer

(Narrativ 3). Politiker sind unglaublich, wenn sie ständig Narrative wiederholen (Narrativ 4). Wenn ein Mediziner bedingungslos dem Befund eines diagnostischen Tests vertraut, kann dies dazu führen, dass er eine falsche Diagnose stellt oder sogar unnötigerweise eine Therapie anordnet und damit seinen Patienten schadet (Narrativ 5). Menschen, die nicht in der Lage sind, ein relatives Risiko zu interpretieren, geraten leicht in Panik und lassen sich zu sinnlosen Handlungen verleiten (Narrativ 6). Optimisten, die ein Risiko nonchalant ignorieren, gefährden mitunter sich selbst und andere (Narrativ 7). Wissenschaftler, die sich von einem kleinen p-Wert blenden lassen, ohne dessen praktische Relevanz zu hinterfragen, tragen dazu bei, dass ein verzerrtes Bild in der akademischen Öffentlichkeit entsteht und eventuell sogar ihre eigene Forschungsarbeit in Verruf gerät (Narrativ 8).

Erfolgreich ist ein Narrativ jedoch nur dann, wenn es eine Resonanzgemeinde gibt, in der niemand widerspricht. Nicht-Widersprechen bedeutet nicht unbedingt, dass jedermann einem Narrativ Glauben schenkt. Ein anderer Grund könnte darin liegen, dass Zuhörer es wider besseres Wissen nicht wagen, in die Diskussion einzugreifen und vehement zu widersprechen. Es ist in der Tat nervenaufreibend, eine andere Meinung zu vertreten, wenn a priori klar zu sein scheint, dass die Diskussionskontrahenten nur ungern bereit sind, ihre Argumente zu überdenken.

Narrative führen niemals zu neuen Erkenntnissen und sind deshalb auf Dauer langweilig. Was lässt sich dagegen unternehmen? Zunächst sollte jeder bereit sein, scheinbar festgefahrene Meinungen kritisch zu hinterfragen, logisch zu überdenken, zu reflektieren und sich Irrtümer einzugestehen. Dann sollte man sachlich argumentieren! Gegenargumente lassen sich nämlich – im Gegensatz zu Narrativen – belegen. Neue Aspekte (auch wenn sie für manche unbequem sein mögen) können eine Diskussion beleben und zu neuen Einsichten führen. Dafür erfordert es nur den Mut von Einzelnen zu widersprechen. Menschen würden noch auf Bäumen sitzen und in Höhlen hausen, es hätte keinen Fortschritt gegeben, wenn nicht zu allen Zeiten ein paar Mutige Widerspruch geleistet und Althergebrachtes in Frage gestellt hätten. „Sapere aude“: So formulierte dies der römische Dichter Horaz (65–8 v. Chr.). „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“: So übersetzte diese Worte der Philosoph Immanuel Kant (1724–1804).



## Literatur

- Brandt R:** *Freundesland. Erinnerungen.* Verlag Hoffmann und Campe, Seite 156; 1992
- Doll R, Hill AB:** Smoking and carcinoma of the lung; preliminary report. *British Medical Journal* 2, 739–748; 1950
- Doll R, Hill AB:** The mortality of doctors in relation to their smoking habits: a preliminary report. (Reprinted from Br Med J 1954). *British Medical Journal* 328, 1529–1533; 2004
- Doyle JT, Dawber TR, Kannel WB, Heslin AS, Kahn HA:** Cigarette Smoking and Coronary Heart Disease – Combined Experience of the Albany and Framingham Studies. *New England Journal* 266, 796–801; 1962
- El Ouassil S, Karig F:** *Erzählende Affen. Mythen, Lügen, Utopien.* Seite 153, Ullstein-Verlag; 2021
- Furedi A.** The public health implications of the 1995 ‚pill scare‘. *Hum Reprod Update* 5: 621–626;1999
- Gigerenzer G:** *Das Einmaleins der Skepsis. Über den richtigen Umgang mit Zahlen und Risiken.* Piper Taschenbuch Verlag. 4. Auflage; 2015
- Gigerenzer G:** HIV screening: helping clinicians make sense of test results to patients. *British Medical Journal* 347; 2013
- Gritzmann P:** *Plausibel, logisch, falsch: Auf den Holzwegen des gesunden Menschenverstandes.* Verlag C.H. Beck, 2. Auflage; 2024
- Kerlikowske K:** Efficacy of screening mammography among women aged 40 to 49 years and 50 to 50 years: Comparison of relative and absolute benefit. *J Natl Cancer Inst Mono* 22: 79–86; 1997
- Krämer W:** *So lügt man mit Statistik.* Campus-Verlag; 2015
- Weiß C:** Kapitel 15.5: Nachweis einer Kausalität. In: *Basiswissen Medizinische Statistik*, Springer Verlag, 7. Auflage; 2019

## Über die Autorin

**Christel Weiß** ist Professorin für Biomathematik und Epidemiologie an der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg. In ihren Verantwortungsbereich fallen Lehrveranstaltungen für Studierende der Medizin und Masterkurs-Absolventen, Seminare sowie die Beratung von Ärzten, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Doktoranden bei der Planung und Durchführung von klinischen und epidemiologischen Studien. Frau Weiß ist Autorin des Lehrbuchs „Basiswissen Medizinische Statistik“ (erschienen im Springer-Verlag, demnächst 8. Auflage), des Ratgebers „Promotion. Die medizinische Doktorarbeit – von der Themensuche bis zur Dissertation“ (zusammen mit Prof. Dr. Axel Bauer, erschienen im Thieme-Verlag, 4. Auflage) sowie Autorin oder Koautorin zahlreicher Papers und Buchbeiträge.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Christel Weiß

Medizinische Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg

Abteilung für Medizinische Statistik und Biomathematik,

Theodor-Kutzer-Ufer 1

68167 Mannheim, Germany

[christel.weiss@medma.uni-heidelberg.de](mailto:christel.weiss@medma.uni-heidelberg.de)

<https://www.umm.uni-heidelberg.de/miism/biomedizinische-informatik/>

[medizinische-statistik-biomathematik-und-informationsverarbeitung](#)

# Narrative moralischer Werte in der neurowissenschaftlichen Forschung

Sabine C. Herpertz & Friederike Nüssel\*

Abteilung für Allgemeine Psychiatrie, Zentrum für Psychosoziale Medizin |  
Ökumenisches Institut

**Zusammenfassung** Kollektive Narrative knüpfen vielfach an Grundüberzeugungen an, die mit moralischer Werteorientierung und Identitätsbildung zu tun haben. Dabei wird zwischen geschützten und nicht-geschützten moralischen Werten unterschieden. Geschützte Werte lassen utilitaristische Kosten-Nutzen Kalkulationen außer Betracht, erleichtern die empathische Anteilnahme am Leiden Anderer, lösen bei Verletzung Schuld- und Schamgefühle hervor und helfen normgetreu zu handeln. Verhaltensdaten wie auch neurobiologische Forschung mittels funktioneller Bildgebung bestätigten die Rolle, die Narrative, die sich auf kulturell tief verankerte moralische Werte beziehen, bei der Auslösung altruistischen Verhaltens gegenüber anderen spielen. Im Vergleich zu nicht-geschützten moralischen Werten aktivierten sie stärker die zerebralen Netzwerke, die an moralischen Emotionen, sozialer bzw. moralischer Kognition und regelbasiertem Verhalten beteiligt sind. Die Daten deuteten zudem darauf hin, dass Personen mit hohen Werten auf der sog. dunklen Triade dazu neigen, sich auch in Situationen, die eine existenzielle Bedrohung für andere signalisieren, an utilitaristische Kosten-Nutzen-Überlegungen zu halten, was sich wiederum auf die individuelle Entscheidungsfindung in konkreten Situationen auswirken könnte. Experimentelle neurowissenschaftliche Forschung ist geeignet, einen Beitrag zu leisten, die Bedeutung von Narrativen für moralische Entscheidungen zu ergründen und besser zu verstehen, wie sie in Entscheidungssituationen wirken.

\* Die Ergebnisse der in diesem Artikel diskutierten Studie wurden als Originalarbeit bereits veröffentlicht: Ueltzhöffer, Roth C, Neukel C, Bertsch K, Nüssel F, Herpertz SC (2023) Do I care for you or for me? Neural processing of protected and non-protected moral values. *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience* 2023 Mar;273(2):367–377. <https://doi.org/10.1007/s00406-022-01489-3>. Dank an Kai Ueltzhöffer, der die Studie durchgeführt hat.

## 1 Abbildung von geschützten moralischen Werten in kollektiven Narrativen

Kollektive Narrative knüpfen an sozial bewährte und verhaltensregulierende Grundüberzeugungen innerhalb einer Gesellschaft an. In modernen Zivilgesellschaften wird gemeinsamen Grundüberzeugungen bzw. Werten, die das Handeln in Bezug auf Gute und Böse steuern, eine zentrale Rolle für die moralische Orientierung, die individuelle Persönlichkeitsentwicklung und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zugeschrieben. Da neuere Forschungen in Philosophie und Theologie, Sprach- und Literaturwissenschaften, Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie auf die elementare Rolle von Narrativität für die Emotionalität, Kognition, Identitätsbildung und Moralität hinweisen, liegt es nahe, in der neurowissenschaftlichen Forschung Hirnprozesse zu analysieren, die während der Verarbeitung von kulturell verwurzelten, narrativ eingebetteten und kodierten Werten aktiviert werden und zu untersuchen, wie sie sich von der Verarbeitung solcher Werte unterscheiden, die weniger kulturell eingebettet v. a. persönliche Kosten/Nutzen-Erwägungen hervorrufen.

Es geht also um wertebasierte Entscheidungen, bei denen Eigeninteressen gegen moralische Kosten bzw. Schäden für andere abgewogen werden. Sie aktivieren sozial-kognitive oder genauer moralisch-kognitive Prozesse, die mit der Darstellung der mentalen Zustände anderer, persönlicher Ziele und sozialer Normen zu tun haben (Van Bavel, Feldman, Hall et al. 2015). Hinsichtlich ihrer Bedeutung für die moralische Orientierung und Identitätsbildung kann zwischen geschützten und nicht-geschützten moralischen Werten unterschieden werden (Baron and Spranca 1997) (Tetlock 2003). Geschützte Werte veranlassen zu deontologischen Entscheidungen, d. h. Entscheidungen, die auf der Einhaltung eines moralischen Grundsatzes oder einer moralischen Pflicht beruhen. Sie stehen per Definition über utilitaristischen Kosten-Nutzen-Kalkulationen, die Wahl der Entscheidung ist unmittelbar zwingend, d. h. um jeden Preis zu befolgen oder intuitiv (Huang, Faul et al. 2021). Sie rufen feste Verhaltensrichtlinien auf und widerstehen Kompromissen mit anderen Werten. Geschützte Werte sind tief in die kulturellen Praktiken, Erzählungen und die Identität von Gruppen und Einzelpersonen eingebettet, die diese Werte teilen. Geschützte moralische Werte erleichtern die empathische Anteilnahme an andere, die einer existenziellen Bedrohung ausgesetzt sind, so dass man spontan hilft, ohne die Abwägung von Kosten und Nutzen für die eigene Person in Betracht zu ziehen. Moralische Emotionen, wie Scham (selbstbezogen) und Schuld (fremdbezogen), treten bei der Verletzung geschützter moralischer Werte auf, begleiten Entscheidungsprozesse und helfen, normgetreu zu handeln (Fourie, Thomas et al. 2014).

In unserer Gesellschaft sind die geschützten kulturellen Werte oft mit religiösen Traditionen eng verknüpft, weshalb sie auch als „heilige“ Werte bezeichnet werden

(Tetlock 2003) (Miller, Fung et al. 2007). Sie gelten als Ressourcen für die Entwicklung von Empathie, Respekt und prosozialem Verhalten. Religiöse Erzählungen wie die des ‚guten Samariters‘ stimulieren gemeinsame Werte, die als Grundlage für den Konsens der Bürger in zivilen und demokratischen Gesellschaften dienen.

## 2 Neurobiologische Grundlagen der Prozessierung moralischer Werte

Aufgrund ihrer tiefen Verwurzelung in Kultur und Religion liegt es nahe, dass die Prozessierung geschützter moralischer Werte eine neurobiologische Grundlage hat, an der phylogenetisch alte subkortikale Hirnschaltkreise neben jüngeren kortikalen Hirnschaltkreise beteiligt sind. Subkortikale Strukturen wie das limbische System sind tief im Gehirn gelegen und prozessieren grundlegende, eher automatisch ablaufende Funktionen wie Emotionen, sensorische Verarbeitung, spontane Bewegungskoordination sowie vegetative und hormonelle Regulation, während kortikale Hirnschaltkreise außen gelegen sind und an höheren kognitiven Funktionen wie Denken, Planen und Sprache beteiligt sind. Das limbische System mit der Amygdala als zentraler Kernstruktur ist v. a. für die Verarbeitung emotionaler Prozesse verantwortlich; dieses System ist strukturell und funktionell mit kortikalen Hirnstrukturen, wie der vorderen Inselregion (lat. *anterior Insula*), verbunden. Während die Amygdala an emotionalen Reaktionen der Angst, aber auch der Schuld und Scham und des Mitgefühls beteiligt ist, ist die Inselregion in die Wahrnehmung von körperlichen Zuständen und Emotionen involviert. Sie bringt emotionale und körperliche Prozesse mit kognitiver Verarbeitung und dabei auch moralischer Bewertung zusammen und wird entsprechend aktiviert, wenn ein Individuum über kulturelle Werte und deren Verletzung, z. B. in Situationen moralischer Dilemmata nachdenkt. An der Verarbeitung moralischer Werte sind weitere kortikale Hirnschaltkreise beteiligt, die sozial-kognitiven Funktionen unterliegen, wie Anteile des Schläfenlappens (lat. *Lobus temporalis*) in Nachbarschaft zum Scheitellappen (lat. *Lobus parietalis*), i. e. der posteriore Gyrus temporalis superior, der Gyrus angularis und der temporo-parietale Übergang (Yoder and Decety 2018) (Moll, De Oliveira-Souza et al. 2008).

Während Strukturen wie Insula und Amygdala den Entscheidungswert einer Option prozessieren, der von der subjektiv vorgenommenen Salienzattribution an Kosten und Nutzen für einen selbst und den anderen abhängt, sind die in sozial-kognitive Vorgänge involvierten Regionen, wie v. a. der temporo-parietale Übergang, an der Detektion von moralischen Konflikten beteiligt (Qu, Bénistant et al. 2022). Moralisches Lernen und moralische Entscheidungsfindung erfordert die Anwendung von Theory of Mind (ToM) Prozeduren, also die Fähigkeit zum Perspektiven-

wechsel und zum Verständnis der Emotionen, Gedanken und Intentionen anderer, die im temporo-parietalen Übergang und in medialen im Vorderhirn (lat. präfrontal) gelegenen Strukturen prozessiert werden (Ugazio, Grueschow et al. 2022) und deren Bedeutung in der Adoleszenz im Kontext des wachsenden Einflusses der Peergruppe steigt (Lockwood, van den Bos et al. 2025) (Koenig and Gao 2022).

Neuroimaging-Studien berichten zudem bei der Entscheidungsfindung auf der Grundlage geschützter Werte in Übereinstimmung mit der regelbasierten Natur moralischer Entscheidungen von einer Aktivierung exekutiver kognitiver Kontrollnetzwerke im Vorderhirn (genauer dorsolateraler und ventrolateraler präfrontaler Kortex); sie sind maßgeblich für Verhaltenssteuerung einschließlich Verhaltenshemmung zuständig (Berns, Bell et al. 2012) (Kaplan, Gimbel et al. 2017) (Qu, Météreau et al. 2019). Im Gegensatz dazu sind nicht-geschützte Werte verhandelbar: Obwohl das Verhalten im Einklang mit nicht-geschützten moralischen Werten in sozialen Gruppen positiv sanktioniert wird, sind diese in ihren Handlungsimplicationen weniger festgelegt und rufen utilitaristische Kosten-Nutzen-Erwägungen hervor, wie dies auch durch den Nachweis von stärkeren Aktivierungen in spezifischen kortikalen Hirnregionen im hinteren, medial gelegenen sowie im temporo-parietalen Kortex bei der Kontrastierung von nicht-geschützten vs. geschützten Werten unterstrichen wurde (Kaplan, Gimbel et al. 2017).

Die Fragestellung eines interdisziplinären Forschungsprojektes aus Theologie und Psychiatrie bzw. Neurowissenschaften in der Marsilius-Klasse 2017/2018 (<https://www.marsilius-kolleg.uni-heidelberg.de/de/forschung/fellows/fellow-klasse-201718>) zielte darauf ab, in interdisziplinärer Zusammenarbeit mehr darüber zu erfahren, wie narrativ kodierte Werte neuronal prozessiert werden und welche Bedeutung der narrativen Vermittlung für die Orientierung an moralischen Werten zukommt. Wir erwarteten, dass Narrative, die an geschützte Werte appellieren, stärkere Aktivierungen in Regionen des Salienznetzwerks, wie der Amygdala und der Insula auslösen, was mit der Aktivierung moralischer Emotionen in Einklang stünde. Die Entscheidungsfindung auf der Grundlage geschützter Werte im Vergleich zu nicht-geschützten Werten sollte, so unsere Annahme, mit erhöhten Aktivierungen in Regionen korrelieren, die mit der exekutiven, regelbasierten Verhaltenskontrolle, mit moralischer und sozialer Kognition in Verbindung stehen, und mit verringerten Aktivierungen in Regionen, die utilitaristische Kosten-Nutzen-Kalkulationen verarbeiten.

### 3 Die ‚dunkle Triade‘ und ihre Bedeutung für moralische Entscheidungen

Innerhalb desselben sozialen und kulturellen Kontextes kann die Art und Weise, wie Individuen in Entscheidungssituationen, die an moralische Werte appellieren, erheblich variieren, und diese interindividuellen Unterschiede sind über verschiedene Umweltkontexte hinweg stabil (Helzer, Fleeson et al. 2017). Besonders relevante Persönlichkeitsvariablen sind hier die sog. Dunkle Triade, nämlich Machiavellismus, Psychopathie und Narzissmus; die Variablen sind konzeptionell unterschiedlich, auch wenn sie sich empirisch überschneiden (Mielke et al. eingereicht). Personen mit hoher Ausprägung der „dunklen Triade“, die mit der deutschen Übersetzung des Fragebogens Short Dark Triad mit den entsprechenden Subskalen erhoben werden kann (SD3), (Jones and Paulhus 2014), zeichnen sich durch Selbstbezogenheit und Entscheidungsfindung entlang Kosten-Nutzen Erwägungen aus, sie lassen Empathie vermissen und neigen dazu, Appelle an selbstlose Hilfe zu ignorieren.

Für unsere Studie war von Interesse, wie sich die neuronale Verarbeitung von Werten in Abhängigkeit von Persönlichkeitsmerkmalen wie die Fähigkeit zur Empathie, moralischer Sensitivität und sozialem Verhalten darstellt. Bei Personen mit hoher im Vergleich zu niedriger Punktzahl auf der dunklen Triade erwarteten wir in Bezug auf Verhalten und neuronale Aktivität einen anhaltenden Rückgriff auf utilitaristische Kosten-Nutzen-Bewertungen auch bei Anknüpfung an geschützte moralische Werte und moralische Emotionen und nur marginale Steigerungen der Aktivität im Salienzsystem sowie in Arealen der sozialen Kognition.

### 4 Experimentelle neurowissenschaftliche Untersuchung von durch Narrative aktivierten moralischen Werten

Wie kann es gelingen, die Wirkung von Narrativen auf komplexe soziale Entscheidungsprozesse in einer hochtechnologischen Umgebung, wie es ein Magnetresonanztomograph (MRT) darstellt, abzubilden? Wir benutzten ein skriptgesteuertes Imaginationsparadigma, um Hirnaktivierungen auf Hilfsgesuche, die an geschützte im Vergleich zu nicht-geschützten, verhandelbaren moralischen Werte appellieren, direkt zu vergleichen. Im experimentellen Paradigma der skriptgesteuerten Imagination erzählten alle Narrative eine vollständige, ökologisch plausible Geschichte, die von einem professionellen männlichen Schauspieler in neutralem Ton in der Ich-Perspektive eingelesen worden war. Die Teilnehmer waren aufgefordert, sich so intensiv wie möglich selbst in die Situation hinein zu versetzen, lebhafte Bilder vor ihrem inneren Auge entstehen zu lassen. Jedes der insgesamt acht Skripte enthielt jeweils

im ersten Abschnitt eine neutrale Situation (Basisskriptphase), im zweiten Abschnitt eine Beschreibung des persönlichen Einsatzes des Versuchsteilnehmers (Aufbauphase) und schließlich einen dritten Abschnitt (Werteskriptphase), in der eine Bitte um selbstlose Hilfe durch eine zweite Person formuliert wurde, die sich in einer auf unterschiedliche Weise existentiell bedrohlichen Situation befand. Es folgte in der Entscheidungsphase die Frage „Wie sollte ich mich entscheiden?“, die gefolgt war von folgenden konkreten Fragen: a. Wie hätten sie sich in der gegebenen Situation verhalten? b. Wie sicher wären Sie sich ihrer Entscheidung gewesen? c. Würden Sie Ihre Entscheidung für irgendeinen Geldbetrag ändern? d. Wie emotional waren Sie mit der dargestellten Situation verbunden?

Um geschützte und nicht-geschützte Werte direkt zu kontrastieren, entwickelten wir Narrative, die in Bezug auf Basis- und Aufbauskriptphase identisch waren, sich aber in dem in der Werteskriptphase skizzierten moralischen Dilemma in der Art des angesprochenen moralischen Wertes unterschieden: Entweder wurde eine zweite Person in einer existenzbedrohenden Situation dargestellt, die durch Hilfe abgewendet werden konnte (Appell an einen geschützten Wert), oder die zweite Person wurde in einer Situation dargestellt, in der sie Hilfe benötigte, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, aber nicht unmittelbar bedroht war (Appell an einen nicht-geschützten Wert). Auf diese Weise konnten die Auswirkungen der Art des moralischen Wertes (geschützt vs. Nicht-geschützt) direkt verglichen werden, während der Rest der imaginierten Szene, der Kontext und die damit verbundene verbale Präsentation genau gleichblieben. Jede Erzählung wurde in beiden Versionen dargeboten.

## 5 Narrative von geschützten moralischen Werten und Netzwerke der Emotionsverarbeitung

Die Verhaltensdaten legten nahe, dass die von uns entwickelten Narrative den Unterschied in den Reaktionen auf geschützte im Vergleich zu nicht-geschützten moralischen Werten tatsächlich abbilden konnten. Im Falle der Vorlage eines geschützten Wertes waren die Versuchsteilnehmer eher bereit, der zweiten Person zu helfen; auch änderten sie ihr Verhalten seltener in der Aussicht eines Geldbetrages, zeigten ein größeres Vertrauen in ihre Entscheidung und ein höheres emotionales Engagement im Vergleich zu einem nicht-geschützten Wert. Appelle an geschützte im Vergleich zu ungeschützten Werten, so legen unsere Ergebnisse nahe, hatten eine höhere Salienz, lösten eine stärkere emotionale Beteiligung aus, erhöhten die Wahrscheinlichkeit altruistischen Verhaltens und die Überzeugung von deren Richtigkeit gegenüber selbstbezogenen utilitaristischen Überlegungen. Dieser Unterschied verwässerte bei Personen mit hoher Ausprägung auf der Dunklen Triade, die offensichtlich auch bei ge-



geschützten Werten Kosten-Nutzen Kalkulationen anstellten, weniger emotionales Engagement in der Konfrontation mit der existentiellen Bedrohung anderer Menschen zeigten und sich tatsächlich signifikant seltener dazu entschlossen, diesen zu helfen.

In der funktionellen MRT lösten Hilferufe im Kontext geschützter Werte, wie sie im Rahmen der jeweiligen Werteskriptphase in Form von moralischen Dilemma repräsentiert waren, im Vergleich zum Appell an nicht-geschützte Werte in der Gesamtgruppe in den Clustern signifikant stärkere vom Sauerstoffgehalt des Blutes abhängige (BOLD) Reaktionen aus, die dem Salienznetzwerk (Insula beidseits, Amygdala rechtsseitig), dem sekundären somatosensorischen Cortex, dem supramarginalen Gyrus, dem linken dorsolateralen präfrontalen Kortex und dem Broca-Sprachareal entsprechen (siehe Abb. 1A). Erhöhungen der durchschnittlichen BOLD-Antwort bei Hilferufen im umgekehrten Kontrast, d. h. im Zusammenhang mit nicht-geschützten im Vergleich zu geschützten Werten, wurden im rechten superioren frontalen Cortex, in der occipito-temporalen Verbindung linksseitig sowie im bilateralen ventralen posterioren cingulären Kortex identifiziert (siehe Abb. 1B; beide Abbildungen finden sich am Ende des Artikels). Diese Ergebnisse bestätigten die Erwartung, dass Appelle an geschützte gegenüber nicht-geschützten Werten stärker Hirnregionen aktivieren, die mit Salienz und emotionaler Verarbeitung, sozial-kognitiven Prozessen und regelbasierten Entscheidungsvorgängen in Verbindung stehen. Damit steht dieses Ergebnis im Einklang mit einer erhöhten emotionalen Bedeutung der Situationen, die an geschützte Werte appellieren, wobei moralischen Emotionen der Schuld und Scham eine besondere Bedeutung zukommen dürfte (Fourie, Thomas et al. 2014) (Seeley 2019). Die Aktivierung des rechten dorsolateralen präfrontalen Kortex ist konsistent mit der absoluten, regelbasierten Natur, die geschützte Werte implizieren (Berns, Bell et al. 2012). Schließlich könnte die erhöhte Aktivierung im rechten supramarginalen Gyrus die verstärkten Bemühungen widerspiegeln, die emotionale Egozentrik zu überwinden, die durch Appelle an geschützte Werte ausgelöst werden (Silani, Lamm et al. 2013). Im umgekehrten Kontrast (nicht-geschützte vs. geschützte Werte) wiesen dagegen solche Regionen erhöhte Aktivierungen auf, die in Gedächtnisabruf, selbstreferentielle und autobiografische Verarbeitung involviert sind (Herold, Spengler et al. 2016). Die Aktivierung einer Region im rechten superioren frontalen Sulcus, die mit der Hemmung automatischer Reaktionstendenzen und der Impulskontrolle in Verbindung gebracht wird (Hu, Ide et al. 2016), könnte im Einklang mit einer verstärkten Anstrengung stehen, eine anfängliche Tendenz zu unterdrücken, den Appell an den nicht-geschützten Wert zu ignorieren, was möglicherweise nicht erforderlich ist, wenn an geschützte Werte appelliert wird, da diese unmittelbar zu einer regelbasierten Entscheidung führen.

Daten auf der Verhaltens- und der neuronalen Ebene belegten also die entscheidende Rolle, die kulturell tief verankerte moralische Werte bei der Auslösung

altruistischen Verhaltens gegenüber (verletzlichen) anderen spielen: Im Vergleich zu nicht-geschützten moralischen Werten aktivieren sie stark die Netzwerke, die an moralischen Emotionen, sozialer bzw. moralischer Kognition und regelbasiertem Verhalten beteiligt sind.

## 6 Interindividuelle Unterschiede in der Verarbeitung von moralischen Werten und assoziierten Netzwerken

Der Unterschied im Verhalten zwischen Skripten, die geschützte gegenüber nicht-geschützten moralischen Werten ansprachen, war bei den Personen mit hoher Punktzahl geringer als bei den Personen mit niedriger Punktzahl. Personen mit einer hohen Punktzahl auf der Dunklen Triade halfen der zweiten Person seltener und berichteten über eine geringere emotionale Beteiligung. Auch war letztere Gruppe eher bereit, für einen Geldbetrag ihre Entscheidung zu ändern. Während geschützte Werte die Bereitschaft, eine Entscheidung für einen beliebigen Geldbetrag zu ändern, bei Personen mit niedrigen Werten stark unterdrückten, behielt eine beträchtliche Anzahl von Personen mit hohen Werten eine hohe Wahrscheinlichkeit bei, ihre Entscheidung für einen bestimmten Geldbetrag zu ändern, selbst wenn geschützte Werte bedroht waren. Dies werteten wir als Hinweis, dass geschützte Werte die Kosten-Nutzen-Kalkulationen bei Teilnehmern mit hoher Punktzahl nicht in gleichem Maße beeinflussen wie bei Teilnehmern mit niedriger Punktzahl.

Auf der Ebene des Gehirns fanden sich bei Teilnehmern, die auf dem Fragebogen zur Dunklen Triade eine hohe Punktzahl gegenüber solchen mit niedriger Punktzahl zeigten, erhöhte Aktivierungen in parietalen Regionen einschließlich des intraparietalem Sulcus und des rechten Präcuneus (s. Abb. 2). Sie wurden in der Entscheidungsphase beobachtet, wenn die Teilnehmer aufgefordert waren, sich zu entscheiden, ob sie einer hilfebedürftigen anderen Person Hilfe anbieten oder versagen würden. Bei Personen mit hohen Werten wurden erhöhte Aktivierungen im oberen Parietallappen, im Präcuneus und im intraparietalen Sulcus beobachtet. Personen mit hoher Punktzahl auf der Dunklen Triade zeigen Aktivierungsmuster, die auf Kosten-Nutzen-Kalkulationen schließen lassen, auch wenn sie mit Situationen konfrontiert sind, in denen geschützte Werte bedroht sind. Die Aktivierung eines großen Clusters, das den rechten Präcuneus einschließt, bei den Hochscorern steht im Einklang mit einer dominanten Rolle selbstbezogener Prozesse während der Entscheidungsfindung und passt zu den Aktivierungen, die in einer Meta-Analyse der funktionellen Korrelate der Psychopathie (Deming and Koenigs 2020), einem der Merkmale der Dunklen Triade, berichtet wurden. Bilaterale Cluster im intraparietalen Sulcus entsprechen den Clustern, die in einer Lokalisierungsaufgabe für utilitaristische Verarbeitung gefunden

wurden (Berns, Bell et al. 2012). Diese Regionen wurden in einer computergestützten Bildgebungsstudie als „Akkumulatorregionen“ charakterisiert, die Kosten- und Nutzensignale bis zu einer Entscheidungsschwelle integrieren, um eine Verhaltensentscheidung in einem ökonomischen Entscheidungsparadigma zu treffen (Basten, Biele et al. 2010).

Die Daten deuten darauf hin, dass Personen mit hohen Werten auf der dunklen Triade dazu neigen, sich auch in Situationen, die eine existenzielle Bedrohung für andere signalisieren, an utilitaristische Kosten-Nutzen-Überlegungen zu halten. Interindividuelle Unterschiede in der Dunklen Triade könnten sich auf die individuelle Entscheidungsfindung in konkreten Situationen auswirken, die geschützte moralische Werte berühren. Neurowissenschaftliche Forschung kann allerdings bis heute nur begrenzt komplexe und hier moralische Entscheidungssituationen abbilden. Hier bewegen sich Forschungsmethoden derzeit in Richtung der Entwicklung ökologischer moralischer Szenarios (Nastase, Goldstein et al. 2020). Eine zweite Entwicklung bedient sich zunehmend neurokomputationaler Modelle, die wertorientierte Entscheidungsfindung besser erklären können und mit Blick auf moralisches Lernen auch soziales Verstärkungslernen einbeziehen (Qu, Bénistant et al. 2022).

## 7 Die theologische Perspektive

Der Konzeption des Versuchsaufbaus lag von theologischer Seite die Annahme zugrunde, dass Werte durch narrative Traditionen vermittelt werden und der narrative Charakter wesentlich zur Wertebildung und zur Einstufung von Handlungssituationen beitragen. Denn im Unterschied zu abstrakt formulierten Regeln, Geboten und Normen liegt die Bedeutung von Narrativen darin, dass sie eine bestimmte Ereignis- und/oder Handlungsfolge und deren Ergebnis schildern und so Wahrnehmungsmuster für vergleichbare Situationen prägen. So wird im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37) nicht nur erzählt, wie ein Mensch einem anderen in einer Notlage aus Mitleid uneigennützig hilft, sondern es werden auch die Situation des Notleitenden und die Linderung seiner Not erzählt. Dies ist nur ein Beispiel dafür, wie Narrative zur Konfiguration von Wahrnehmungsmustern beitragen können.

In dem geschilderten Versuchsaufbau des Marsilius-Projekts wurde in den Narrativen die gleiche Situation jeweils in einer existentiellen, lebensbedrohlichen und einer nicht lebensbedrohlichen Variante erzählt, auf die die Proband:innen unterschiedlich reagierten. Dabei machten die Personen mit niedrigen Werten in der Dunklen Triade einen deutlichen Unterschied in ihrer Handlungsentscheidung, je nachdem, ob sie im Narrativ eine Situation erkannten, die an einen geschützten Wert appellierte. So lässt sich vermuten, dass mit den beiden unterschiedlichen Varianten

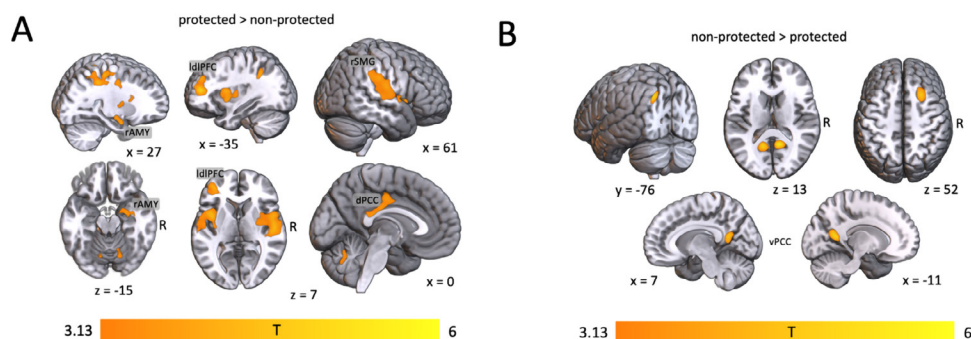
der Narrative unterschiedliche Wahrnehmungsmuster zur Einstufung der erzählten Situation angesprochen und abgerufen worden sind. Aus theologischer Sicht ist diese empirisch validierte Differenz zunächst deshalb von Bedeutung, weil sie zur Plausibilisierung der These von der narrativen Konfiguration von Wahrnehmung beiträgt und darin die Bedeutung von narrativ gestalteter Information konkretisiert.

Eine weitere Beobachtung betrifft die im Versuch verwendeten Narrative. Diese mussten kurz (nicht mehr als vier Zeilen) und vollkommen analog aufgebaut sein. Bevor der Versuch durchgeführt wurde, waren die Narrativ-Varianten daraufhin zu überprüfen, ob sie den Unterschied zwischen dem Appell an geschützte und an ungeschützte Werte erkennen ließen. Um dies für die im Versuch verwendeten Narrative sicherzustellen, wurden sie im Vorfeld Vorlesungsteilnehmer:innen einer theologischen Vorlesung in einer Befragung vorgelegt. Die Befragung musste mehrfach wiederholt werden, bis eine ausreichende Zahl an hinreichend deutlich unterscheidbaren Varianten gefunden war. Wenngleich Theolog:innen im Umgang mit den biblischen Narrativen insbesondere im Neuen Testament an Kürze und sparsame sprachliche Ausgestaltung gewöhnt sind, kam unter den Befragten bei der wiederholten Befragung schnell Langweile auf. Dies darf einerseits als zusätzlicher Hinweis auf das sich wiederholende Wahrnehmungsmuster gewertet werden, andererseits aber als Indiz dafür, dass effektvolles Erzählen von der Abwechslung in der narrativen Form und den Inhalten wie auch von variierenden Kontexten lebt, in denen Narrative rezipiert werden.

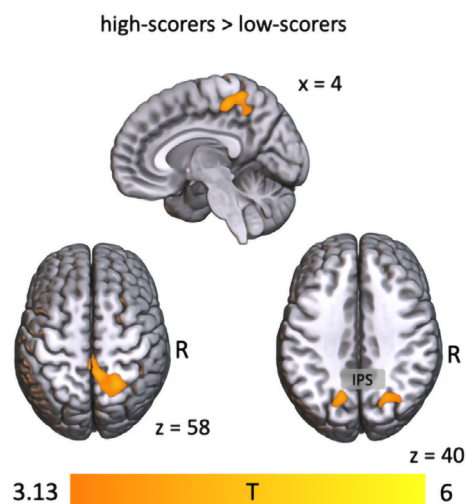
Bedenkenswert ist aus theologischer Sicht weiter die Differenz zwischen den Probanden hinsichtlich ihrer Werte in der Dunklen Triade. Sie konkretisiert und materialisiert, dass die Verarbeitung von Information bzw. in diesem Fall von Narrativen eng mit Konditionierungsprozessen in der Lerngeschichte zusammenhängt. Einerseits erscheint dies heute über die Erkenntnisse psychiatrischer und psychologischer Forschung hinausgehend in vermutlich allen Wissenschaften evident. Andererseits finden solche Konditionierungsprozesse von Wahrnehmung, Erkenntnis und Handlungsentscheidungen in philosophischen und theologischen Anthropologien aber noch kaum systematische Berücksichtigung. Auch im alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang herrscht die Erwartung vor, dass Menschen sich an Regeln des Zusammenlebens halten *können* und sich an bestimmten Werten, insbesondere aber geschützten Werten orientieren. Der Einordnung von empathischem Verhalten in Notsituationen als einem geschützten Wert korrespondiert, dass Menschen danach beurteilt werden, ob sie sich in entsprechenden Situationen empathisch verhalten oder nicht. In diesem Zusammenhang kommt es leicht zu moralisierenden Bewertungen, bei denen die unterschiedlichen Fähigkeiten zur Erkenntnis und Umsetzung von Werten außer Acht gelassen werden. Zu solcher Betrachtungsweise hat auch die Auslegung christlicher Moralvorstellungen in der Christentumsgeschichte beigetragen,

obwohl die christliche Lehre von der Sünde ihrer Intention nach gerade nicht auf eine vergleichende moralische Bewertung von Menschen abhebt. Vielmehr zielt sie darauf, die allen Menschen gemeinsame und gleichartige Angewiesenheit auf Gnade und Erlösung und die gleiche Würde aller Menschen trotz unterschiedlicher moralischer Dispositionen und der Vielfalt moralischen Versagens herauszustellen.

Schließlich stellt sich theologisch die Frage nach der Bedeutung religiöser Erziehung oder – allgemeiner gesagt – der Erziehung in bestimmten narrativen Traditionen für die Internalisierung von Werten, die menschliches Handeln orientieren. Ist daraus, dass die Prozessierung geschützter Werte „eine biologische Grundlage hat, an der phylogenetisch alte Hirnschaltkreise ... beteiligt sind“ (s.o. S. 257), zu folgern, dass geschützte Werte jenseits und unabhängig von narrativer Vermittlung Stabilität besitzen? Oder sind sie von narrativer Vermittlung oder zumindest narrativer Stimulierung abhängig? Solchen Fragen in interdisziplinärer Zusammenarbeit weiter nachzugehen hat nicht nur Bedeutung für das Verständnis der Rolle von Erziehung, sondern zugleich auch für den Stellenwert narrativer Ressourcen, von denen Zivilgesellschaften leben.



**Abbildung 1:** Statistischer Kontrast der BOLD-Antwort während der Werteskriptphase in der Gesamtstichprobe, wenn ein Appell an (A) einen geschützten gegenüber einem nicht-geschützten Wert erfolgt und (B) umgekehrt. rAMY: rechte Amygdala, ldlPFC: linker dorsolateraler präfrontaler Cortex, rSMG: rechter supramarginaler Gyrus, vPCC: ventraler posteriorer cingulärer Cortex, dPCC: dorsaler posteriorer cingulärer Cortex. Original veröffentlicht: Ueltzhöffer, Roth C, Neukel C, Bertsch K, Nüssel F, Herpertz SC (2023) Do I care for you or for me? Neural processing of protected and non-protected moral values. *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience* 2023 Mar;273(2):367–377. doi: 10.1007/s00406-022-01489-3



**Abbildung 2:** Statistischer Kontrast der BOLD-Antwort während der Entscheidungsphase bei Teilnehmern, die auf der Skala der Dunklen Triade hohe im Vergleich zu niedrigen Werten zeigten. IPS: intra- Parietaler Sulcus. Original veröffentlicht: Ueltzhöffer, Roth C, Neukel C, Bertsch K, Nüssel F, Herpertz SC (2023) Do I care for you or for me? Neural processing of protected and non-protected moral values. *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience* 2023 Mar;273(2):367–377. doi: 10.1007/s00406-022-01489-3

## Referenzen

- Baron, J. and M. Spranca (1997). „Protected values.“ *Organizational behavior and human decision processes* 70(1): 1–16.
- Basten, U., G. Biele, H. R. Heekeren and C. J. Fiebach (2010). „How the brain integrates costs and benefits during decision making.“ *Proceedings of the National Academy of Sciences* 107(50): 21767–21772.
- Berns, G. S., E. Bell, C. M. Capra, M. J. Prietula, S. Moore, B. Anderson, J. Ginges and S. Atran (2012). „The price of your soul: neural evidence for the non-utilitarian representation of sacred values.“ *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences* 367(1589): 754–762.
- Deming, P. and M. Koenigs (2020). „Functional neural correlates of psychopathy: a meta-analysis of MRI data.“ *Translational psychiatry* 10(1): 133.
- Fourie, M. M., K. G. Thomas, D. M. Amodio, C. M. Warton and E. M. Meintjes (2014). „Neural correlates of experienced moral emotion: an fMRI investigation of emotion in response to prejudice feedback.“ *Social neuroscience* 9(2): 203–218.
- Helzer, E. G., W. Fleeson, R. M. Furr, P. Meindl and M. Barranti (2017). „Once a utilitarian, consistently a utilitarian? Examining principledness in moral judgment via the robustness of individual differences.“ *Journal of personality* 85(4): 505–517.
- Herold, D., S. Spengler, B. Sajonz, T. Usnich and F. BERPpohl (2016). „Common and distinct networks for self-referential and social stimulus processing in the human brain.“ *Brain Structure and Function* 221: 3475–3485.
- Hu, S., J. S. Ide, S. Zhang and R. L. Chiang-shan (2016). „The right superior frontal gyrus and individual variation in proactive control of impulsive response.“ *Journal of Neuroscience* 36(50): 12688–12696.
- Jones, D. N. and D. L. Paulhus (2014). „Introducing the short dark triad (SD3) a brief measure of dark personality traits.“ *Assessment* 21(1): 28–41.

- Kaplan, J. T., S. I. Gimbel, M. Dehghani, M. H. Immordino-Yang, K. Sagae, J. D. Wong, C. M. Tipper, H. Damasio, A. S. Gordon and A. Damasio (2017). „Processing narratives concerning protected values: A cross-cultural investigation of neural correlates.“ *Cerebral Cortex* 27(2): 1428–1438.
- Koenig, S. and Y. Gao (2022). „Moral decision making in adolescents: The effects of peer attachment, interpersonal affect, and gender.“ *Journal of adolescence* 94(2): 166–175.
- Lockwood, P. L., W. van den Bos and J.-C. Dreher (2025). „Moral learning and decision-making across the lifespan.“ *Annual Review of Psychology* 76(1): 475–500.
- Miller, P. J., H. Fung and M. Koven (2007). „Narrative reverberations: How participation in narrative practices co-creates persons and cultures.“
- Moll, J., R. De Oliveira-Souza and R. Zahn (2008). „The neural basis of moral cognition: sentiments, concepts, and values.“ *Annals of the New York Academy of Sciences* 1124(1): 161–180.
- Nastase, S. A., A. Goldstein and U. Hasson (2020). „Keep it real: rethinking the primacy of experimental control in cognitive neuroscience.“ *NeuroImage* 222: 117254.
- Qu, C., J. Bénistant and J.-C. Dreher (2022). „Neurocomputational mechanisms engaged in moral choices and moral learning.“ *Neuroscience & Biobehavioral Reviews* 132: 50–60.
- Qu, C., E. Méteureau, L. Butera, M. C. Villeval and J.-C. Dreher (2019). „Neurocomputational mechanisms at play when weighing concerns for extrinsic rewards, moral values, and social image.“ *PLoS Biology* 17(6): e3000283.
- Seeley, W. W. (2019). „The salience network: a neural system for perceiving and responding to homeostatic demands.“ *Journal of Neuroscience* 39(50): 9878–9882.
- Silani, G., C. Lamm, C. C. Ruff and T. Singer (2013). „Right supramarginal gyrus is crucial to overcome emotional egocentricity bias in social judgments.“ *Journal of neuroscience* 33(39): 15466–15476.
- Tetlock, P. E. (2003). „Thinking the unthinkable: Sacred values and taboo cognitions.“ *Trends in cognitive sciences* 7(7): 320–324.
- Ugazio, G., M. Grueschow, R. Polania, C. Lamm, P. Tobler and C. Ruff (2022). „Neuro-computational foundations of moral preferences.“ *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 17(3): 253–265.
- Van Bavel, J. J., O. FeldmanHall and P. Mende-Siedlecki (2015). „The neuroscience of moral cognition: From dual processes to dynamic systems.“ *Current Opinion in Psychology* 6: 167–172.
- Yoder, K. J. and J. Decety (2018). „The neuroscience of morality and social decision-making.“ *Psychology, Crime & Law* 24(3): 279–295.

## Über die Autorinnen

**Prof. Dr. Sabine C. Herpertz** ist Lehrstuhlinhaberin für Psychiatrie und Psychotherapie und Ärztliche Direktorin der Klinik für Allgemeine Psychiatrie an der Universität Heidelberg. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Erforschung von Emotionen und sozialen Funktionen bei Patienten mit Persönlichkeitsstörungen und Trauma-assoziierten Störungen mittels experimenteller Psychopathologie und neurowissenschaftlichen Methoden, v.a. funktioneller Bildgebung. Aggressivität ist

ein Fokus ihrer Untersuchungen zu sozialen Dysfunktionen bei Menschen mit einem breiten Spektrum psychischer Erkrankungen, denen sie im TRR 379 nachgeht. Ein weiterer Schwerpunkt ihrer Forschungsarbeit, v. a. im Deutschen Zentrum für Psychische Gesundheit (DZPG) ist die Entwicklung und Evaluation von modular strukturierten psychotherapeutischen Interventionen und präventiven Maßnahmen, die auf die Veränderung von Krankheitsmechanismen abzielen.

Sabine Herpertz studierte Humanmedizin an der Universität Bonn, hat an der Universität Frankfurt a.M. 1985 promoviert und an der RWTH Aachen 1997 habilitiert. Sie erwarb die Facharztbezeichnungen für Psychiatrie und Psychotherapie, Neurologie und Psychosomatik. Zwischen 2003 und 2009 leitete sie die Psychiatrische Universitätsklinik in Rostock nach einer Forschungsprofessur für Experimentelle Psychopathologie an der RWTH Aachen. Sie ist Past President der International Society for the Study of Personality Disorders (ISSPD) sowie der Deutschen Gesellschaft für Biologische Psychiatrie (DGBP) und President elect der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN). Sie hat viele Buchbeiträge und Zeitschriftenartikel zum Thema Persönlichkeitsstörungen und Psychotherapie veröffentlicht und war bis kürzlich Co-editorin der internationalen Zeitschrift *Psychopathology*. Zwischen 2019 und 2023 war sie Studiendekanin der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg.

## Korrespondenzadresse

Abteilung für Allgemeine Psychiatrie, Zentrum für Psychosoziale Medizin,  
Universität Heidelberg,  
69115 Heidelberg.

**Prof. Dr. Friederike Nüssel** ist ordentliche Professorin für Systematische Theologie und Direktorin des Ökumenischen Instituts der Universität Heidelberg. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Zentralthemen und der Funktionswandel der Dogmatik (mit Schwerpunkten in Christologie, Anthropologie, Gnadenlehre sowie der Lehre von der Kirche), die narrative Struktur und emotionale Bindekraft christlicher Traditionen (in Auseinandersetzung mit neurowissenschaftlicher Forschung), die Profile christlicher Konfessionskulturen sowie ökumenische Zielvorstellungen der Kirchen. Sie ist stellvertretende Sprecherin des SFB 1671 Heimat(en) und erforscht hier die Vorstellung von himmlischer und geistlicher Heimat in christlichen Konfessionskulturen.



Friederike Nüssel studierte Evangelische Theologie und Religionsphilosophie an den Universitäten Tübingen, Göttingen und München sowie am King's College London. Sie wurde 1994 an der LMU promoviert, habilitierte sich dort 1998 und war von 1999 bis 2005 dort als akademische Rätin tätig. Von 2001 bis 2006 war sie ordentliche Professorin für Systematische Theologie und Direktorin der Ökumenischen Instituts an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Nach ihrem Wechsel an die Universität Heidelberg übernahm sie zweimal das Studiendekanat der Theologischen Fakultät und war von 2010 bis 2013 Prorektorin für Studium und Lehre der Universität Heidelberg. 2009/10 und 2013/14 forschte sie als Fellow in Residence am Center of Theological Inquiry in Princeton, NJ. Seit 2020 ist sie Direktorin des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg.

## Korrespondenzadresse

Ökumenisches Institut  
Universität Heidelberg  
Plankengasse 1–3  
69117 Heidelberg  
Friederike.Nuessel@oek.uni-heidelberg.de



# Narrationen in der Szenarien-Arbeit

Kerstin Cuhls

Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung

**Zusammenfassung** Szenarien sind Zukunftsbilder, die mit sehr unterschiedlichen Methoden der Zukunftsforschung (Szenario-Techniken) bzw. im Foresight erstellt werden (siehe Cuhls 2024 im vorangegangenen Jahrbuch). Allen ist gemeinsam, dass sie „Zukunftsbilder“ generieren, mit ihnen arbeiten und sie in andere Arbeitsschritte, z.B. in die Strategieentwicklung von Unternehmen oder Ministerien transferieren. Diese Bilder werden in der Regel als gemeinsame Geschichte erzählt, d.h. es wird eine Narration oder ein Narrativ aus den Szenarien erarbeitet.

Um den Transfer von Szenarien an andere Personengruppen zu ermöglichen, die bei der Erstellung der Szenarien nicht dabei waren, sind derartige Narrationen (Geschichten) oder Narrative (mit einer sinnstiftenden Botschaft) wichtige Instrumente und sogar wesentlicher Bestandteil von Szenarien. Sie dienen dazu, Zukunftsbilder zu beschreiben und so zu illustrieren, so dass sie verständlich sind und weiter genutzt werden können. Der Beitrag zeigt einige Beispiele auf, wie Narrationen die Zukunft verständlicher machen und wie mit ihnen gearbeitet werden kann.

## 1 Einleitung

Am Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung (ISI) verstehen wir unter Foresight die *strukturierte Auseinandersetzung mit komplexen Zukünften* (zur genaueren Erläuterung siehe auch den Jahresband 2024, Cuhls, 2024). Damit wird deutlich, dass Foresight (deutscher Begriff: Vorausschau) nicht von einer Person allein betrieben werden kann und auch keine Vorausberechnung oder Vorhersage ist. Foresight ist ein systematischer Ansatz, der sich aller Methoden der Zukunftsforschung bedient (Cuhls, 2012).

Vielfach wird mit Szenarien als Zukunftsbildern gearbeitet, aber auch unter den Szenario-Techniken oder -Methoden gibt es nicht die eine einzige Methode, sondern sehr unterschiedliche Herangehensweisen, die von einfachen und einer einzigen Person erstellten Erzählungen bis zu sehr systematischen morphologischen Ansätzen geht (Börjeson et al., 2006; Bradfield et al., 2005; Cairns & Wright, 2018; Crawford & Wright, 2022; Cuhls et al., 2022a; Daimer et al., 2021; Erdmann & Schirrmeister,

2016; Goodwin & Wright, 2025; Kosow & Gaßner, 2008; Rowland & Spaniol, 2017; Spaniol & Rowland, 2019; van der Heijden, 1996; Wright et al., 2013; Wright et al., 2020; Zwicky, 1969). Die Gemeinsamkeit von Szenariotechniken ist, dass sie „Zukunftsbilder“ in Alternativen generieren, mit ihnen arbeiten und sie in andere Arbeitsschritte, z.B. in die Strategieentwicklung von Unternehmen oder Ministerien transferieren. Um diesen Transfer zu ermöglichen, wird mit denjenigen, die an der Szenario-Arbeit beteiligt sind, eine gemeinsame Geschichte, eine Narration aus den individuellen Szenarien erarbeitet – je Szenario ein Zukunftsbild bzw. eine Geschichte. „Bild“ ist dabei nicht immer wörtlich zu nehmen, nicht alle Szenarien werden als „Bild“ visualisiert.

Szenarien werden selten dazu erarbeitet, sich allein oder in der Gruppe Zukunftsbilder vorzustellen, sondern viele werden erstellt, um mit ihnen weiterzuarbeiten und sie an andere Personengruppen weiterzugeben, die bei der Erstellung der Szenarien nicht dabei waren. Wenn andere Personen sie verstehen sollen, sind Narrationen (Geschichten) oder Narrative (mit einer sinnstiftenden Botschaft) wichtige Instrumente. Narrationen sind damit ein wesentlicher Bestandteil von Szenarien. Sie dienen dazu, Zukunftsbilder zu transportieren und zu illustrieren, so dass sie verständlich werden und genutzt werden können, oder sie dienen als Narrative, die eine normative Botschaft enthalten.

Dieser Beitrag zeigt einige Beispiele auf, wie Narrationen die Zukunft verständlich machen und wie mit ihnen gearbeitet werden kann. Zuerst werden Szenarien und Narrationen bzw. Narrative erklärt. Dann folgen einige Beispiele, um den Nutzen von Szenarien bzw. Narrationsarbeit zu belegen. Szenarien in Anekdoten-Format sind der Autorin zwar nicht bekannt, aber um Szenarien herum gibt es Anekdoten aus Projekten, die mit der Art der Erzählung zu tun haben. Dies sind Beispiele, die wir nicht nutzen durften, weil sie so realistisch erzählt waren, dass es den Auftraggebenden zu brisant war, sie zu veröffentlichen.

## 2 Szenario-Methoden

Das Repertoire an Szenario-Techniken bzw. -Methoden ist inzwischen sehr groß und breit aufgestellt. Szenarien werden verwendet, um verschiedene Wege in die Zukunft oder verschiedene Zustände in der Zukunft zu beschreiben. So, wie wir in der Zukunftsforschung unterscheiden, ob wir uns explorative, offene, mögliche Zukünfte ansehen oder die wünschbaren Zukünfte bzw. Visionen, so unterscheiden wir auch bei Szenarien die Modalitäten „mögliche Zukünfte bzw. Szenarien“ (denkbare Zukünfte, alle sind möglich) und „normative Szenarien“ (wünschbare, bevorzugte Zukunftsbilder). Bei Szenarien muss ein Thema oder System sowie ein Zeithorizont

vorgegeben werden, der betrachtet werden soll. Es wird danach entschieden, ob die Situation zum gewählten Zeitpunkt beschrieben wird oder ein Verlaufsszenario bis zum gewählten Zeitpunkt. Dies kann einerseits „vorwärts“ auf dem Zeitpfeil – von der Gegenwart aus – und andererseits „rückwärts“ auf dem Zeitpfeil – von der Zukunft aus – gedacht und beschrieben werden.

Manche erarbeiten auch ein Baseline- oder Business-as-Usual Szenario und beschreiben dann Abweichungen davon. Hier ist zu beachten, dass „Business as usual“ über einen längeren Zeitraum betrachtet sehr unwahrscheinlich ist, da sich immer Änderungen ergeben. Weitere beliebte Arten, Szenarien zu entwickeln, sind die Bearbeitung von Best Case und Worst Case als unrealistische Extreme, die Arbeit mit Disruptionen (sogenannte Wild Cards, siehe (Markley 2011; Steinmüller und Steinmüller 2004)) oder What-If-Szenarien (die Einschätzungen, was wäre, wenn ein bestimmtes Ereignis eintritt oder eine ausgewählte Entwicklung stattfindet). Letztgenannte Szenarien-Prozesse sind nicht immer systematisch.

Wesentlich systematischer ist das Durchgehen von archetypischen Szenarien (Dator, 2009), das Erarbeiten von Szenarien in einer Matrix (zwei Faktoren werden genutzt), für Fortgeschrittene auch als Matrix in Matrix (vier Faktoren) oder sogenannte morphologische Szenarien (siehe oben, besonders Zwicky 1969, Kosow & Gaßner 2008). Bei den morphologischen Herangehensweisen werden systematisch Faktoren erarbeitet (auch „Treiber“ genannt), die das ausgewählte Themenfeld beschreiben, die mit großer Unsicherheit in ihrer Entwicklung behaftet sind und die das Thema auch in Zukunft prägen dürften. Zu den wichtigsten dieser Faktoren (d.h. unsichersten und mit dem größten Einfluss) werden dann Annahmen – auch Projektionen, Optionen oder Ausprägungen genannt – erarbeitet. Diese können in einer Konsistenzanalyse gegeneinander gelegt werden, so dass per Software die konsistenten Szenarien berechnet werden können. Eine andere Variante ist ein Szenario-Sprint, bei dem in Arbeitsgruppen die jeweils zueinander passenden Annahmen kombiniert werden. Andere Ansätze sind deduktiv oder induktiv (van der Heijden 1996) oder intuitiv-logisch (Wright und Cairns 2013), sollen hier aber nicht im Detail beschrieben werden.

Am Ende werden die Szenarien jeweils beschrieben. Hier hängt die Beschreibung davon ab, welcher Zweck verfolgt wird: Szenarien können nüchtern als Rohszenarien nur über ihre Annahmen beschrieben werden; sie können mit Titel und Bild versehen werden, und sie können in Geschichten aller Art überführt werden.

Allen gemeinsam ist, dass sie nicht „die“ einzige Zukunft vorhersagen wollen, sondern verschiedene Zukunftsbilder beschreiben, die in sich plausibel bzw. konsistent sind und die weiter untersucht werden können. Die zugrunde liegende Idee von Szenarien und zukunftsorientierten Aktivitäten im Allgemeinen ist, dass die Zukunft nicht vorbestimmt ist, sondern sich entwickeln kann. Dazu gehört auch die Annah-

me, dass die Zukunft durch das Handeln von heute gestaltet werden kann. In der Zukunftsforschung, Zukunftsanalyse oder in zukunftsorientierten Studien werden verschiedene Szenarien betrachtet: Wie bereiten wir uns auf mögliche, realisierbare oder wünschenswerte zukünftige Entwicklungen oder Umbrüche vor? Das Hauptziel dieser Aktivitäten ist meistens strategischer Natur und Prozesse sind oft eingebettet in die Zukunftsforschung für Strategien oder strategische Zukunftsforschung nach Godet (2006). Daher wird vielfach auch der Begriff „Szenarioplanung“ verwendet (Shoemaker, 1995), der allerdings stark umstritten ist (Wright et al., 2013), u. a. da nicht alle Szenarien in der Planung Verwendung finden.

Die Aktivität selbst kann sehr unterschiedliche Akteure (Unternehmen, Forscher:innen, politische Entscheidungsträger:innen, Bürger:innen) dabei unterstützen, die Auswirkungen verschiedener zukünftiger Zustände zu berücksichtigen und heute Maßnahmen zu ergreifen, welche die Chancen für eine wünschenswerte Zukunft erhöhen oder dazu beitragen können, unerwünschte Entwicklungen zu vermeiden oder abzuwenden oder sogar unerwünschte Trends zu durchbrechen.

Wir am Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung (ISI) haben spezifische, systematische Ansätze entwickelt, die auf einer Kombination aus Workshops, Konsistenz- oder Wirkungsmatrix und Szenario-Design basieren (siehe z. B. Bartsch, 2023; 2016; Erdmann & Schirrmeister, 2016; Gabriel et al., 2016; Opiela et al., 2018; Warnke et al., 2018). Aus verschiedenen Gründen und für verschiedene Kunden (Auftraggeber) verkürzen wir das Verfahren manchmal zu einem „Szenario-Sprint“, insbesondere wenn die Prozesse unter Ressourcenbeschränkungen (insbesondere Zeitbeschränkungen) stattfinden. Beispiele von Szenario-Sprints wurden bereits für die Bertelsmann Stiftung, Merics, die Welthungerhilfe oder in EU-Projekten wie TRIGGER<sup>1</sup>, Foresight on Demand PostCovid-19-Szenarien 2021 (Cuhls et al., 2022a) oder FOSTER (Bereich Food Systems, Cuhls et al. 2024) angewendet.

Die Szenarien-Erstellung ist oft ein multi-methodischer Prozess, der sich auf eine gründliche Literaturrecherche, eine Analyse von Umfeldfaktoren, beobachtbare Signale, Trends oder Veränderungen und bevorstehende Entwicklungen sowie einen oder mehrere Szenario-Workshops stützt. Im Rahmen des Projekts NewHoRRizon wurden beispielsweise komplexe gesellschaftliche Herausforderungen im Zusammenhang mit „Responsible Research and Innovation“ behandelt (Daimer et al., 2021) und in Narrationen, d. h. in einfachen Texten im Erzählstil beschrieben.

Bei unseren Szenarien handelt es sich oft um Umfeld- oder Kontextszenarien, d. h. um Zukunftswelten, in denen wir leben könnten, und um die Beschreibung der Umgebung, die das Szenario prägt (z. B. das Fahrradfahren der Zukunft in seinem

1 <https://trigger-project.eu/wp-content/uploads/2020/09/D4.5-Explorative-scenarios-of-governance.pdf>.

Umfeld). Diese Art der Kontextszenarien beinhaltet potenzielle, allgemeine Entwicklungen von politischen Systemen, der Wirtschaft und der Gesellschaft. Daher werden sie häufig nach STEEP (societal, technological, economic, ecologic, policy/political), STEEPV (dasselbe plus values), PESTLE (andere Reihenfolge plus legal) oder anderen Kombinationen gegliedert und strukturiert.

### 3 Erzählungen, Narrationen oder Narrative

Narrative und Narrationen beziehen sich beide auf das Erzählen von Geschichten, haben jedoch unterschiedliche Nuancen. Dies wurde im Rahmen eines Projektes des Umweltministeriums, Gemeinwohlorientierung im Zeitalter der Digitalisierung: Transformationsnarrative zwischen Planetaren Grenzen und Künstlicher Intelligenz (KI und Transformation) diskutiert, in dem explizit mit Narrativen gearbeitet werden sollte. Im Rahmen des Projektes und der Teilnahme an Online-Konferenzen wurde jedoch deutlich, dass die Unterscheidungen zwischen Szenarien, Narrationen und Narrativen eine wichtige Rolle spielen<sup>2</sup> und derzeit der Begriff „Narrativ“ sehr beliebt ist, aber – so die Diskussionen – immer normativ verwendet wird (u. a. eine virtuelle Konferenz zu Narrativen der Universität Heidelberg).

Das heißt, die Geschichte, die erzählt wird, soll nicht neutral sein, sondern beinhaltet eine Richtung, eine Wertung oder eine sinnstiftende Botschaft. Wir kennen diese Narrative, die oft Metaphern beinhalten, aus politischen Slogans, benutzen sie oft unhinterfragt in einer bestimmten Wertung weiter oder lassen uns durch sie sogar zu Produktkäufen hinreißen: Influencer erzählen Geschichten. Manchmal werden über Produkte selbst Geschichten erzählt, z. B. woher das Produkt kommt, wie es entstanden ist, oder es wird als „nachhaltig“ hingestellt.

Was sind Narrative? Was sind Narrationen? Und was ist der Unterschied? Im Eingangskapitel dieses Jahrbuchs von Vera Nünning und Michael Wink werden die Begriffe „Narrationen“, „Geschichten“ und „Erzählungen“ erläutert und synonym verwandt, wobei „Erzählung“ der Oberbegriff ist. Narrative sowie Anekdoten, Biographien, Memoiren und literarische Formate werden als Subgenres bezeichnet. Narrative haben dabei in der Regel eine normative Komponente, „werden von einer

2 Es gab mehrere Konferenzserien, z.B. <https://www.thenarrativesociety.org/past-conferences> oder <https://sharednarratives.org/conference-programme-2021/> und es gibt beispielsweise ein Netzwerk: <https://www.narratology.net/>. Selbst das World Economic Forum beschäftigte sich bereits mit Narrativen: <https://www.weforum.org/meetings/the-great-narrative-2021/> und 2025 findet in Boston eine internationale Konferenz zu „the power of narrative“ statt <https://combeyond.bu.edu/offering/the-power-of-narrative-conference/> (alle überprüft: 8.5.2025).

(größeren) Gruppe als gültig und wichtig verstanden“ und weisen bestimmten Ereignissen oder Sachverhalten einen Sinn zu, der von anderen Gruppen als „ideologisch“ eingestuft wird. Sie prägen unser Denken und Handeln (Nünning und Wink in diesem Jahrbuch).

Auch Espinoza et al. (2017:23) finden ihren Versuch „eine umfassende Erklärung der Begriffe ‚Narrative‘ und ‚Erzählung‘ anzubieten, eine große Herausforderung. Aufgrund der übergreifenden Eigenschaften dieser Begriffe zwischen Disziplinen, Studienfeldern und sozialen Arenen (zum Beispiel zwischen Wissenschaft und Politik) gibt es keine eindeutigen, einfachen Definitionen von ‚Narrativen‘ und ‚Erzählungen‘“. Daher werden hier „‚Narrative‘ und ‚Erzählungen‘ als sprachliche Sequenzen verstanden, die der Repräsentation oder Darstellung von Ereignissen, Beziehungen, Prozessen und unterschiedlichen Phänomenen dienen (Keller 2013; S. 125). So können Narrative als ein universaler Kommunikationsmodus oder als prinzipielle Organisationsmuster verstanden werden, die für die Entstehung komplexer kultureller Bedeutungsmuster und sozialer Ordnungen zentral sind (Viehöver 2006b; S. 184–18)“ (nach Espinoza et al. 2017:23). Narrative sind also normativ und beinhalten bereits Bedeutungsmuster. Sie helfen, sich gesellschaftlich zu orientieren und die Welt zu verstehen. Funktionen und Erfolgsfaktoren von Narrativen sind sehr unterschiedlich. Folgende Funktionen von Narrativen nennen Espinoza et al. (2017):

1. Kommunikation ermöglichen
2. Bezugspunkte für soziale Akteure bieten
3. Aufzeigen, was getan werden soll
4. Werte verändern oder erhalten
5. Politische Allianzen und kollektives Handeln konfigurieren
6. Politische Positionen und strategische Legitimation produzieren

Für mögliche Szenarien benutzen wir daher den neutraleren Begriff Narrationen oder „Stories“, weil in diesem Fall noch keine etablierten, normativen oder sinnstiftenden Geschichten die Grundlage sind. Narrationen sind zwar auch Geschichten, müssen aber nicht unbedingt sinnstiftend oder normativ sein. (Explorative) Szenarien in der Zukunftsforschung/im Foresight sind zunächst möglichst neutral und sollen unterschiedliche, mögliche Zukünfte vermitteln, einfach zu verstehende „Geschichten“ aus der Alltagswelt, die existierende – unterschiedliche – Erzählstränge aufgreifen und diese in die Zukunft auf unterschiedliche Art und Weise weitererzählen. Entsprechend sollen die Szenarien sowie ihre Narrationen oder Geschichten in sich konsistent und widerspruchsfrei sein, können und sollen sich zwischen den unterschiedlichen Szenarien auch widersprechen. Sie besprechen mögliche Zukünfte, nicht die gewünschte Zukunft, auch wenn normative „Ladungen“ nicht zu vermeiden sind.



In unserem Projekt „Gemeinwohlorientierung im Zeitalter der Digitalisierung: Transformationsnarrative zwischen Planetaren Grenzen und Künstlicher Intelligenz“ beschlossen wir daher, unsere Geschichten neutraler „Storytelling“ bzw. „Storyboards“ zu nennen. Hier haben wir versucht, Bildergeschichten als Narrationen über Zukunftsentwicklungen zu erstellen, die aus den Projektfunden heraus entstanden sind (kein kompletter Szenario-Prozess) und allen Interessierten zur Verfügung zu stellen<sup>3</sup>. Die Stories stehen bewusst ohne weitere Kommentare im Internet, um zum Selbst-Denken anzuregen. Zwei Stories sind es: Tiefsee-Erkundung und ein humanoider Roboter an einer Schule.

Es besteht also nicht immer der Anspruch, allen Funktionen von Narrativen vollumfänglich gerecht zu werden. Aber was macht „erfolgreiche“ oder „gute“ Narrative aus? Ich beziehe mich dabei noch einmal auf den UBA-Report 86/2017 (Espinosa et al., 2017: 27 ff.), die folgende Erfolgsfaktoren für die Umweltpolitik benennen:

1. Akteure: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es von Akteuren kommuniziert wird, die in der Öffentlichkeit als legitim und glaubwürdig anerkannt sind.
2. Anschlussfähigkeit: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es Inhalte transportiert, die Gemeinsamkeiten mit den Ideen, Konzepten und Kategorisierungen eines dominanten Diskurses aufweisen und an diese anschließen kann, sowie wenn es an kulturell geprägte Voreinstellungen einer Zielgruppe appellieren kann.
3. Offenheit und Mehrdeutigkeit: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es offen und mehrdeutig angelegt ist.
4. Historische und situative Einbettung: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es Bezüge zu Phrasen, Ausdrücken und Wörtern herstellt, die seine Einbettung in historische Ereignisse und/oder situative Gegebenheiten aufzeigen.
5. Kommunizierbarkeit: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es Probleme durch konsistente und kohärente Narrativstrukturen kommunizierbar macht.
6. Verständlichkeit: Ein Narrativ ist erfolgreich, wenn es in verständlicher Sprache erzählt wird, technisch-abstrakten Jargon vermeidet und damit gut an das Alltagsverständnis des Publikums anschließt.

Narrative müssen nicht immer nur Text sein, sondern können auch Bilder beinhalten. Im Folgenden widmen wir uns jedoch wieder möglichen Szenarien und damit Narrationen, d. h. den Erzählungen unterschiedlicher Zukünfte in „neutraler“ Form.

3 siehe [https://www.isi.fraunhofer.de/de/competence-center/foresight/projekte/KI\\_Transformation.html](https://www.isi.fraunhofer.de/de/competence-center/foresight/projekte/KI_Transformation.html)

## 4 Beispiele für unterschiedliche Szenarien und Narrationen

Ein Beispiel für Szenarien in Form von Narrationen, d. h. in dem Fall eher neutralen Beschreibungen, ist das Projekt „After the new normal: Post-Covid scenarios“, siehe meinen Beitrag im Jahrbuch 2024 (Cuhls et al., 2022b). Hier wurden die Szenarien in sehr nüchterner Form berichtet. Ähnlich war es im Projekt „Impact of the COVID-19 pandemic on European Consumer Behaviour“ zu den Konsument:innen der Zukunft (Kimpeler et al., 2023). Auch diese Szenarien werden in Narrationen weitergegeben.

Andere Narrationen dienen der weiteren Nutzung, z. B. im Projekt FOSTER – Fostering food system transformation by integrating heterogeneous perspectives in knowledge and innovation within the ERA (seit 2020) – wurden die Szenarien partizipativ gemeinsam mit Change-Driven-Initiatives<sup>4</sup> (CDIs sind Initiativen, die als Projektpartner in unterschiedlichen Bereichen an der Verbesserung des Nahrungsmittelsystems arbeiten) entwickelt und beschrieben. In mehreren Workshops wurden die wichtigsten Faktoren herausgearbeitet, ausgewählt sowie für diejenigen Faktoren, deren Entwicklung mit Unsicherheit behaftet war, Zukunftsannahmen getroffen. Diese Annahmen wurden in Workshops mit Personen der CDIs generiert und formuliert („Wie kann sich dieser Faktor bis 2040 entwickeln?“). Die Annahmen wurden in einem Szenario-Sprint systematisch zu unterschiedlichen Szenarien kombiniert und ausformuliert. Da die ersten vier Szenarien einige Kombinationen nicht zuließen, weil bestimmte Annahmen bereits in anderen Szenarien genutzt wurden, wurden weitere zwei Szenarien erarbeitet.

### Red Scenario

#### Shocks unite Europe in a joint post-growth future



Local fair showcasing sustainable solutions and workshops (Source: Miquel Banchs-Piqué created with Stable Diffusion)

Climate Change hit Europe hard during the second half of the 2020s with all the symptoms that could be imagined and many people having to leave their homes worldwide. This could not be 'recovered' soon. Access to resources was very limited and the rush was great. People were forced to make radical changes in order to provide themselves with essential goods like water, food and housing even though the EU population was already shrinking at that time. A post-growth economy started to develop in the wake of the mid-2020s military crises, and now, in 2040, EU regulation supports remaining within planetary boundaries. Consumers and companies support this – they do not want to starve.

4 siehe <https://fosterfoodsystem.eu/>

## Yellow Scenario

**Towards an EU of autocrats, nationalism and economic turmoil**

No responsibility – own interests?  
(Source: Kerstin Cuhls created with DallE 12-2024)

Autocrats around the globe had a run – also in Europe – and democracy is on the decline. More and more right - and left-wing parties pledge for radical and drastic solutions. In search of orientation and alternatives people vote for them. This was a move away from the neo-liberal assumption that everything can be purchased on the world market towards policies stimulating production for the national market, with protectionist measures in place (tariffs, import quotas, quality standards) restricting international trade of bulk and foodstuffs, benefitting the domestic economy. This went hand in hand with a 'back to nature' classic conservatism, idealising 'simple life' including small plot vegetable production, eye to eye with environmental concerns and concerns over access to food. In 2040, we see some of the results: Some countries left the EU and the remaining Member States are not very united. 'My country first' is the major slogan. This does not provide stability in economic terms and led to food insecurity all over the globe. The recession that started in 2024 was never resolved. Recession comes back from time to time and there is no stability in the prospects.

## Black Scenario

**No collective responsibility**

No responsibility – own interests?  
(Source: Kerstin Cuhls created with DallE 12-2024)

In 2040, no collective responsibility is taken for societal issues, global commons, nutrition of people or other issues. Individual responsibility for others is very limited. The most important criteria for purchasing food are price and availability, with quality taking a backseat. Health or nutrition safety are not the priorities - people eat what is available and affordable. We live in an erratic and permanently changing world - without any trust in science or ourselves. Europe as a plaything for global (economic) interests tries to defend itself in a world of heatwaves, cold and hot spots, drought or floods and erratic weather phenomena.

## Violet Scenario

**Green local and regional ecosystems managing nature to fulfil major services**

Green Growth world  
(Source: Kerstin Cuhls generated with Stable Diffusion)

Green Growth is key in 2040. Nutrition for all is safe – green local and regional ecosystems managing nature make it possible to fulfil major services (providing resources for food production, keeping landscapes intact etc.) despite climate change, multi-crises and a fragmentation of the globe. Not everything is available all the time, and consumers understand the role of seasonal agriculture. The EU set the green frame with standards, and companies supported the development since the end of the 2020s. We managed to have enough, good and tasty food.

Abbildung 1: 4 von 6 Beispielen der FOSTER-Szenarien (siehe Cuhls et al., 2024)

Diese „zusätzlichen“ zwei Szenarien (No responsibility und Autocratics, siehe Abbildung 1) konnten besonders gut für die weitere Arbeit genutzt werden. Während einer Summer School im Juni 2024 in Barcelona, konnten die CDIs üben, sich per mentaler Zeitreise in eines dieser Szenarien hineinzuversetzen. Einige der CDIs machten die Übungen mit anderen Szenarien weiter und konnten so ableiten, was sie tun könnten, um Teile dieser Szenarien entweder zu verhindern oder möglich zu machen, je nachdem, was hilfreich war. Auch konnten Maßnahmen entwickelt werden, die für jedes der Szenarien hilfreich waren. Das war aber nur möglich, weil die Texte als Zukunftserzählungen (offene Zukunftsbeschreibungen) weitergegeben werden konnten. Aus einem der CDIs kam zu einer der Narrationen von einer Teilnehmerin die Bemerkung: „Jetzt wissen wir endlich, was unser Feindbild ist. Wir wissen nun, wogegen wir als CDI ankämpfen und dass unsere Initiative Sinn macht.“ (Bezug zum Szenario „No Collective Responsibility“) Diese Gruppe konnte direkt Maßnahmen ableiten, die einige der Kommunikationsbedrohungen im Szenario adressieren sollen.

## 5 Beispiele für den Transport von Szenarien mit unterschiedlichen Geschichten

Szenarien werden in sehr unterschiedlichen Arten von Geschichten transportiert – in Narrativen (normativ), in Narrationen, auch aus unterschiedlichen Perspektiven oder als Geschichten, die sich um eine Person ranken, und auch, um in die Zukunft zu reisen (mentale Zeitreisen). Während die oben genannten Szenarien in Narrationen transportiert werden, gibt es weitere Möglichkeiten, u. a. auch in Narrativen.

**Narrative:** Weitere Beispiele für Narrative als Szenarien (also normativ und mit Botschaft) finden sich in der Literatur, u. a. zu Kommunikationseffekten (Neef et al., 2023) oder kommunikativen Szenarien, die zum Hepatitis C Screening ermutigen sollen (Diotaiuti et al., 2022). Es gibt Narrative, die positive Naturzukünfte erzählen sollen (D'Alessio et al., 2025) und auch solche, die extra ein Framework dafür entwickelt haben (Durán et al., 2023). Auch der WGBU („Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“, „Unsere gemeinsame digitale Zukunft“) oder das Umweltbundesamt bedienen sich großer Narrative („Treibhausgasneutrales Deutschland im Jahr 2050“).

**Personennarrationen:** Besonders beliebt sind Geschichten, die sich um eine Person ranken oder aus Sicht einer Person erzählt werden. Szenarien werden häufig in dieser Form erzählt und starten dann mit „Herr A aus B“ oder „Frau C aus G“, die entweder ihre Beobachtungen in einem bestimmten Jahr in der Zukunft teilen oder auch etwas erleben. Im Jahr 2000 wurden beispielsweise für das Bundesministerium für Bildung und Forschung im FUTUR-Prozess derartige Szenarien entwickelt und

über **Narrationen** beschrieben (hier zum Beispiel „Tina und ihr Butler“, Bundesministerium für Bildung und Forschung [BMBF], 2003).

**Geschichten aus der Zukunft:** Für das Bundesministerium für Bildung und Forschung wurden im zweiten BMBF Foresight ebenfalls nicht nur Tabellen oder Listen von Zukunftsthemen erstellt, sondern auch „Geschichten aus der Zukunft“ (Zweck et al., 2015) erzählt, die wie kleine Szenarien bestimmte Forschungs-, Technologie- oder Innovationsthemen hervorheben und in gesellschaftliche Kontexte einordnen.

Ähnliche Bilder sind als „Zukunftsbilder aus dem Leben in einer Bioökonomie“ veröffentlicht worden. Hier wurden in partizipativer Form Szenarien entwickelt, beschrieben, sogar in einem Museum für die breite Nutzung und Weiterentwicklung installiert und in Narrationen erzählt<sup>5</sup>.

**Mentale Zeitreisen:** Für mentale Zeitreisen werden Geschichten (Szenarien unterschiedlicher Art) in neutraler Form benötigt, mit denen in eine bestimmte Zeit gereist werden kann – die Geschichte führt durch einen Tag oder an bestimmte Orte (Cuhls, 2016).

## 6 ... und eine Anekdote aus der Zukunftsarbeit

Um auf die Anekdote zurückzukommen: Im ersten BMBF-Foresight-Prozess von 2007 bis 2009 wurden drei Ansätze ausprobiert, um die sehr trockenen wissenschaftlich-technischen Themen in Geschichten zu transportieren. Der erste Versuch war ein Zeitungsartikel mit dem Aufmacher: Unfall mit einem autonom fahrenden Auto. Die Zeitung war wie eine reale Zeitung formatiert. Der zweite Versuch war ein Dialog bei einem Arzt zur Chronomedizin. Der Arzt erklärt seiner Patientin, warum Depots unter der Haut zeitlich abgestimmt Dosen bestimmter Medikamente abgeben können und welche Vorteile dieses Vorgehen hat. Die Patientin ist in diesem Dialog zunächst sehr skeptisch und muss mühsam von den Vorzügen überzeugt werden. Das dritte Beispiel war unproblematisch, hier ging es um interaktive Erstellung von Haushaltsmöbeln – allerdings mit Logo usw. Dem Auftraggeber waren alle drei Erzählungen zu realistisch – die Gefahr, dass sie für die gegenwärtige Realität gehalten werden könnten oder gar für ein Narrativ, das aufgeladen und verbreitet werden sollte, war zu groß. Daher wurden diese drei Formen der Narration nie veröffentlicht.

5 <https://www.isi.fraunhofer.de/de/competence-center/foresight/projekte/biokompass.html>

## 7 Adressaten von Narrationen und Narrativen

Es gibt viele weitere Möglichkeiten, Szenarien in sehr einfacher und kurzer Form zu transportieren und für unterschiedliche Zielgruppen nutzbar zu machen. Während im oben genannten Beispiel eher Wissenschaftler:innen die Nutzenden sein dürften, können es auch Personen sein, die mit dem Thema noch nicht viel Kontakt hatten. Hier bieten sich viele Bilder oder auch einfache Personengeschichten an. Besonders normative Szenarien und damit Narrative werden häufig über Personas vermittelt. Bürgerinnen und Bürger sollen sich mit diesen Personen identifizieren können. Dabei geht es in der Regel um eine Person A aus B, die etwas erlebt, ausprobiert oder sich in einer bestimmten Umwelt befindet, die dann beschrieben wird. Dies kann neutral als Narration erfolgen. Es gibt diese Geschichten aber auch als Narrative mit Warnungen, Ermahnungen oder es werden Lerninhalte als Botschaft vermittelt.

In Unternehmen werden oft Unternehmensgeschichten transportiert. Hier sollen die Szenarien die Zukunftsstrategie des Unternehmens mittragen oder untermauern oder sogar erst generieren. Viele Szenarien werden daher als Narrationen beschrieben (ganze Zukunftsbilder, nicht nur die Beschreibung von Faktoren und Annahmen hintereinander gereiht), um Interesse zu wecken, um in strategischer Arbeit gemeinsame Ziele und Visionen zu erarbeiten, Schritte zu deren Erreichung, aber auch, um die Mitarbeitenden aller Hierarchiestufen mit einzubeziehen oder ihnen die neuen Maßnahmen zu „verkaufen“. Manche Zukunftsbilder und ihre Narrative werden genutzt, um auf Veränderungen einzuschwören (z.B. Elektroautos als „die“ Zukunft) oder Produkte besser zu verkaufen („Vorsprung durch Technik“). D.h., um ein Narrativ formulieren zu können, ist es notwendig, das wünschbare Szenario oder die wünschbaren Aspekte eines Szenarios zunächst herauszuarbeiten. Hier werden also normative Geschichten benötigt, um Strategien ableiten zu können.

Narrative sind normativ und transportieren eine Botschaft. Daher sind bei der Ausgestaltung und Ausformulierung von Szenarien mit **möglichen** Zukünften Narrationen der bessere Begriff. Es ist trotzdem Vorsicht geboten, was transportiert wird, denn sowohl Narrative als auch Narrationen können falsch verstanden oder bewusst falsch interpretiert werden. Dann können sie sich gegen einen selbst wenden, egal, ob der Versuch war, sie neutral zu formulieren oder nicht.

Derzeit erleben wir eine Inflation von Narrativen – jedes Produkt, jedes Programm und auch politische Richtungen werben mit dem eigenen Narrativ und wie im Eingangsbeitrag von Vera Nünning und Michael Wink treffend aufgezeigt, werden insbesondere in der Politik bewusst „Narrative gesetzt“. Dabei verlieren Menschen leicht den Überblick oder hören auf, die Narrative zu hinterfragen oder die dahinter liegenden Geschichten vollständig zu lesen oder zu versuchen, sie bis in die Tiefe zu durchdringen und zu verstehen. Einige Narrative sind auch sehr lang oder zu verein-

facht – beides ist nicht hilfreich, die korrekte Botschaft zu übermitteln oder für etwas zu motivieren. Damit verfehlen Narrative ihr Ziel.

## Literatur

- Bartsch, B. (2023). *SHAKY CHINA. Five scenarios for Xi Jinping's third term*. MERCATOR INSTITUTE FOR CHINA STUDIES. [https://merics.org/sites/default/files/2023-08/230627\\_MERICS\\_Report\\_Shaky\\_China\\_June2023\\_web\\_small.pdf](https://merics.org/sites/default/files/2023-08/230627_MERICS_Report_Shaky_China_June2023_web_small.pdf)
- Bartsch, B. (2016). *China 2030: Szenarien und Strategien für Deutschland*. <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/china-2030/>
- Börjeson, L., Höjer, M., Dreborg, K.-H., Ekvall, T. & Finnveden, G. (2006). Scenario types and techniques: Towards a user's guide. *Futures*, 38(7), 723–739. <https://doi.org/10.1016/j.futures.2005.12.002>.
- Bradfield, R., Wright, G., Burt, G., Cairns, G. & van der Heijden, K. (2005). The origins and evolution of scenario techniques in long range business planning. *Futures*, 37(8), 795–812. <https://doi.org/10.1016/j.futures.2005.01.003>.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung. (2003). *Eine erste Bilanz Futur: Der deutsche Forschungsdialog. Eine erste Bilanz*.
- Cairns, G. & Wright, G. (2018). *Scenario Thinking*. Palgrave Macmillan.
- Crawford, M. M. & Wright, G. (2022). The value of mass-produced COVID-19 scenarios: A quality evaluation of development processes and scenario content. *Technological Forecasting and Social Change*, 183, 121937. <https://doi.org/10.1016/j.techfore.2022.121937>.
- Cuhls, K. (2012). Zukunftsforschung und Vorausschau: Verständnis von Zukunftsforschung und Vorausschau. In W. J. Koschnick (Hrsg.), *FOCUS-Jahrbuch 2012: Prognosen, Trend- und Zukunftsforschung* (S. 319–338).
- Cuhls, K. (2016). Mental time travel in foresight processes – Cases and applications. *Futures; Special Issue „Experiencing Futures“* (Cuhls, K. & Daheim, C. (Hg.). <http://dx.doi.org/10.1016/j.futures.2016.05.008>.
- Cuhls, K. (2024). Foresight statt Prognosen – gestalten statt vorherzusagen. Vorab-Onlinepublikation. <https://doi.org/10.17885/heup.hdjbo.2024.1.25077> (45–60 Seiten/Heidelberger Jahrbücher Online, Bd. 9 (2024): Prognosen in der Wissenschaft).
- Cuhls, K., Rosa, A., Weber, K. M., Giesecke, S., Wasserbacher, D. & Könnölä, T. (2022a). *After the new normal: Scenarios for Europe in the post Covid-19 world: Foresight on Demand (FoD)*. Foresight. Publications Office of the European Union. <https://doi.org/10.2777/21884>
- Cuhls, K., Rosa, A., Weber, K. M., Giesecke, S., Wasserbacher, D. & Könnölä, T. (2022b). *After the new normal. Scenarios for Europe in the post Covid-19 world: Foresight on Demand (FoD)*. Foresight. Publications Office of the European Union. <https://doi.org/10.2777/21884>.
- Cuhls, K., Voglhuber-Slavinsky, A., Banchs-Piqué, M. & :unav (2024). *D 1.5 Report. Context scenarios for food systems*. <https://doi.org/10.24406/publica-2992>.
- Daimler, S., Havas, A., Cuhls, K., Yorulmaz, M. & Vrgovic, P. (2021). Multiple futures for society, research, and innovation in the European Union: jumping to 2038. *Journal of Responsible Innovation*, 8(2), 148–174. <https://doi.org/10.1080/23299460.2021.1978692>.

- D'Alessio, A., Fornarini, C., Fernandez, N., Namasivayam, A. S., Visconti, P., Dertien, J., Hällfors, M., Jung, M., Moreira, F., O'Connor, L., Osti, M., Quintero-Urbe, L. C., Viti, M. M., Laut, A., Pereira, H. M., Verburg, P. H. & Rondinini, C. (2025). Narratives for Positive Nature Futures in Europe. *Environmental management*, 75(5), 1071–1083. <https://doi.org/10.1007/s00267-025-02123-3>.
- Dator, J. (2009). Alternative futures at the Manoa School. *Journal of futures studies*, 14(2), 1–18. <https://jfsdigital.org/wp-content/uploads/2014/01/142-A01.pdf>.
- Diotaiuti, P., Mancone, S., Falese, L., Ferrara, M., Bellizzi, F., Valente, G., Corrado, S. & Misiti, F. (2022). Intention to Screen for Hepatitis C Among University Students: Influence of Different Communicative Scenarios. *Frontiers in psychiatry*, 13, 873566. <https://doi.org/10.3389/fpsy.2022.873566>.
- Durán, A. P., Kuiper, J. J., Aguiar, A. P. D., Cheung, W. W. L., Diaw, M. C., Halouani, G., Hashimoto, S., Gasalla, M. A., Peterson, G. D., Schoolenberg, M. A., Abbasov, R., Acosta, L. A., Armenteras, D., Davila, F., Denboba, M. A., Harrison, P. A., Harhash, K. A., Karlsson-Vinkhuyzen, S., Kim, H., ... Pereira, L. M. (2023). Bringing the Nature Futures Framework to life: creating a set of illustrative narratives of nature futures. *Sustainability science*, 1–20. <https://doi.org/10.1007/s11625-023-01316-1>.
- Erdmann, L [Lorenz] & Schirrmeister, E. (2016). Constructing transformative scenarios for research and innovation futures. *Foresight*, 18(3), 238–252. <https://doi.org/10.1108/FS-06-2014-0041>
- Espinosa, C., Pregernig, M. & Fischer, C. (2017). *Narrative und Diskurse in der Umweltpolitik: Möglichkeiten und Grenzen ihrer strategischen Nutzung. Zwischenbericht. Hg. v. Umweltbundesamt (UBA-Texte, 86/2017)*. [https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2017-09-27\\_texte\\_86-2017\\_narrative\\_o.pdf](https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2017-09-27_texte_86-2017_narrative_o.pdf).
- Gabriel, J., Warnke, P., Schirrmeister, E. & Dönitz, E. (2016). Qualitative Szenarien als Tool des organisationalen Lernens. In M. Schnurr & H. Glockner (Hrsg.), *UBA-Texte: 49/2016. Strategische Vorausschau in der Politikberatung: Beiträge und Diskussionsergebnisse eines UBA-Fachgesprächs* (S. 13–19). Umweltbundesamt.
- Godet, M. (2006). *Strategic Foresight. LA PROSPECTIVE Problems and Methods*.
- Goodwin, P. & Wright, G. (2025). Can Narrative-Based Scenarios Support Quantitative Judgmental Forecasting? *FUTURES & FORESIGHT SCIENCE*, 7(1), Artikel e70003. <https://doi.org/10.1002/ffo2.70003>.
- Kimpeler, S., Cuhls, K., Freudenberg, C., Guiffre, G., Galvini, G., Ricci, A., Marmora, L., Giesecke, S., Wasserbacher, D., Heinonen, S., Knudsen, M. & Könnölä, T. (2023). *Foresight on Demand (FoD) Impact of the COVID-19 pandemic on European Consumer Behaviour – Foresight Study: Final Report*. [https://commission.europa.eu/strategy-and-policy/policies/consumers/consumer-protection-policy/evidence-based-consumer-policy/foresight-study-consumer-behaviour\\_en](https://commission.europa.eu/strategy-and-policy/policies/consumers/consumer-protection-policy/evidence-based-consumer-policy/foresight-study-consumer-behaviour_en).
- Kosow, H. & Gaßner, R. (2008). *Methods of Future and Scenario Analysis*. DIE. [http://www.die-gdi.de/uploads/media/Studies\\_39.2008.pdf](http://www.die-gdi.de/uploads/media/Studies_39.2008.pdf).
- Neef, N. E., Fußwinkel, S., Roos, C., Frank, L., Shihepo, K. & Richter, I. (2023). Optimistic narrative future visions: a communication tool for promoting sustainable (plastic) behavior. *Frontiers in psychology*, 14, 1252895. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2023.1252895>.



- Opiela, N., Mohabbat Kar, R., Thapa, B. & Weber, M. (2018). *Exekutive KI 2030: Vier Zukunftsszenarien für Künstliche Intelligenz in der öffentlichen Verwaltung*. <https://publica.fraunhofer.de/entities/publication/b22de1a9-8450-4eco-8b6f-c8553a1e3126>.
- Rowland, N. J. & Spaniol, M. J. (2017). Social foundation of scenario planning. *Technological Forecasting and Social Change*, 124, 6–15. <https://doi.org/10.1016/j.techfore.2017.02.013>.
- Shoemaker, P. J. H. (1995). Scenario Planning: A Tool for Strategic Thinking. *MITSloan Management Review*, 36(2), Reprint #3622.
- Spaniol, M. J. & Rowland, N. J. (2019). Defining scenario. *FUTURES & FORESIGHT SCIENCE*, 1(1), Artikel e3. <https://doi.org/10.1002/ffo2.3>.
- van der Heijden, K. (1996). *Scenarios. The Art of Strategic Conversation*.
- Warnke, P., Dönitz, E., Opitz, I., Zöll, F., Doernberg, A., Specht, K., Siebert, R., Piorr, A. & Berges, R. (2018). *Szenarien zur Zukunft der Nahrungsmittelversorgung: Chancen und Herausforderungen für alternative Versorgungsnetzwerke*. <http://publica.fraunhofer.de/documents/N-481685.html>.
- Wright, G., Bradfield, R. & Cairns, G. (2013). Does the intuitive logics method – and its recent enhancements – produce „effective“ scenarios? *Technological Forecasting and Social Change*, 80(4), 631–642. <https://doi.org/10.1016/j.techfore.2012.09.003>.
- Wright, G., O'Brien, F., Meadows, M., Tapinos, E. & Pyper, N. (2020). Scenario planning and foresight: Advancing theory and improving practice. *Technological Forecasting and Social Change*, 159, 120220. <https://doi.org/10.1016/j.techfore.2020.120220>.
- Zweck, A., Holtmannspötter, D., Braun, M., Erdmann, L [L.], Hirt, M. & Kimpeler, S [S.]. (2015). *Geschichten aus der Zukunft 2030: Ergebnisband 3 zur Suchphase von BMBF-Foresight Zyklus II*. VDI Technologiezentrum GmbH.
- Zwicky, F. (1969). *Discovery, Invention, Research – Through the Morphological Approach*. The Macmillan Company.

## Über die Autorin

**Prof. Dr. Kerstin Cuhls** ist seit 1992 am Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI in Karlsruhe als wissenschaftliche Projektleiterin tätig. Seit 2025 leitet sie das Geschäftsfeld Foresight für Wissenschaft und Zivilgesellschaft.

An der Universität Heidelberg ist sie seit 2020 wieder mit einer Professur für Japanologie am CATS, Zentrum für Ostasienwissenschaften vertreten und unterrichtet dort Zeitkonzepte, Zukünfte in Ostasien, Demografischer Wandel oder Künstliche Intelligenz sowie Innovationen in Ostasien.

Kerstin Cuhls begann am Fraunhofer ISI mit Delphi-Befragungen im internationalen Vergleich, erweiterte aber den methodischen Werkzeugkasten um Szenarien, Roadmapping, Workshop-Konzepte und Horizon Scanning. Von 2007 bis 2009 war sie Projektleiterin des ersten Zyklus des nationalen BMBF-Foresight-Prozesses. In nationalen, regionalen und internationalen Studien für verschiedene Auftraggeber baute sie ein umfangreiches Repertoire an Foresight-Methoden auf, die in Projekten und

Lehrveranstaltungen an der Freien Universität Berlin (Master Zukunftsforschung), der Universität Straßburg, Frankreich, sowie der Bundesakademie für Sicherheitspolitik (BAKS) unterrichtet und in Projekten angewendet werden.

Kerstin Cuhls war Mitglied des European Forum for Forward-Looking Activities (EFFLA) der Europäischen Kommission, der High Level Expert Group RISE und der Expertengruppe „Strategic Foresight“. Sie war Mitglied der SCAR Foresight-Expertengruppe, die das 5. SCAR Foresight für die Europäische Kommission durchführte und leitet den derzeitigen Foresight-Prozess. Kerstin Cuhls ist Mitherausgeberin von Futures & Foresight Science, in Beiräten verschiedener Zeitschriften (z. B. Technological Forecasting & Social Change, Journal of European Futures Research, Futures & Foresight Science) aktiv und war bis 2022 Mitherausgeberin der deutschen Zeitschrift für Zukunftsforschung. Ihre aktuellen Forschungsgebiete sind Foresight und Zeit, Food Systems, circadiane Rhythmen und geopolitische Instabilitäten.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Kerstin Cuhls  
Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung  
Breslauer Str. 48  
76139 Karlsruhe  
kerstin.cuhls@isi.fraunhofer.de

und

Universität Heidelberg  
Zentrum für Ostasienwissenschaften (CATS)  
kerstin.cuhls@zo.uni-heidelberg.de

Narrative und Anekdoten sind nicht nur im Alltag allgegenwärtig, sie finden sich auch in den Wissenschaften, in denen sie eine Reihe von unterschiedlichen Funktionen erfüllen. Gleichzeitig gibt es nur relativ wenig Fachliteratur zu diesem Thema: Diese Arten von Erzählungen werden in der Regel als selbstverständlich akzeptiert und nicht weiter untersucht, obwohl sie uns nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch in die Irre führen können. In diesem Jahrbuch befassen sich Beiträge aus einem breiten Spektrum von Wissenschaften mit den Möglichkeiten und Grenzen von Narrativen und Anekdoten. Im Vordergrund stehen zwei Themenbereiche: Zum einen die Vor- und Nachteile des Gebrauchs dieser Gattungen bei der Generierung und Vermittlung von Wissen in den Wissenschaften, und zum anderen deren Charakteristika und Funktionen in der Literatur, in Wirtschaft und Politik sowie in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Wie in diesem Band deutlich wird, erfüllen Erzählungen – auch Mythen – eine Reihe von wichtigen Funktionen; gleichzeitig ist insbesondere beim Umgang mit Narrativen Vorsicht geboten, da diese zwar oft als faktenorientiert und angemessen eingeschätzt werden, oft jedoch eine einseitige Sicht der Welt wiedergeben.

## Über die Herausgeber

**Prof. Dr. Vera Nünning** arbeitet am Anglistischen Seminar an der Universität Heidelberg. Ihre Buchpublikationen befassen sich mit der britischen Literatur des 18. 19., und 20. Jahrhunderts; Forschungsschwerpunkte liegen in der Erzählforschung, Gender Studies, der Kulturtheorie und britischen Kulturgeschichte.

**Prof. Dr. Michael Wink** arbeitet seit 1989 als Ordinarius für Pharmazeutische Biologie an der Universität Heidelberg. Seine Arbeitsgebiete reichen von der Phytochemie, Arznei- und Giftpflanzen, Pharmakologie bis zur Ornithologie, Systematik und Evolutionsbiologie von Phytochemie, Sekundärstoffwechsel, Arznei- und Giftpflanzen bis zur Systematik, Phylogenie und Evolutionsforschung.



UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG  
ZUKUNFT  
SEIT 1386